

Voltaire und Goethe vor dem Hintergrund des Schwetzingener Schloßparks

Lili Fehrle-Burger, Heidelberg

Der Schwetzingener Schloßgarten, „ein Gedicht von ganz bestimmtem Klange“, wie die vollkommenste Anlage eines Gartens nach Eichendorff zu sein habe, hat seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, als Carl Theodors Hofkünstler seine Ausgestaltung begannen, klassische und romantische Dichter dazu verlockt, in diesem kurpfälzischen Gartenparadies wie durch eine der Erde entlockte Musik zu lustwandeln. Berauschte Farben, Düfte und Wasserspiele verwoben sich darin mit poetischen Wunschbildern eines erotischen Arkadien, wie sie in Watteaus und Tiepolos Gemälden den idealen Rahmen für tanzende und musizierende Hofgesellschaften bilden. Den Standbildern von Liebesgöttinnen und Nymphen, die dort umschwärmt werden, scheint bei diesen Festlichkeiten eine ansteckende Fröhlichkeit in die Glieder zu fahren. Sie beginnen, von Tanzlust bewegt, sich von ihren Sockeln zu lösen oder gar herabzusteigen, als gelte es, in einem wiederbelebten goldenen Zeitalter ihre Versöhnung mit den Menschen zu feiern. Auch den Dichtern jener Zeit verwandelten sich gelegentlich Parkfiguren auf ähnliche Weise gleichsam in Medien ihrer mythischen Einbildungskraft. Ebenso wie die Bildhauer jenes

tänzerisch beschwingten Zeitalters aus einer dramatischen Szene oder einer Pantomime statuarisch geeignete Augenblicke herausgriffen, um ihre in sich bewegten Standbilder daraus zu gestalten.

Beispielsweise sieht Goethe in seiner Vision „Auf geweihtem Platz“ die Götter sich heimlich vom Olymp herabgesellen, denn „Hier belauscht sie der Dichter und höret die schönen Gesänge
Sieht verschwiegener Tänze geheimnisvolle Bewegung...“

Voltaire in Schwetzingen

Am 29. Juli 1753, bei dem erstmaligen Besuch des Dichters und kritischen Geschichtsphilosophen François-Marie Voltaire, dieses „der französischen Nation gemäßesten Schriftstellers“, wie ihn Goethe später nannte, stand Carl Theodors Gästen noch kaum mehr als „der geweihte Platz“ des Schwetzingener Kreisparterres zwischen den beiden Zirkelhäusern und den beiden Laubengängen nach dem Gartenplan des Hofgärtners Johann Ludwig Petri von Pfalz-Zweibrücken vor Augen. Erst im Mai hatte die Ausgestaltung nach Petris Plan begonnen. Nach dem



Voltaire, François-Marie Arouet
(1694–1778)
Archiv: H. L. Zollner, Ettlingen

Vorbild französischer Schloßgärten schloß sich an die barocke Weiträumigkeit der Platzwirkung des Kreisparterres eine repräsentative Schloßallee an, die von 3411 Linden aus Holland eingerahmt, den perspektivischen Blick in die Ferne öffnen sollte. Die Linden trafen jedoch erst kurz vor Weihnachten ein und die Ausgestaltung des waldartigen englischen Teils, den die Lindenallee mit dem geometrischen französischen Teil verbinden sollte, begann erst anderthalb Jahrzehnte später.

Voltaire sah demnach den Schloßgarten nur in den Anfängen seiner Entstehung. Aber als künstlerisch erfahrener Gartenfreund konnte er mit seinem Landsmann Nikolaus Pigage, dem leitenden Gartenbaudirektor, Gedanken über alle weiteren Pläne austauschen. Um diese Zeit arbeitete auch Peter Anton Ver-

schaffelt, Carl Theodors beliebtester Hofbildhauer, bereits an den vier mächtigen Urnen für die Schloßterrasse, die als Sinnbilder der vier Weltzeitalter programmgemäß als Grundakkord eines goldenen Zeitalters gedacht waren, das sich zu Füßen Carl Theodors in der Gartenanlage ausbreiten sollte. Da er sich zum Friedensfürsten berufen fühlte, hatte er später, außerhalb der goldenen Mitte des Kreisparterres, als tragische Randfiguren die sterbende Mutter Neros und den sterbenden Alexander aufstellen lassen. Sie repräsentieren dort weltgeschichtliche Warnsignale großer Epochen, die an ihrem Übermaß zugrunde gingen. Diese Geschichtsauffassung entsprach Voltaires Kritik an seiner eigenen Zeit. Seine Vorstellung von einem goldenen Zeitalter erschöpfte sich nicht nur in einem romantisch glorifizierten Rückblick

auf ideale Naturzustände, sondern verband mit einem revolutionären Blick in die Zukunft eine folgerichtig entwickelte Forderung einer gesunden Wiederherstellung von Freiheit und Menschenwürde nach Überwindung einer scharfsinnig demaskierten Gegenwart. Nach seinem Bruch mit Friedrich dem Großen, an dessen Königshof er lange Zeit in hoher Gunst stand, fand Voltaire in der kurpfälzischen Sommerresidenz in Carl Theodor zwar einen nicht so überragenden Geist, aber doch einen begeisterungsfähigen, dankbaren Zuhörer, der immer sein empfängliches Ohr an der Quelle des Ursprungs neuer geistiger und künstlerischer Strömun-

gen hatte und darin die Geburtswehen einer neuen Zeit verspürte. Stets bemüht, mit den Fortschritten auf allen Gebieten der Wissenschaft, Poesie, Kunst und Musik Schritt zu halten, las er Rousseau und Voltaire, immer wieder Voltaire, bis sich ihm eine günstige Gelegenheit bot, ihn für sich zu gewinnen. Er erkannte in ihm die treffsicher spottende Angriffslust eines vorwärtsdrängenden, weltverwandelnden Geistes, der 2 Jahrzehnte später Mahomet ausrufen läßt:

„Sonne, dir glühenden
weicht sich das glühende Herz“.

Was den Kurfürsten an Voltaires Tragödien faszinierte, war für den, mit dem Spürsinn

Einer der beiden sterbenden Hirsche, von Hunden angefallen





Die Moschee im Schwetzingener Park

Foto: Robert Häusser, Mannheim

seiner französischen Mutter begabten Kunstfreund, die an Racine geschulte Schönheit der klassischen Sprache und ihre von Shakespeare beeinflusste dramatische Kraft der Gestaltung, wengleich das englische Genie sich ihm darin überlegen zeigt.

Schon zwei Jahrzehnte vorher war Voltaire mit einem Schlage berühmt geworden. Man schrieb das Jahr 1732, als man Carl Theodor noch in Schwetzingen als achtjährigen Kurprinzen fröhlich umherstreifend und spielend sein sommerliches Kinderparadies genießen sah. Eine kleine altertümliche Brücke führte damals noch von der einstigen Wasserburg über den ehemaligen Festungsgraben in einen vom Gesang der Waldvögel umtönten Pomeranzenhain.

In jenem Jahr löste in Paris bereits die Uraufführung von Voltaires „Zaire“ im französischen Theaterleben stürmische Sensationen

aus. Titelheldin ist darin ein schönes junges Mädchen, das schuldlos durch die Engstirnigkeit eines christlichen Ritters in einen lebensbedrohenden Konflikt gerät, aber am Ende durch die edelmütige Großzügigkeit eines sich selbst aufopfernden Sultans befreit wird.

Seit dem zunehmenden Erfolg dieser vieldiskutierten Tragödie entzündeten sich in der Bildungswelt des christlichen Abendlandes immer wieder heftige Diskussionen über die Relativität aller Religionen, die angesichts der moralischen Unterlegenheit eines dogmatisch verhärteten Christen gegenüber der Toleranz eines großzügigen Sultans aufgelöst wurden. Tief beeindruckt von dem Schauspiel schrieb der einer alten, protestantischen Predigerfamilie entstammende Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) nach seiner gescheiterten Berufung als kurpfälzischer

Theaterleiter sein 1779 im Geist seiner gleichgesinnten Freunde vollendetes Drama „Nathan der Weise“ mit der berühmten Ringparabel:

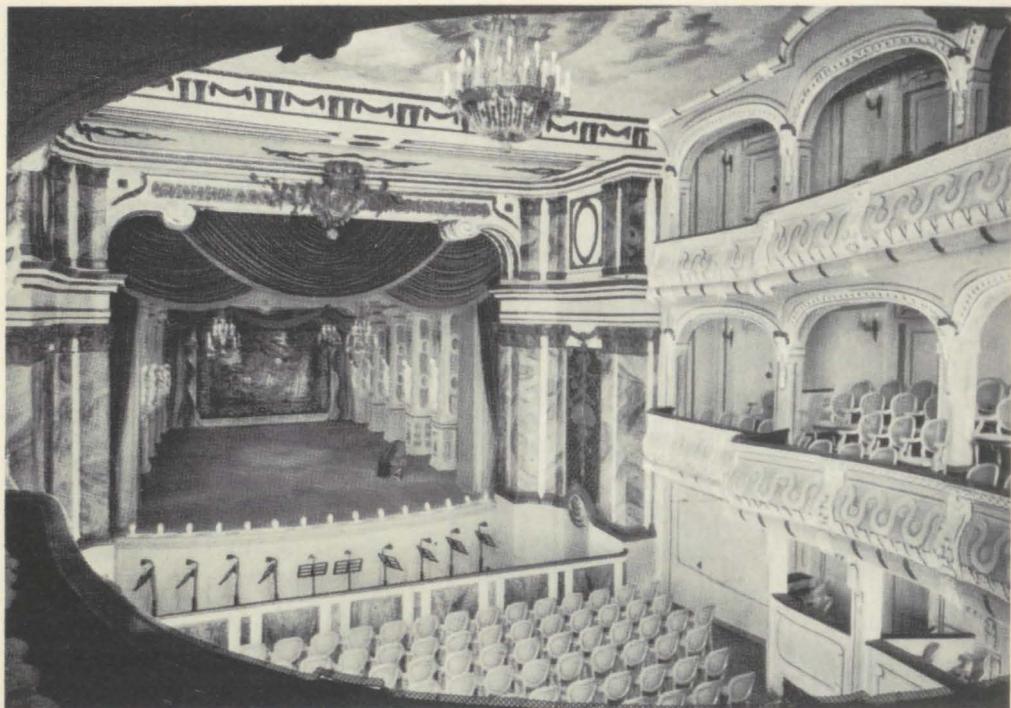
„Es eifre jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!“

Ihre Krönung hat diese Gesinnung in der über dreißigjährigen Entstehungsgeschichte des Schwetzingener Schloßgartens am Ende in der 1778 begonnenen und erst 1795 vollendeten türkischen Moschee gefunden, deren kunstvoll eingemeißelte Lebensweisheiten aus dem Koran von den Mauern und Wänden herab die Besucher unmittelbar ansprechen. Sie setzen eine philosophische Reife voraus, zu der man im Leben oft nur auf Irrwegen und Umwegen gelangt, wie man sie in Schwetzingen auf den wurzelhaft ver-

schlungenen Gängen und spiralförmigen Wandeltreppen nachvollziehen kann, die durch labyrinthische Felsengewölbe zu den luftigen Säulentempeln von Apollo und Merkur emporführen, den Blütenkronen vergleichbar, in denen sich die Metamorphose der Pflanzen vollendet. Die geistigen Impulse, denen diese, den klassischen Idealismus symbolisierenden Motive entsprangen, sind zweifellos zuerst durch den nachhaltigen Einfluß Voltaires geweckt worden, seitdem er nach seinem triumphalen Einzug in Schwetzingen dort als ein aufsteigender Komet galt. Obgleich seine geistreiche und nicht selten mit pietätlosen Frivolitäten gewürzte Philosophie von Carl Theodors jesuitischer Umgebung mißbilligt werden mußte, bereitete der streng kirchlich erzogene Kur-

Kurfürst Carl Theodor musizierend
Bildnis von J. G. Ziesenis 1757





Das Schwetzingen Rokoko-Theater 1752 von Nicolas Pigage erbaut

fürst dennoch dem Dichter einen so ehrenvollen Empfang, wie es sonst nur bei Ankunft eines großen Fürsten üblich war. So wurde gleich nach Eintreffen der Nachricht von der Ankunft Voltaires in Mannheim auf kurfürstlichen Befehl eine Staatskarosse entsandt, die den Dichter mit seinem Sekretär, dem Florentiner Kosmas Collini, nach Schwetzingen brachte. Dort ließ er ihn in den vornehmsten Gemächern seines Schlosses, neben seinen eigenen Wohnräumen, unterbringen. Bei Tisch saß Voltaire zu seiner Rechten, woraus sich stets die anregendsten Gespräche ergaben. Dabei war die gespannte Aufmerksamkeit aller Gäste stets auf den markanten Charakterkopf gerichtet. Unter der hohen Stirne und den feurig blitzenden Augen lauerte in den spitzen Winkeln seines spottlustigen Mundes immerfort der Schalk.

Ein echter Zug von Menschlichkeit milderte dabei seinen Scharfsinn.

Auf Carl Theodor wirkte diese aus Skepsis, Haß gegen erstarrte Konventionen, witziger Überlegenheit und temperamentvollster Lebenskraft bestehende Persönlichkeit wie das erfrischende Bad einer geistigen Wiedergeburt. Je mehr es seinem Dichterfreund gelang, anezogene Auffassungen aufzulockern und in Frage zu stellen, desto mehr lebte der Kurfürst auf, indem er für alles Neue empfänglich wurde, was sich im europäischen Geistesleben bis in die feinsten Wurzeln des Denkens und Fühlens hinein anbahnte.

Während dieses ersten vierzehntägigen Aufenthalts in Schwetzingen schrieb der Dichter an seinem Roman „Candide“, aus dem er dem Kurfürsten und seinen Freunden täglich neue Kapitel vorlas, womit er begeisterten

Anklang fand. Mit zunehmender Spannung nahm man an der Entstehung des Romans, wie an einem fortlaufenden Theatererlebnis teil. Voltaire, dem es in dieser Zeit vergönnt war, im Schwetzingen Gartenglück den gewünschten Abstand zur Welt zu halten, zog in dieser Erzählung alle Register seiner geistreichen Eulenspiegelereien und seiner Ironie. Sie war für die biedereren Deutschen des Hofes eine ungewohnte Eigenschaft, denn wie Merck, Goethes Vorbild für seinen Mephisto, bemerkte, „Die Ironie ist eine Pflanze, die bei uns noch immer so wenig gedeihen will, als die Teestunde in Schweden.“ Umso befreiender wirkte sie nun auf dem dogmatisch verhärteten Boden der Kurpfalz.

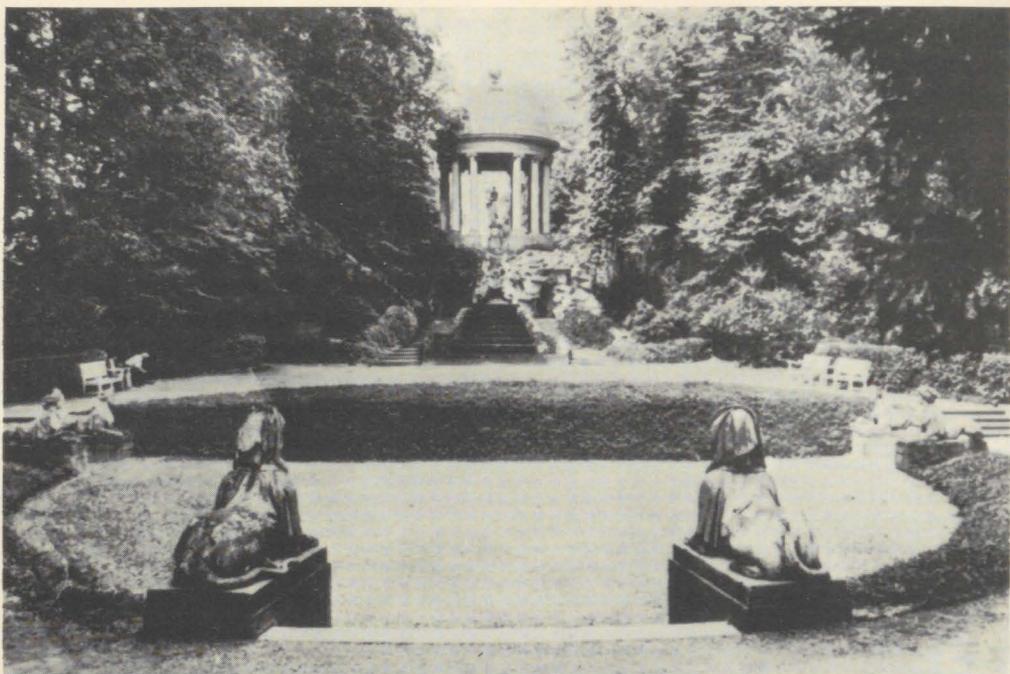
Candide, ein sanftmütiger Knabe, wird darin in eine groteske Folge von katastrophalen Zusammenstößen mit der alltäglichen Wirklichkeit verstrickt. Ihre unvorhersehbaren, oft grausamen und gewaltsamen Überraschungseffekte führen den jungen Titelhelden am Ende zu der Einsicht, daß man aus diesen Labyrinthen des Lebens nur durch die Kultivierung des eigenen Gartens befreit werden könne, womit der geistig-seelische Innenraum gemeint ist, den man sich selber schafft.

Immer wieder schockieren auf diesem Weg die erbarmungslosen Kettenreaktionen des Schicksals, denen der gutherzige Candide im Laufe seiner Lehr- und Wanderjahre ausgesetzt ist. Bei seinen satirisch geschilderten Zusammenstößen mit den trivialen Realitäten des Lebens sieht der junge weltfremde Optimist immerfort sein Trugbild von der besten aller Welten entlarvt, das ihm der Lehrmeister an seiner Seite stets von neuem vorgaukelt. Dieser hartnäckig wiederkehrende Erzieher verkörpert jedoch nur seinen eigenen Optimismus, von dem er als ein Kind der Aufklärung nicht lassen kann. Seine labyrinthisch verlaufenden Robinsonaden werden durch den zärtlichen Austausch eines Kusses mit der Tochter seines Schloßherrn hinter einem Wandschirm ausgelöst. Er hat

einen brutalen Fußtritt des Barons zur Folge, mit dem der Ertappte aus dem Hause gejagt wird. Der in die Welt Hinausgestoßene übersteht sein Schicksal abwechselnd als Märchenheld, verwegener Abenteurer und unfreiwilliger Komiker, bis er reumütig in die schlichte Erkenntnis seines unversehr gebliebenen Bildungstriebes heimkehrt: „Aber mein Garten muß kultiviert werden.“

1758, bei seinem zweiten Besuch in Schwetzingen, widmete Voltaire sein erstes ungedrucktes Exemplar von „Candide“ seinem kurfürstlichen Gönner. Im Lauf der fünf Jahre seit seinem ersten Besuch hatte die Ausgestaltung des Schloßgartens schon auffallende Fortschritte gemacht. Die Lindenallee öffnete bereits über das Kreisparterre hinaus den perspektivischen Blick auf die fernen bläulich schimmernden Pfälzer Berge. Der Garten als ein vollkommenes Spiegelbild der Innenwelt einer großen Persönlichkeit trat dem Dichter dort vor Augen. Er sollte auch für seinen fürstlichen Freund ein Gleichnis werden. Mochte dieser, wie „Candide“, den er ihm gewidmet hat, aller Illusionen von einer heilen Welt beraubt werden — in seinem Garten konnte er sie sich selbst schaffen. Der tiefere Sinn, den Voltaires Schwetzingen Zuhörer schon bei seinem ersten Besuch während des Entstehens seines satirischen Romans erfassen konnten, trat angesichts des mitten in der Ausgestaltung begriffenen Parks klar zutage. Der Dichter sah den Fortschritt der Menschheit nicht in dem, was man sich gegenseitig vormacht oder vormachen läßt, sondern in der schöpferischen Kraft, die jeder einzelne auf dem Weg seiner Selbstverwirklichung in sich entwickelt und mit der er auf seine Weise zum Wohl der Allgemeinheit beiträgt.

Die satirischen Seitenhiebe auf heillose Zustände in der Welt, mit denen in dem Roman nicht gespart wird, vermochten die euphorische Stimmung jener paradiesischen Sommertage nicht zu beeinträchtigen. Man schwärmte davon, wie sich Schwetzingen in



Der Apollo-Hain heute

den Musentempel eines Dichturfürsten verwandelt habe.

Es wurden Gartenfeste, Bälle, Konzerte, Schauspiele und Jagden veranstaltet. „Der pfälzische Hof“, so diktierte später Voltaire seinem Florentiner Sekretär, „war damals wohl der glänzendste in Deutschland. Feste folgten auf Feste, und der gute Geschmack, der dabei entwickelt wurde, verlieh ihnen immer neue Reize. Da gab es Jagden, Opern, französische Schauspiele, Musikaufführungen durch die ersten Virtuosen Europas, kurz, die kurfürstliche Residenz war der angenehmste Aufenthalt der Welt für jeden Fremden von Ruf und Verdienst, der hier mit Sicherheit auf herzliche und schmeichelhafte Aufnahme zählen konnte.“

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Schwetzingen gab es für Voltaire eine große Überraschung. Eines Abends traten Fanfarenbläser auf, um die ganze Hofgesellschaft

durch Säle und Gänge in den nördlichen Zirkelbau zu geleiten. In dem vorletzten Saal führte Carl Theodor den Dichter über einige Stufen in einen dunklen Korridor und von dort in die Hofloge seines prunkvollen Schloßtheaters, von dem Voltaire noch nichts gewußt hatte. Kaum hatten alle Gäste Platz genommen, erklang die Festouvertüre. Dann hob sich der Vorhang, und Voltaire erblickte „Zaïre“ in einer orientalischen Märchenpracht von „Tausendundeiner-Nacht“, gespielt von einer französischen Schauspieltruppe.

Voltaire war sich der Wirkung seiner Tragödie bewußt. Nach seinen eigenen Äußerungen empfand er den großen Klassiker Racine nicht als einen vorbildlichen Meister der Tragödie und Corneille als „nicht interessant genug“. Die beiden großen Dichter Frankreichs konnten tatsächlich nur durch ihn übertroffen werden. Mit „Zaïre“ ist ihm das

auch gelungen. Daher war die Schwetzingener Festaufführung die höchste Ehrung, die ihm auf deutschem Boden zuteil geworden war. Noch drei weitere Stücke von ihm wurden während seines Aufenthalts aufgeführt, wahrscheinlich „Oedipus“, „Alzire“ und „Brutus“. Die theatergeladene Atmosphäre Schwetzingens regte ihn an, nach langjähriger Beschränkung auf philosophische Weltbetrachtung wieder ein Drama zu gestalten: „L'orpheline de la Chine“ („Das chinesische Waisenkind“) nach einem 1730 in französischer Übersetzung erschienenen Singspiel des chinesischen Dichters Chi Chün-Hsiang aus dem 14. Jahrhundert. Durch die Eroberung Pekings 1215 will sich der Mongolenführer Dschingis-Chan für die Zurückweisung seiner Liebe zu einer Prinzessin aus dem alten chinesischen Kaiserhaus rächen. Er fordert die Herausgabe des verwaisten Thronfolgers, der sich in ihrem Haus versteckt hält. Durch den opferbereiten altchinesischen Edelmut des Pflegevaters aber wird er moralisch bekehrt und ringt sich zu einer selbstlosen, staatsmännischen Gesinnung durch.

Daß sich Voltaire das mittelalterliche China zum Schauplatz für sein klassisches Humanitätsideal wählte, entsprach seiner Überzeugung, daß dort das menschlich veredelnde Fortwirken einer alten patriarchalischen Kultur noch nicht die Freiheit der inneren Gewissensentscheidungen durch aufgezwungene konfessionelle oder politische Dogmen beeinträchtigt oder verwirrt habe.

In diesem größtenteils in Schwetzingen entstandenen Drama hat sich Voltaire am leidenschaftlichsten zu einer natürlichen Religion des Herzens bekannt. Die revolutionäre Gesinnung des Stücks schreckte Carl Theodor nicht ab, vielmehr beteiligte er sich selbst mit dem größten Interesse an den Vorbereitungen für die Schwetzingener Aufführung, die 1755 stattfand. Für Voltaire hatte damit eine neue Epoche seiner dramatischen Dichtkunst begonnen. 1759 wurde in Schwetzingen be-

reits sein nächstes Stück, der von Goethe später ins Deutsche übersetzte „Tancredi“, aufgeführt. Den Schauplatz der Handlung bildet Syrakus im Zeitalter des byzantinischen Rittertums und der Sarazenenkämpfe zu Beginn des 11. Jahrhunderts. Tancred, der Züge von Ariosts „Orlando furioso“ trägt, scheidet an dem romantischen Ideal seines ritterlichen Edelmutz. Sein tragisches Ende, von Shakespeares „Romeo und Julia“ beeinflusst, stellt die Unvereinbarkeit einer natürlichen großen Liebe mit den starren Grundsätzen und den bornierten Vorurteilen einer herrschenden Gesellschaft dar.

Schon vor der Aufführung seines „Tancredi“, zu dem ihn die gleichnamige Oper des französischen Hofkomponisten André Campra (1660–1744) angeregt haben mag, war Voltaire in den Augusttagen des Jahres 1758 zum zweiten Mal in Schwetzingen gewesen und hatte seinen Aufenthalt in vollen Zügen genossen: „Man ergötzte sich diesmal dort wie 1753“, schrieb er an Collini.

Mittlerweile war auch seine „Olympie“ (ursprünglich „Cassandre“) mit einer persönlichen Widmung an Carl Theodor entstanden. Die am 30. September und am 7. Oktober 1762 aufgeführte Tragödie handelt von der makedonischen Königstochter Olympie im Zeitalter Alexanders des Großen. Das Drama beginnt vor einem Säulentempel in Ephesos und endet mit dem Tod der Titelheldin auf dem Scheiterhaufen.

In der griechischen Mysteriengemeinde dieser Tragödie spielt der Oberpriester Hierophant die tragende, geistige Rolle des Stücks, indem er gegenüber einer unduldsamen Priesterkaste eine echte religiöse Gesinnung vertritt. Das Christentum erscheint darin im Kern schon vorgebildet. Der Hierophant sollte dem 18. Jahrhundert als Vorbild gegen weltlichen und geistlichen Despotismus dienen. Wenn die Jesuiten diese Gesinnung vertreten hätten, so meinte Voltaire in einem seiner Briefe an Carl Theodor am 5. Juli 1762, „so befänden sie sich noch in

Portugal und würden in Frankreich nicht mit scheelen Augen angesehen werden.“ Carl Theodor stimmte ihm darin zu, indem er ergänzend bemerkte, daß man in der Welt nur selten einen Priester antreffen könne, der dem Idealbild eines von Eigensucht und Ehrgeiz freien Gottesverehrerers gleichkäme.

Bei der Vorbereitung der Schwetzingener Uraufführung wirkte Voltaires Sekretär Collini als „Intendant du Temple“, wie ihn der Dichter scherzhaft nannte, mit. Haltung, Bewegung und Sprechweise wurden dabei bis in die feinsten Einzelheiten hinein vorgeschrieben. Die Aufführung wurde schließlich ein überwältigender Erfolg, wie Collini an Voltaire berichtete, zu dem nicht nur die prächtigen Dekorationen beitrugen, sondern auch der am Ende in echten Flammen aufgehende Scheiterhaufen. Der profunde Kenner der *bête humaine* gab sich keinen Illusionen darüber hin, daß der ungeheure Erfolg seines Stücks, das bald darauf in Genf sechsmal hintereinander wiederholt werden mußte, nicht von der geistig überragenden Gestalt des hellenistischen Oberpriesters ausgelöst wurde, sondern von dem technisch verblüffend inszenierten Tod seiner Titelheldin auf dem Scheiterhaufen, so wie auch später die Französische Revolution, zu deren bedeutendsten geistigen Urhebern er gehörte, ihren Höhepunkt nicht in der erstrebten Verwandlung der Welt erreichte, sondern in den Strömen von Blut, die von der Guillotine flossen.

Ein letzter vielsagender Satz, den Carl Theodor dem greisen Voltaire schrieb, der unter der Bürde seiner 84 Jahre litt, läßt auch die tiefe Resignation des Kurfürsten erkennen: „Die Last Ihrer Jahre ist immer noch leichter zu tragen als ein Diadem . . .“ Carl Theodor mag in München das Unwiederholbare seiner goldenen Mannheimer und Schwetzingener Jahre verspürt haben. Die Zeiten hatten sich allzusehr geändert. Im Zuge der Aufklärung schwand auch der Mythos von der Krone dahin.

Und Voltaire, seit seinem Abschied von Carl Theodor von schleichendem Siechtum und düsteren Zukunftsahnungen gepeinigt, fühlte, daß die goldenen Tage von Schwetzingen für ihn niemals wiederkehren würden. Aber sein Gedankenaustausch mit der kurpfälzischen Residenz riß nicht ab. Er stand in regem Briefverkehr mit seinem früheren Florentiner Sekretär Collini, der mittlerweile zum berufenen Geschichtsschreiber der kurpfälzischen Residenz aufgestiegen war und 1763 in einem zusammenfassenden Werk Carl Theodors Bedeutung für die Förderung von Wissenschaft, Kunst, Musik und Poesie geschildert hat und dabei auch die kluge, vielseitig engagierte Staatskunst dieses Friedensfürsten hervorhob. Geschichtliche Rückblicke solcher Art mochten neben den fortlaufenden Nachrichten aus dem Kulturleben der Kurpfalz dazu beigetragen haben, daß das Schwetzingener Sommerparadies um so glanzvoller in Voltaires Erinnerung fortleuchtete, so daß ihn zuweilen eine brennende Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit dem prächtig ausgestalteten Schloßgarten ergriff, worin inzwischen die Putten aus Lunéville tanzten, der entzückte Delphin des Sängers Arion seine Fontäne in das strahlende Blau des Himmels steigen ließ und von Verschaffelts prachtvollen Hirschen, den sterbenden Königen der Wälder, die glitzernden Wasserstrahlen in weiten Bögen vor dem fernen Horizont in den Teich der vier Elemente herabrauschten. Kupferstiche und Radierungen machten damals diese Schwetzingener Gartenmotive in der Welt berühmt. Sie gehörten bald zu den Sehenswürdigkeiten, mit denen sich damals jeder gebildete Mensch vertraut zu machen pflegte. Um so wehmütiger mußte es Voltaire stimmen, daß zu seiner Zeit noch die Ausschmückung mit bezaubernden Brunnengruppen solcher Art nur im Reich der Träume schwebte. Man kann ihm daher seinen Wunsch nur allzu sehr nachfühlen, wenn er am 29. Mai 1768 an Collini schrieb: „Bevor ich sterbe, will ich noch einer

Pflicht genügen und einen Trost gewinnen. Ich will Schwetzingen wiedersehen! Dieser Gedanke erfüllt meine ganze Seele.“ Aber leider reichten seine Kräfte damals schon nicht mehr für die Strapaze einer größeren Reise. Als ihn diese Einsicht schließlich zwang, seinen sehnsüchtig gehegten Plan aufzugeben, schrieb er: „Mein Herz ist in Schwetzingen, während auf meinen Leib bereits ein kleines Grab wartet.“

Der perspektivisch in eine weite Ferne gelenkte Ausblick, den man in Schwetzingen am sogenannten „Ende der Welt“ durch eine zerrissene schwarze Wand auf eine paradiesisch verklärte Rheinlandschaft gewinnt, erinnert an Voltaires Sehnsuchtsbild, das in einer ähnlichen Vision später bei Schiller wiederkehrt, in dessen Erinnerung auch der Schwetzingener Schloßgarten als Spiegelbild einer glücklichen Zeit fortlebte:

„Wer zerriß das Heiligtum,
zeigte dir Elysium
durch des Grabes Ritze“

In diesem Elysium, das sich für Voltaire jenseits des Grabes auftat, fühlte er sich weiterleben, so wie er in Schwetzingen weiterlebt, nicht nur in dem französischen Teil, dessen Anlage noch von der kosmischen Ordnung des Sonnensystems und der gesetzmäßigen Beziehung der Planetenbewegung auf eine magisch herrschende Mitte bestimmt erscheint, sondern auch in dem waldartigen Teil, den freien Jagdgründen der dämonischen Schwester des Sonnengotts, wo wir dem bocksfüßigen Pan auf seinem hohen Felsenthron begegnen und ihn dort schalkhaft lächelnd seine Hirtenflöte blasen sehen, ein vier Jahre vor Voltaires Tod entstandenes Meisterwerk des Kurpfälzers Peter Simon Lamine (1774), der sich darin selbst übertroffen hat.

Noch im gleichen Jahr durchstreifte der Stürmer und Dränger Christian Friedrich Daniel Schubart den Schwetzingener Schloßgarten und bemerkte mit Vergnügen in dem frivolen, spitzbübischen Lächeln dieses Pan

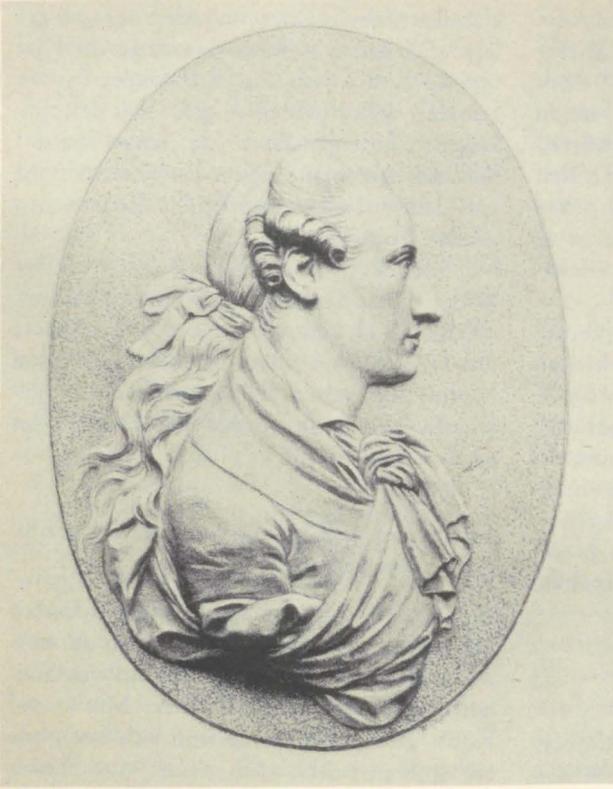
charakteristische Züge Voltaires, der sich gelegentlich selbst in dieser Gestalt gesehen hat und so findet man ihn hier wieder in den „runden tieftreffenden Augen“ und der „gebogenen spitzigen Nase“. In jeder Falte des Gesichts sah man seitdem hier die Spottlust und den witzigen Angriffsgeist des französischen Genies lauern.

Voltaire hat, wie Rousseau, geistig an der Wiege dieses Schloßparks gestanden. Urmusikalisch und naturverbunden, wie sie beide waren, haben sie nicht nur, wie der Prophet Moses, im Garten der Stimme Gottes gelauscht, sondern auch der Naturstimme des großen Pan.

Goethe vor dem Hintergrund des Schwetzingener Schloßgartens

In Voltaires Schwetzingener Zeit, den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts, als am kurpfälzischen Hof noch der Mythos des Sonnenfürstentums durch Theater, Musik und Kunst glorifiziert wurde und sich noch wie ein goldener Leitfaden durch die Entstehungsgeschichte des Schwetzingener Schloßgartens zog, befaßte sich in seinem Frankfurter Vaterhaus ein kleiner Knabe mit diesem uralten Kult, indem er ein heimliches Spiel inszenierte. Es war Johann Wolfgang Goethe.

In seinem zweiten Buch von Dichtung und Wahrheit berichtete er, wie er einmal bei Tagesanbruch von dem glühenden Wunsch ergriffen wurde, in der Rolle eines antiken Sonnenpriesters aus einer rotlackierten vierseitigen Pyramide, die sonst als Musikpult für Quartette diente, einen Altar zu errichten. Die Spitze dieser Pyramide bekrönte er mit einer nach Weihrauch duftenden Räucherkerze, um so das Erscheinen des göttlichen Lichtspenders zu feiern. In diesem Kindheitserlebnis kündigte sich zum ersten Mal Goethes kosmisches Weltgefühl an, das am Ende seines Lebens im Faust seinen Ausklang findet.



Bei aller kritischen Skepsis, die Goethe später an Voltaire schätzen lernte, lag in diesem Weltgefühl sein innerer Abstand zu ihm begründet. Zwar bewunderte er Voltaires Freiheit und die „Verwegenheit“, mit der er sich stets „in den Grenzen des Schicklichen“ auszudrücken verstand, bewunderte auch, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit er geistreich und witzig in allem den Nagel auf den Kopf zu treffen verstand und fand in seiner Persönlichkeit die poetischen Kräfte der Franzosen so faszinierend vereinigt, daß seine Sprache überall hinreichte.

Dennoch empfand er Voltaires geistige Welt als zu leicht, es ließe sich darauf „nichts gründen“, meinte er. „Man kann ihn einem Luftballon vergleichen, der sich durch eine eigene Luftart über alles wegschwingt und da

Flächen unter sich sieht, wo wir Berge sehn.“ Wenn man sich den Schwetzingen Schloßgarten als magischen Zauberspiegel des Innenlebens führender Geister vergegenwärtigt, so treten sich Voltaire und Goethe als bedeutendste Repräsentanten von zwei benachbarten Nationen und zwei aufeinanderfolgenden Zeitaltern gegenüber, deren geistige Welten in Schwetzingen zu einer idealen Synthese geführt haben, denn wengleich Voltaire noch dem Rokoko-Zeitalter angehört, so hat er doch, vor allem auch in Schwetzingen, als mitreißender Bahnbrecher des klassischen Humanitätsideals gewirkt, was Goethe veranlaßte, seinen „Tankred“ und seinen „Mahomet“ für die Weimarer Hofbühne zu übersetzen. Jedoch vermißte Goethe bei ihm eine in die Tiefe lotende Ge-

wichtigkeit der Sprache, was er später in seinen Gesprächen mit Eckermann noch einmal ausdrücklich hervorhob:

„Ich sage Höhe des Geistes, nicht Hoheit.“
Überwältigende Eindrücke von Hoheit, wie er sie suchte, fand er dagegen zum ersten Mal 1771 in der griechischen Klassik, als er sich in seinem 22. Lebensjahr von Straßburg aus auf seinem Heimweg in der Kurpfalz aufhielt, vor allem, um den großartigen „Wald von Statuen“ zu bestaunen, den *der führende Schwetzingen Hofbildhauer Peter Anton Verschaffelt* 1767 im Auftrag des Kurfürsten im Mannheimer Antikensaal zur Schau gestellt hat. Seit 1758 Direktor der Mannheimer Zeichenakademie, die auch als Werkstatt von Entwürfen für Schwetzingen Gartenmotive diente, hat Verschaffelt, der den jungen Dichter freundlich empfing, damals ein mustergültiges Skulpturenmuseum mit gleichmäßiger Beleuchtung und drehbaren Postamenten der Figuren eingerichtet, ergänzt durch zahlreiche Abgüsse nach antiken Originalen.

„Ein Aufenthalt in dem Mannheimer Antikensaal“, so überlieferte Schiller ein Urteil Lessings, „gewährte dem studierenden Künstler mehrere Vorteile als eine Wallfahrt zu ihren Originalen nach Rom, welche größtenteils zu finster oder zu hoch oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befehlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte.“ Dieses Urteil zitierte Schiller um so lieber, als er die Ansicht vertrat, daß sich „die deutsche Seele“ in Rom allzu leicht „erkälten“ könnte.

Als Goethe von Straßburg kam, stand er noch unter dem Eindruck des gotischen Münsters, des verwegenen Ritters Götz von Berlichingen und des Sesenheimer Idylls mit Friederike Brion, von der es ihn allerdings damals hinweg, in die große Welt hinein drängte, und er war daher während seines Aufenthalts in der Kurpfalz auf der Suche

nach neuen starken Eindrücken: „In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antikensaal zu sehen, von dem man viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der Winckelmannschen und Lessingschen Schriften, hatte ich viel von diesen bedeutenden Kunstwerken reden hören, desto weniger aber gesehen . . .“

„Direktor Verschaffelts Empfang war freundlich. Zu dem Saale führte mich einer seiner Gesellen, der, nachdem er mir aufgeschlossen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier stand ich nun, den wundersamsten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen, viereckigen, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims wohl erleuchteten Raum: die herrlichsten Statuen des Altertums nicht allein an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durcheinander aufgestellt; ein Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte. Alle diese herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehn der Vorhänge in das vorteilhafteste Licht gestellt werden; überdies waren sie auf ihren Postamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erste Wirkung dieser unwiderstehlichen Masse eine Zeitlang geduldet hatte, wendete ich mich zu den Gestalten, die mich am meisten anzogen; und wer kann leugnen, daß der Apoll von Belvedere, durch seine mäßige Kolossalgröße, den schlanken Bau, die freie Bewegung, den siegenden Blick, auch über unsere Empfindung vor allen anderen den Sieg davon trage? . . .“

Wieder war es ein Sonnengott, der es ihm antat. Er hat darüber in „Dichtung und Wahrheit“ (3. Teil, 11. Buch) berichtet. Apollo stand im Mittelpunkt jener imponierenden Versammlung von Repräsentanten des klassischen Griechentums, das ihm das tragende Fundament für eine „große ideale



Nikolaus Guibal, „Aurora siegt über die Nacht“, 1775. Deckengemälde im Schwetzingener Badhaus.

Faust 11,1: „Horchet! Horcht dem Sturm der Horen! Tönend wird für Geisterohren schon der neue Tag geboren, Felsentore knarren rasselnd, Phoebus' Räder rollen prasselnd, welch Getöse bringt das Licht“

Volksgesellschaft“ bot, wie sie ihm in seiner eigenen Bildungswelt auf seinem Weg zu einem geistigen Europa als Völker verbindendes Menschentum vorschwebte.

In seinem späteren Rückblick auf dieses unerwartet große Erlebnis gestand Goethe allerdings, daß er zunächst danach mehr oder weniger zugunsten der nordischen Gotik sei-

ne überraschend starken Eindrücke von der klassischen Kunst in sich noch zu verdrängen suchte, um erst auf Umwegen wieder zu erkennen, was sie ihm wirklich bedeutet hatten.

Goethe hat im Laufe seines Lebens noch mehrmals, vor allem von Heidelberg aus, die Sehenswürdigkeiten der Kurpfalz besucht.

Rückblickend schrieb er darüber in seinem nachträglichen Reisebericht „Am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815“: „Glückte uns nochmals am Oberrhein zu verweilen, so bieten uns Mannheim, Schwetzingen und die gräfliche Sammlung zu Erbach den schönsten Stoff, so wie auch Karlsruhe wegen Gartenanlagen und botanischen Anstalten, schöner naturhistorischer Sammlungen und bedeutender neuer Gebäude Gelegenheit gibt zu den wichtigsten Betrachtungen.“ Es war die gleiche Zeit, in der Goethe in den bildenden Künstlern „die Götter der Erde“ sah, weil sie mit einem Blick sich auszusprechen und so die höchste und allgemeinste Wirkung zu erreichen vermögen. Leider fehlen sichere Anhaltspunkte dafür, ob Goethe den Schwetzinger Schloßgarten aus eigener Anschauung gekannt hat. Aber es ist kaum anzunehmen, daß er als einer der tiefstinnigsten und kenntnisreichsten Gartenfreunde seiner Zeit, bei seinen mehrmaligen Aufenthalten in Heidelberg und Mannheim nicht die Gelegenheit ergriffen haben soll, den Schwetzinger Schloßgarten zu besichtigen, nachdem er schon in jungen Jahren in eine persönliche Beziehung zu dem führenden Schwetzinger Hofbildhauer Peter Anton Verschaffelt getreten war. Sein Sohn Maximilian Verschaffelt unterrichtete den Dichter während seines Aufenthalts in Rom im Zeichnen und in der Perspektive, stand als einer seiner nächsten Freunde dort nach Goethes Heimkehr immer noch in lebhaftem Briefverkehr mit ihm, lieferte ihm Veduten und erwarb Kunstwerke für ihn. Die gemeinsamen Stunden, wie er sie mit Goethe verleben durfte, blieben ihm unvergeßlich, und er klagte in seinem ersten Brief an ihn: „Täglich empfind ich den Verlust Ihres hiesigen Daseins . . . Der Tag Ihrer Abreise war mir unerträglich, ich wurde untauglich zu allem.“ Peter Anton Verschaffelts musizierender Sonnengott im Schwetzinger Apollo-Tempel war dem Dichter auch vertraut, als eine der bekanntesten Figuren von Maximilians Vater

im Schloßpark. In einem Brief von seinem Heidelberger Freund Sulpiz Boisserée ließ er sich beispielsweise erklären, warum der Gott die Lyra mit der linken Hand spiele, worauf Sulpiz erwiderte: „Der Gott ist aus einem Marmorblock entstanden, der bestimmt war für eine Statue des heiligen Xaverius, dessen rechter, ausgestreckter Arm mit dem Kreuz bereits herausgemeißelt war. So mußte der Künstler dem Gott die Leier in die linke Hand geben.“

Verschaffelt, von seinem fürstlichen Auftraggeber wegen des linkshändig musizierenden Gottes zur Rede gestellt, soll mit schlagfertigen Humor erwidert haben, das müsse doch wohl ein erbärmlicher Gott sein, der die Lyra nicht auch mit der linken Hand spielen könne.

Goethe empfand offenbar den Schwetzinger Apollo, wie Wielands Götter und Helden, als zu weich und zu unmännlich, obgleich er an diesem Dichter einen bedeutenden Lehrer schätzte, der von allen „das schönste Naturell“ besaß. Er lernte ihn zwar erst in Weimar kennen, war aber sehr wahrscheinlich am 13. August 1775 in Schwetzingen, als dort die von Anton Schweitzer vertonte Oper „Alceste“ von Wieland im Rokoko-Theater aufgeführt wurde. Sie wurde als erste Oper in deutscher Sprache mit stürmischem Beifall aufgenommen. Ihre hinreißende Schluß-Szene wurde, in der üblichen Vervielfältigung eines Rokoko-Souvenirs, in einer Porzellan-Gruppe von Konrad Link überliefert. Christoph Martin Wieland, der als Prinzenzieher am Weimarer Hof wirkte, war zu der Aufführung nach Schwetzingen gekommen, aber mit dem jungen Goethe noch nicht versöhnt, nachdem dieser zwei Jahre vorher in einer übermütigen Laune eine Satire auf ihn verfaßt hatte.

Erst anlässlich der Berufung Goethes durch den Herzog Karl August nach Weimar wurde durch dessen Vermittlung wieder ein gutes Einvernehmen hergestellt.

Zur Zeit von Wielands Mannheimer Alce-



Ph. O. Runge, *Der kleine Morgen*, 1808, Hamburger Kunsthalle

Faust 11, 1: „Wenn der Blüten Frühlingsregen, über alle schwebend sinkt, wenn der Felder grüner Segen, allen Erdgeborenen blinkt, kleiner Elfen Geistergröße eilet, wo sie helfen kann“

ste-Aufführung bestand dagegen für Goethe noch Aussicht an den kurpfälzischen Hof verpflichtet zu werden. Die Heidelberger Politica Delphin, wie man Mademoiselle Delph, eine alte Freundin der Familie des Dichters nannte, hatte sich damals eifrig, aber leider vergebens darum bemüht, obgleich sie einen einflußreichen Fürsprecher in Goethes ehemaligem Straßburger Lehrer, dem Historiker Johann Daniel Schöpflin hatte, der seit 1763 in der Mannheimer Residenz als Präsident der neu gegründeten kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften wirkte.

Im Schwetzingen Schloßgarten ging während dieser Zeit das Badhaus und das Freilicht-Theater im Apollo-Hain seiner Vollendung entgegen. Alles strömte damals im Juni 1775 in jenes originelle Hecken-Theater nach Schwetzingen, wo anlässlich der Wiedergenesung des schwer erkrankt gewesenen Kurfürsten zur Feier der Errettung seines verwaisten „Arkadiens“ eine ihm gewidmete Oper aufgeführt wurde.

In den folgenden Wochen und Monaten, als der noch schonungsbedürftige Kurfürst in Schwetzingen weilte und nur selten Audienzen gewähren konnte, zog der junge Goethe nach Auflösung seiner Verlobung mit Lili Schönemann ruhelos zwischen Main, Rhein und Neckar umher, bis ihn am 7. November der Brief des Weimarer Kammerjunkers von Kalb in Heidelberg erreichte, der ihm seine Berufung nach Weimar bestätigte.

Nach seinen vergeblichen Hoffnungen, an den kurpfälzischen Hof berufen zu werden, hatte sich Goethe von seinem Vater zunächst einreden lassen, der junge Herzog von Weimar hätte ihn wohl nur an der Nase herumgeführt und er möge sich daher lieber zu einer Bildungsreise nach Italien entschließen, statt seine Zeit noch einmal mit zermürbendem Warten zu verbringen, woraufhin Goethe seine Koffer packte, um seine längst ersehnte Reise nach dem Süden anzutreten. Auf diesem Weg stieg er am 30. Oktober am Marktplatz in Heidelberg bei Mademoiselle

Delph ab, mit dem „Egmont“ im Reisegepäck, an dem er immer noch schrieb. Die Delphin hatte indessen keineswegs die Hoffnung aufgegeben, ihren Schützling als Hofdichter für die Kurpfalz zu gewinnen und redete bis tief in die Nacht auf ihn ein. Kaum war Goethe zu Bett gegangen und erschöpft eingeschlafen, da weckte ihn das Posthorn einer Staffette aus Frankfurt. Mit Schrecken ahnte Mademoiselle Delph, als sie dem Dichter mit einem Licht in der Hand den Brief überbrachte, daß die Weimarer ihren Bemühungen zuvorgekommen waren.

Der Brief bestätigte ihre Befürchtungen, wengleich zu Goethes großer Freude! Der herzogliche Kammerjunker von Kalb war inzwischen vergeblich an seinem Frankfurter Vaterhaus vorgefahren, um den Dichter abzuholen und erfuhr dabei zu seiner Bestürzung, daß dieser bereits nach Italien unterwegs sei, aber sich noch in Heidelberg aufhalte. Daraufhin schickte man schleunigst eine Staffette dorthin. Während der Postillion draußen bereits ungeduldig sein Horn erschallen ließ, versuchte Mademoiselle Delph verzweifelt, den Dichter zum Bleiben zu überreden. Umsonst, da er in diesem Augenblick fühlte, unausweichlich einer höheren Bestimmung folgen zu müssen, rief er ihr zum Abschied die tief sinnigsten Worte aus seinem „Egmont“ zu: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig die Zügel fest zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“

Was für Goethe der Abschied von der später noch vier Mal besuchten Kurpfalz bedeutete, geht aus seiner Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit“ hervor, die er in seinem letzten Buch mit jener Schilderung seiner

schicksalhaften Wende beschloß, wie sie sich damals in Heidelberg für ihn vollzog.

Als ein „echter Geisterfürst“ ist Goethe einige Wochen später in den Weimarer Kreis getreten und dort zum strahlenden Mittelpunkt geworden:

„Mit einem schwarzen Augenpaar
Zaubernden Augen voll Götterblicken
Gleich mächtig, zu töten und zu entzücken“

So schilderte ihn damals Wieland in einem langen überschwenglichen Gedicht. Erst über ein Jahrzehnt später, als Goethe in Weimar aus seiner nicht nur beglückenden Beziehung zu Charlotte von Stein, sondern auch aus einem wiederum zunehmenden Gefühl der Verstrickung, wie einst bei Friederike, dann bei Lotte, danach bei Lili, erneut einen heilsamen Ausweg suchte, erfüllte sich sein Wunschtraum nach Italien zu reisen, wo während seines Aufenthalts in Rom der Unterricht in perspektivischer Zeichenkunst bei Maximilian Verschaffelt, dem Sohn des Schwetzingers Hofbildhauers, seine angeborene Freude am Sehen und Erkennen anspornte. Als Ostern 1788 sein römischer Aufenthalt zu Ende ging und er schweren Herzens von seinem enthusiastischen Freundeskreis Abschied nehmen mußte, schrieb er: „In jeder großen Trennung liegt ein Keim zum Wahnsinn. Man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“ Seine glückliche Veranlagung, sich gleichsam mit einem Salto mortale aus einem quälenden Zustand befreien zu können, aus dem es anders weder durch ein Vorwärts noch durch ein Rückwärts ein Entrinnen gab, hatte er in seinem Leben vorher schon mehrmals erprobt, vor allem in jener Heidelberger Novembernacht des Jahres 1775, als ihn das Posthorn zum Aufbruch antrieb.

In Rom konnte Goethe noch den Spuren bedeutender Schwetzingers Hofkünstler begegnen, darunter der prachtvollen Gruppe des Drachenbezwingers Michael, mit dem Peter Anton Verschaffelt die Engelsburg bekrönte,

bevor er an Carl Theodors Hof berufen wurde. Sein Sohn Maximilian, mit dem Goethe damals eine enge Freundschaft schloß, verkehrte mit jenen Graphikern, die dazu verhalfen, durch ihre Vervielfältigung von Bildmotiven und malerischen Idyllen den Ruhm des Schwetzingers Schloßgartens zu verbreiten. Zu den beliebtesten Motiven gehörte schon damals der von Sphinxen bewachte Apollo-Hain, jenes gemeinsame Hauptwerk von Pigage und Verschaffelt, das auch als Freilicht-Theater diente und von Dichtern, Malern und Musikern als das eigentliche Herzstück des Schloßgartens angesehen wurde. Es war auch Goethe vertraut, wie aus seinem späteren Briefwechsel mit Boisserée über den musizierenden Sonnengott in dem Apollo-Tempel hervorgeht. Dieser Hain muß auf Goethe eine besondere Anziehungskraft ausgeübt haben, wie sich auch Mozart gerne im Schwetzingers Schloßgarten erging und die Szenerie seiner Zauberflöte mit dem labyrinthischen Prüfungstempel und dem Heiligtum des Sonnengotts darüber an das Schwetzingers Motiv erinnert. Mozart starb schon drei Jahre nach Goethes Rückkehr aus Rom. Erschüttert von seinem frühen Tod, empfand Goethe dieses Genie als „ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist“.

Er hatte ihn nur einmal in seinem Leben gesehen, als der siebenjährige Knabe in Frankfurt ein Konzert gab. „Ich selber war erst vierzehn Jahre alt“, erzählte er später Eckermann, „und ich erinnere mich des kleinen Mannes in seiner Frisur und mit Degen noch ganz deutlich.“ Und nach einem Mozart-Konzert in Weimar bekannte Goethe einmal, beim Anhören seiner Musik löse sich ihm „die geballte Faust in der Tasche“. Jene besänftigende und inspirative Wirkung ging für Goethe auch von den Parklandschaften und Gärten seiner Zeit aus, auch von seinen eigenen, die er selbst betreute. Er hat darüber in seinem Weimarer Gartentagebuch (1776–1832) immer wieder berichtet. Die beschauliche Einamkeit in der Stille der

Gärten, in die sich Goethe am liebsten zurückzog, war ihm unentbehrlich. Seine innere Übereinstimmung mit Gleichgesinnten oder mit dem Geist der Abgeschiedenen wurde in dieser heimlichen Zwiesprache mit der Natur durch nichts gestört. Sie half ihm, sich aus quälenden Konfliktsituationen zu befreien und im inneren Abstand zur Welt, über sich selbst und seine geistigen Zielsetzungen Klarheit zu gewinnen, vor allem dann, wenn es ihm darum ging, den Geist von Toten zu beschwören, mit denen er weiterzuleben beehrte. Und das war Mozart. In seiner Musik fand er seinen kongenialen Partner. Diesem Erlebnis entsprach auch, wie er über Mozarts Don Juan-Oper urteilte, in der es „nur auf der Oberfläche lustig zugehe, in der Tiefe aber der Ernst walte, und die Musik eben diesen doppelten Charakter vortrefflich ausdrücke.“

Dieser doppelte Charakter ist auch dem Schwetzingen Schloßgarten eigen. Besonders der Apollo-Hain und der flötende Pan, der an den lustigen Papageno erinnert, scheinen in einem geheimnisvollen Zusammenhang mit den mythologischen Motiven der „Zauberflöte“ zu stehen, die Goethe als die Krönung von Mozarts Lebenswerk empfand.

Er begegnete darin zugleich dem Leitmotiv seines eigenen inneren Werdegangs, auf dem er sein faustisch vorwärts drängendes Genie immer wieder durch die klassische Formschönheit des Südens geläutert und harmonisiert hat.

„Der Zauberflöte zweiter Teil“, mit der Goethe die Handlung der Oper wenige Jahre nach Mozarts Tod fortsetzte, war seiner Seelenverwandtschaft mit ihm gewidmet. Bilder tun sich darin auf, die auf seltsame Weise an den Schwetzingen Schloßgarten erinnern. Schon die Szenerie ist dem unterirdischen Felsenreich des Apollo-Tempels und dem von Sphinxen bewachten Vorplatz auffallend ähnlich. Das Reich der Königin der Nacht, den dämonisch behausten Waldgründen der Diana verwandt, bezeichnet „Wasser, oben



Verschaffelt als leitender Hofbildbauer im Schwetzingen Schloßgarten und Direktor der Mannheimer Antikensammlung

darüber gangbarer Felsen“. Der ihren Schatz — das verborgene Leben — bewachende Chor der Sphinxen singt:

„Wir bewahren, wir bewachen
Mit Speer und Löwenrachen,
O, Göttin, deinen Schatz“

Goethe hat für seine Weiterdichtung der Zauberflöte ein Gleichnis gewählt. Das Kind, dem Taminos Gattin, die Tochter der Königin der Nacht, das Leben schenkt, verfällt in einen todesähnlichen Schlaf. Aber sein Genius kann, einem göttlichen Orakelanspruch zufolge, am Leben erhalten werden, wenn die Liebe zu ihm nie erlischt, indem der kleine Sarkophag fortwährend herumgetragen und dadurch immerzu in Bewegung gehalten wird, denn, wie Goethe sagt „Die Gottheit wohnt im Lebendigen und im werdenden.“ — Goethe hat demnach aus der Handlung des zweiten Teils einen gleichnis-



Die Schäferin im Turm

J. P. Melchior

haften Weg entwickelt, den Genius des Toten dadurch lebendig zu erhalten, daß man ihn fortwährend in das eigene Leben einbezieht und dadurch dem Tod entreißt:

„Ihn halten die Grüfte nicht lange mehr auf,
Er dringt in die Lüfte mit geistigem Lauf“

Dieses Gleichnis entspricht dem uralten Mythos vom stets sich wiederholenden Weg des Sonnengotts aus dem wurzelhaft verschlungenen Labyrinth des dunklen Mutterschoßes der Erde in die kosmische Ordnung des Lichtreichs, aus dem er herabstrahlt. Im Schwetzingener Apollo-Tempel ist dieser Mythos, der sich auch durch Goethes Faust zieht, symbolisch veranschaulicht. Das Weiterwirken von Mozarts Genius hat Goethe hier in eine sinnbildliche Beziehung zum Genius des Lichts gesetzt, indem er auf die „zeugende Kraft“ in seinen Werken hinwies, „die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und sobald nicht erschöpft oder verzehrt sein

dürfte“. — Diese inspirative Kraft, so meinte Goethe am Ende seines Lebens, sei „fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die dafür empfänglichen nachzuziehen“.

Diese vergeistigte Auffassung des traditionellen Sonnen-Mythos tritt auch im Schwetzingener Schloßgarten anschaulich vor Augen. Es hat sich darin jene einzigartige Synthese von Klassik und Romantik vollzogen, um die Goethe in seinen Heidelberger Herbsttagen 1814 und 1815 angesichts der mittelalterlichen Gemälde-Ausstellung im Haus der Brüder Boisserée so leidenschaftlich gerungen hat. Er verspürte dabei einen unerwarteten Aufschwung jugendlicher Gestaltungskraft, obgleich er schon das 65. Lebensjahr überschritten hatte. Um diese Synthese begann er schon in Weimar zu ringen, als ihn Sulpiz Boisserée von Entwürfen des Maler-Romantikers Ph. O. Runge zu den Tages- und Nachtzeiten umgeben fand. Ihm schwebte diese Synthese für den Anfang seines zweiten Teils von Faust vor, als er sich bei Klängen von Beethoven auch in Runges „Morgen“ vertiefte.

Dieses Hinübergleiten aus der Welt der Töne durch die Bilderwelt bis zur geistigen Verdichtung in die Wortmalerei spielte in der Gestaltungsweise Goethes eine wesentliche Rolle. Sie läßt sich in der ersten Szene von Faust II im melodischen Zauber der Sprache und den bildlichen Anklängen an Runges „Morgen“ unmittelbar nacherleben. Schon die Szenerie ist darauf abgestimmt: „Anmutige Gegend. Faust auf blumigen Rasen gebettet.“ Und der erwachende Faust erlebt wie Runges kleiner Frühlingsgenius seine Wiedergeburt:

„Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig
äther'sche Dämm'rung zu begrüßen“

Und Ariels erster Gesang, der die Szene einleitet, mutet fast wie eine Übertragung von Runges „Morgen“ in die Dichtung an:

„Wenn der Blüten Frühlingsregen
Über alle schwebend sinkt

Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgeborenen blinkt,
Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet, wo sie helfen kann“

In Ariels zweitem Gesang spielt sich dagegen eine Szene von kosmischer Dramatik ab. In ihrem barocken Pathos erscheint sie der Schule Tiepolos verwandt. Ein vergleichbares Bild aus dieser venezianischen Stilrichtung befindet sich im Schwetzingener Badhaus. Es ist das berühmte Deckengemälde von Nikolaus Guibal über dem kleinen Festsaal. Der hymnische Schwung, mit dem dort die jauchzend begrüßte Aurora in ihrem Triumphwagen durch morgenfrische Farbenpracht erstrahlend, über die Wolken dahineilt und mit ihrer jauchzend emporwirbelnden Schar in dem ätherischen Blau der Dämmerung aufleuchtet, ist dem gleichen Hochgefühl eines himmelstürmenden Aufbruchs entsprungen wie Ariels zweiter Gesang:

Horchet! Horcht dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geisterohren
Schon der neue Tag geboren
Felsentore knarren rasselnd
Phoebus' Räder rollen prasselnd
Welch Getöse bringt das Licht.

Goethe, durch Verflechtungen solcher Art mit Visionen genialer Weggenossen zum bedeutendsten Repräsentanten der geistigen Strömungen seiner Zeit geworden, hat am 17. März 1832, wenige Tage vor seinem Tod, selbst einen Einblick in seine Arbeitsweise am Faust gegeben:

„Nun habe ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen...“ Er ging dabei von seiner Straßburger Studentenzeit aus, als er den Urfaust schrieb. Sein Plan wuchs auf diese Weise zu einem geistigen Strom, der jedes Bild, das ihn auf seinem weiteren Lebensweg ansprach, auffing und in die vorwärtsdrängende Gestaltung seines Seelendramas einbezog.

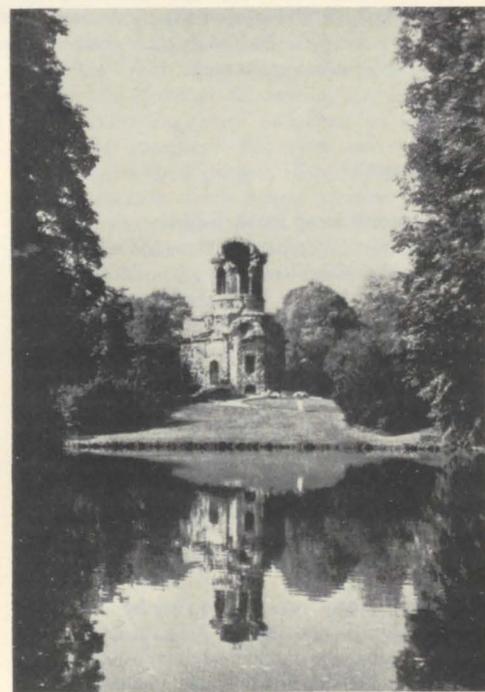
Zu diesen Bildern scheinen Eindrücke vom Schwetzingener Schloßgarten gehört zu haben,

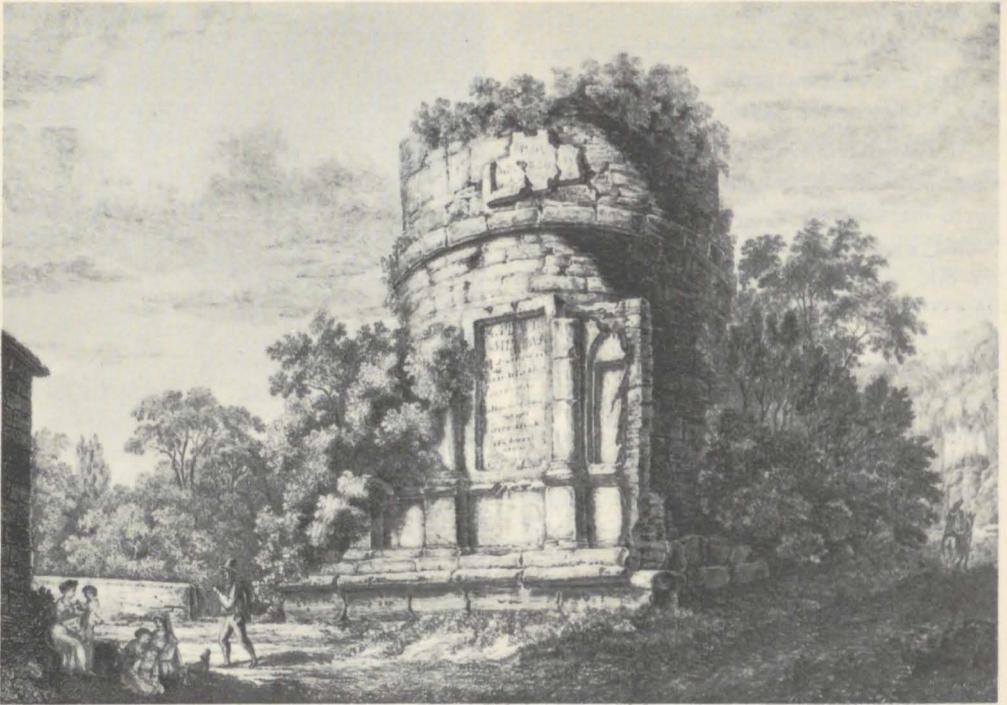
der seit 1778 als Carl Theodors verlassenes „Arkadien“ Dichtern eine ideale Zuflucht bot, „denn dabei bleibt es nun einmal“, schrieb Goethe 1799 an Schiller, „daß ich ohne absolute Einsamkeit nichts hervorbringen kann. Die Stille des Gartens ist mir auch vorzüglich schätzbar“. Darin stimmte Goethe auch mit Voltaire überein, selbst wenn sich der deutsche Klassiker, aus den religiösen Wurzeln seiner Bildungswelt heraus, von dieser „Canaille von einem Gott“ distanzieren zu müssen glaubte.

In dem Schwetzingener Schloßgarten findet man Ironie und Tiefsinn, romanischen Rhythmus und deutsches Naturempfinden ebenso anmutig miteinander verwoben wie in Goethes römischen Elegien: „Und ihr, wachset und blüht, geliebte Lieder und wieget Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft.“

(Aus der XX. Elegie)

Der Merkurtempel im Schwetzingener Schloßpark





„Grabmal des M. Plautius bey Tivoli.“ Nach Maximilian Verschaffelt

(Neuerwerbung des Mannheimer Reiss-Museums. Radierung von Carl Theodori, 1825, 7 Jahre nach Maximilian von Verschaffelts Tod, nach einer früheren Sepiazeichnung von diesem entstanden, wie Verschaffelts namentliche Erwähnung besagt.)

Anmerkungen

Voltaires umstrittene Persönlichkeit

Der Romanist Peter Brockmeier (Mannheim) hat seiner Studie über Voltaire, „den Fürstendiener und Menschenfreund, Possenreißer und Dichterstürm“ ein treffendes Bonmot Heinrich Heines aus der Französischen Revolution vorangestellt, mit dem dieser dem Vorwurf, Voltaire habe als Philosoph gegen die Großen geschrieben, aber ihnen zugleich als Kammerherr die Fackel vorangetragen, mit dem Hinweis entgegnet, er habe doch auch „ihre Blöße beleuchtet“. (Vgl. „Voltaire und Deutschland.“ Internationales Kolloquium der Universität Mannheim zum 200. Todestag Voltaires. J. B. Metzler-Verlag. Stuttgart 1979)

Melchior's Portrait vom jungen Goethe

Johann Wolfgang Goethe, 1775, im 26. Lebensjahr, nach einem Gipsmodell von Johann Peter Melchior (1741–1825), der infolge seiner Bezie-

hungen zum kurpfälzischen Hof vier Jahre später in Frankenthal Meister in Carl Theodors Porzellanfabrik wurde und bereits 1796 in München zum Direktor der Nymphenburger Porzellanfabrik aufstieg. Als Melchior 1785 noch als kurpfälzischer Hofkünstler in Frankenthal wirkte, stellte er Goethe als zeitgenössischen Apollo mit Syra dar.

Goethes einflußreichster Mannheimer Freund

Goethes Straßburger Lehrer, der Historiker Johann Daniel Schöpflin (1694–1771) war zwar Präsident der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften, konnte aber wegen seines hohen Alters nicht mehr nach Mannheim übersiedeln. Stattdessen wurde sein gleichfalls mit Goethe befreundeter Sekretär Andreas Lamey (1726–1802) dort leitender Direktor.

Die Geschichte der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften fand ihre Fortsetzung 1807 in München unter Max Joseph in der bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Die beiden ersten Besuche der Mannheimer Antikensammlung in ihrer Bedeutung für die innere Entwicklung Goethes.

Seine ersten Besuche der Mannheimer Antikensammlung unternahm Goethe Ende Oktober 1769 und am 14. August 1771, im Alter von 20 und 22 Jahren.

Das unwillkürliche Bedürfnis des jungen Goethe, seine ersten tiefen Eindrücke davon zu verdrängen und sich ihrer schicksalhaft seine ganze innere Entwicklung vorbestimmenden Wirkung zu entziehen, erklärt sich nicht nur aus der Begeisterung, die er mit seinen Straßburger Freunden für gotische Baukunst und nordische Dramatik geteilt hatte, sondern auch aus seiner noch revolutionären Sturm- und Dranggesinnung, die aus der schönen Welt der griechischen Kunst und noch mehr des Rokoko die Armut und das Alter verbannt sah. Vor allem für das Rokoko bedeutete, nach Goethe, „das Altern eine Katastrophe“.

Maximilian von Verschaffelt, Goethes Freund

Verschaffelts Sohn Maximilian, 5 Jahre jünger als Goethe, 1754 in Mannheim geboren, fühlte sich als Kind einer italienischen Mutter in Rom besonders heimisch, verstand sich aber nicht mit seinem Vater und überwarf sich mit ihm. Der Dichter Wilhelm Heinse, der auch Goethes Freundeskreis angehörte, berichtete am 13. Oktober 1782 in Rom, Maximilian sei „von seinem Vater weggelaufen, weil er es nicht länger mit ihm habe ausgehalten“. Kurfürst Carl Theodor war jedoch dem jungen Künstler gewogen. Als er sich 1783 in Rom aufhielt, besuchte er mit Maximilian als fachkundigen Begleiter an seiner Seite den berühmten Palastgarten von Frascati. Zwei Jahre später beauftragte er ihn in München u. a. mit Entwürfen und Modellen für einen neuen Theaterbau.

Mit Weimar stand Maximilian schon vor Goethes Italienreise in Verbindung. So hatte er z. B. Zeichnungen von der Villa Malta angefertigt, die er damals für die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar eingerichtet hatte. Sie kamen später in das Schloßchen von Tiefurt.

Der vielseitig begabte Künstler begann in Rom als Bildhauer mit einer Nymphe, die Pan opfert, betätigte sich aber dann hauptsächlich als Zeichner von Architekturen, Ruinen, Landschaften und Parkmotiven, mußte sich dennoch damit hart durchs Leben schlagen, weil er von seinem Vater unabhängig bleiben wollte.

Seine schönste und glücklichste Zeit scheint er in Rom mit Goethe verbracht zu haben, der sich auch danach immer noch um ihn sorgte. So schrieb 1788 Herzogin Amalie an Goethe: „Ich habe gewagt, diesen armen und guten Menschen

nach Berlin an den Grafen Herzberg als Architekt zu empfehlen.“

1793, nach seines Vaters Tod, wurde er in Mannheim als dessen Nachfolger zum Direktor der kurfürstlichen Zeichenakademie berufen. Er überließ aber noch im gleichen Jahr diese Stellung seinem Schüler Peter Simon Lamine, dem Meister des flötenden Pan im Schwetzingen Schloßgarten. Maximilian stieg stattdessen in München zu Carl Theodors leitendem Bau- und Gartendirektor auf. Zwei Jahre später, 1795, berichtete Goethes kunsthistorischer Berater Heinrich Meyer nach Weimar: „Verschaffelt hat mich sehr freundlich empfangen und führt mich heute nach Nymphenburg, wo er für den Kurfürsten baut. Er hat viel zu tun und befindet sich in den allerbesten Umständen.“ — 1801 wurde Maximilian in Wien zum Oberbaudirektor des Fürsten Esterházy berufen, dem bedeutendsten Mäzen der Musiker seines Zeitalters. 1818 starb er dort.

Charakteristisches Beispiel einer römischen Landschaftsvedute von Maximilian von Verschaffelt

Für die freundliche Überlassung eines Photos von dieser interessanten Neuerwerbung des Reiss-Museums habe ich Frau Dr. Inge Gesche zu danken. Es ist eine spätere, 1825, 7 Jahre nach dem Tod Maximilians entstandene Radierung von Carl Theodori nach einer Sepiazeichnung von Maximilian aus der Zeit, als dieser in Rom Goethe im perspektivischen Zeichnen unterrichtete.

Charakteristisch für die elegische Stimmung, die damals den Zeichner mit dem Dichter verband, ist der betonte Gegensatz zwischen der pompösen Ruine der römischen Kaiserzeit und der zarten Anmut eines kleinfigurigen Hirtenidylls in blühender Landschaft, deren Bäume an dem mächtigen Grabmal emporklettern und aus ihm hervorwachsen, einem innigen Naturgefühl entsprungen, wodurch die Vergänglichkeit irdischer Machtentfaltung ironisiert wird.

Es handelt sich um das „Grabmal des M. Plautius bey Tivoli“, des Marcus Plautius Silvanus, eines bedeutenden Staatsmannes und Feldherrn, aus einem alten etruskischen Geschlecht, das zu römischen Patriziern aufstieg, die später als Verwandte der kaiserlichen Familie eine große Rolle spielten. Marcus Plautius Silvanus, der Erbauer dieses prunkvollen Familiengrabs, wirkte unter Kaiser Augustus als Prokonsul in Syrien und wurde durch Kaiser Vespasian mit den ornamenta triumphalia ausgezeichnet.

Goethes Verhältnis zu Schwetzingen

Als Sulpiz Boisserée mit Goethe über den Schwetzingen Apollonhain korrespondierte, muß dem

Dichter der Schloßgarten längst vertraut gewesen sein, denn bereits 1808, nachdem sich sein Sohn August am 19. April an der Heidelberger Universität immatrikuliert hatte, empfahl er ihm nicht nur Mannheim als bildungsförderndes Erlebnis, sondern auch ausdrücklich Schwetzingen: „... sogar wäre es mir lieb, wenn Ihr Schwetzingen besucht.“

Während seines letzten Aufenthalts in Heidelberg fuhr Goethe am 3. Oktober 1815 in Begleitung der Brüder Boisserée nochmals nach Karlsruhe, wo er seinen Jugendfreund Jung-Stilling besuchte und mit Johann Peter Hebel zusammentraf, dem Dichtergefreund und Ratgeber des damaligen Schwetzingener Gartenbaudirektors Joh. Michael Zeyher. Auch hierbei könnte sich auf der Rückfahrt Goethes von Karlsruhe nach Heidelberg am 5. Oktober ein Besuch in Schwetzingen ergeben haben.

Übereinstimmung der Sinnbilder von Guibals „Aurora“ und Runges „Morgen“

In der Zeit, als Ph. O. Runge seinen „kleinen Morgen“ malte, stand er in lebhaftem Gedankenaustausch mit dem Heidelberger Romantikerkreis und

lieferte u.a. Arnims Einsiedler-Zeitung plattdeutsche Märchen. Goethe hatte Runges Entwürfe zu den Tages- und Nachtzeiten, u.a. des „Morgens“ vor Augen, als er mit dem 1. Akt von Faust II beschäftigt war. Runges Sinnbilder waren auch ihm geläufig. Sie stimmen mit den zeitgenössischen Erklärungen überein, die zu Guibals Schwetzingener Deckengemälde im Badhaus der von Putten umtanzten Aurora gegeben wurden. Danach stellen z. B. die Putten im Wagen der Aurora ihre „goldenen Träume“ dar, die den Früchtekranz tragenden Putten die „Genien des Farbenreichs“ und die den Wagen der Aurora begleitenden Putten die „Kinder der Erde“, die „den grauen Mantel des Schlafes lüften“. (Vgl. darüber Mannheimer Geschichtsblätter, 33. 1932. S. 110f. „Goethe und Mannheim“ von Prof. Dr. Friedrich Walter, Direktor des städt. Schloßmuseums, der auf diese Erklärungen zu Guibals Aurora hingewiesen hat.) Da nicht nur Runge, sondern auch Goethe diese Sinnbilder vertraut waren, so wie sie sich im ersten Gesang seines Luftgeistes Ariel mit Runges „Morgen“ verwoben haben, mag sich im zweiten Gesang, auch Guibals stürmischer Triumph der Aurora spiegeln.

Formen fürstlicher Selbstdarstellung an den kurpfälzischen Schlössern Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen

Joachim Göricke, Heidelberg

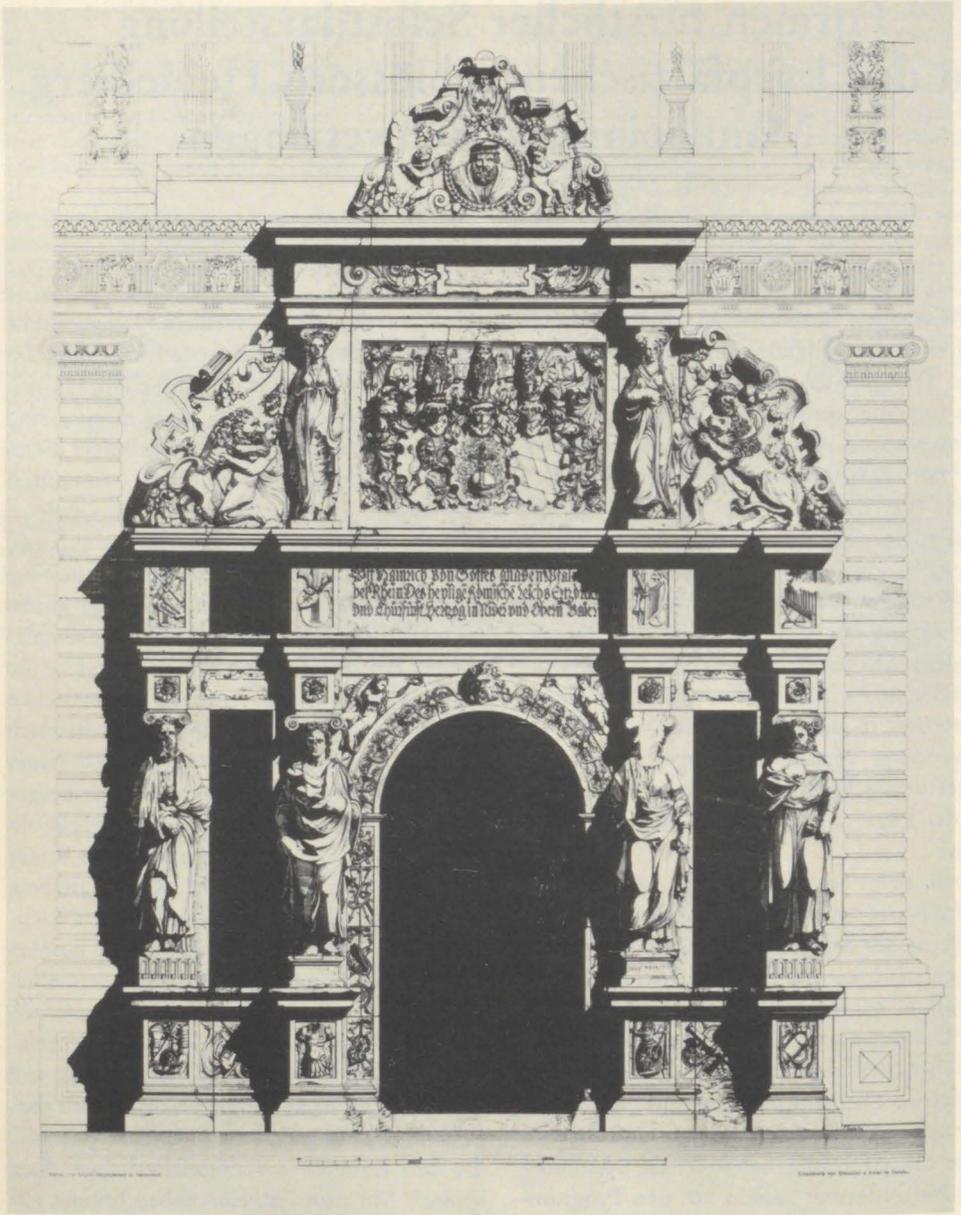
Darstellungen fürstlicher Macht und Gnade sind eine alte Aufgabe künstlerischen Schaffens. Das Selbstverständnis des Auftraggebers und die künstlerische Bewältigung des Auftrages sind ständigem Wandel unterworfen. Für die ehemalige Kurpfalz ergibt sich durch die Existenz der Schloßanlagen in Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen die selten günstige Gelegenheit, am Beispiel dieser Bauten eine wesentliche Architektur-entwicklung der Jahre zwischen den Regentschaften Ottheinrichs und Karl Theodors darzulegen. Es ist sozusagen der Sprung vom Mittelalter in die Neuzeit, der sich mit der Abwendung von der Festung darstellt, der später den Schloßbau „auf der grünen Wiese“ der Enge der mittelalterlichen Stadt vorzieht.

Neben dem architektonischen Aspekt des Schloßbaues sollen allgemeine Gesichtspunkte fürstlicher Selbstdarstellung, die, wie sich zeigen wird, die bauliche Entwicklung stark beeinflußt haben, nicht unbeachtet bleiben.

Zur Dokumentation der Tugenden eines Regenten hatten sich im Laufe der Zeiten fest umrissene Themenkreise gebildet, die in immer neuen Variationen die gute und tugendhafte Staatsführung behandelten. Mahnung und Aufforderung spricht aus den Programmen, moralische Verantwortung; sie dienen aber zugleich zur Glorifizierung und Überhöhung fürstlichen Tuns.

Neben der Regentschaftsmoral stellten seit alters her wissenschaftliche Betätigung, Bildung und Kunst bevorzugte Bereiche fürstlicher oder ganz allgemein höfischer Reprä-

sentation dar. Beide Gebiete, künstlerische oder zumindest mäzenatische Einstellung des Fürsten einerseits und, als Reflexion, Glorifizierung fürstlichen Tuns andererseits, sind untrennbar verbunden. Die Ergebnisse dieses Wechselspiels sollen hier — zumindest bruchstückhaft — sichtbar gemacht werden. Mäzenatentum oder Förderung von Kunst und Wissenschaft setzt beim Mäzen gewisse geistige Fähigkeiten, Kenntnisse oder künstlerische Empfindungen voraus. Als exemplarisches Beispiel für den hohen Stand seines Wissens und seiner großen historischen Kenntnisse sei hier der Kurfürst Ottheinrich genannt. In der Kozeption zur Fassade seines Wohngebäudes auf dem Heidelberger Schloß — dem Ottheinrichsbau — steckt ein bedeutender Teil des Gesamtwissens seiner Zeit auf historischem und ikonologischem Gebiet. Gewiß sind alle dargestellten Attribute und Allegorien, alle Personen, Formen und Eigenschaften nicht neu erfunden. Vielmehr sind sie neu entdeckt: Enzyklopädisch wird das Wissen der Zeit, der Zeit Ottheinrichs, durch ihn selbst in Anordnung und Formfindung nach antikem Vorbild neu dargestellt. Das Resultat ist eine Palastfassade, die den Rahmen der mittelalterlichen Burg sprengt. Mit dem Ottheinrichsbau beginnt auf dem Heidelberger Schloß die Neuzeit. Nicht mehr die Burg, wie sie zuletzt durch Ludwig V. wehrhaft dargestellt wurde, war die Dominante auf dem Heidelberger Burgberg, sondern der repräsentative Palastbau tritt in den Vordergrund. Noch haften ihm mittelalterliche Unzulänglichkeiten an: Der Bau



Heidelberger Schloß, Portal Ottheinrichsbau

(Nach Koch u. Seitz)

wird über zwei kleine Wendeltreppen erschlossen; hinter der Mittelpartie, die so energisch den Blick auf sich zieht, verbergen sich verwinkelte Räume, die nur in den beiden Festsälen eine Entsprechung zur Fassade haben.

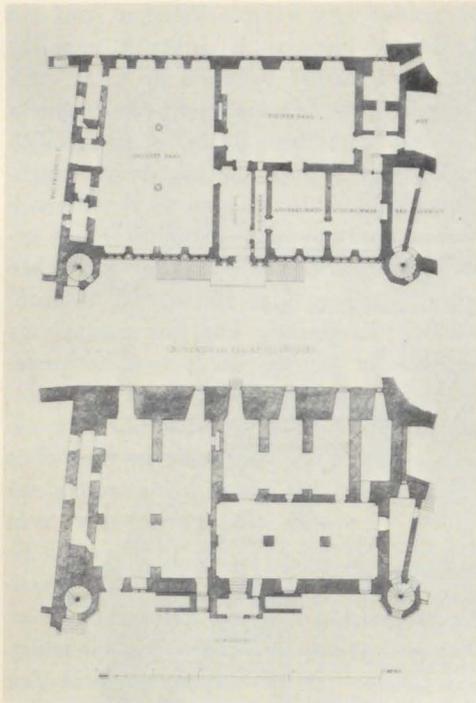
Daneben hat das Gebäude eine eindeutige Ausrichtung zum Hof des Schlosses hin: Die Ostseite gegen den Berg ist fast ungegliedert. Erst der Friedrichsbau, etwa 50 Jahre später errichtet, zeigt nun auch eine Stadtfassade, obwohl sich an der Form der Erschließung nichts geändert hat. Die Stadtfassade ist ähnlich reich gestaltet wie die Hofseite, allerdings fehlen hier die Figuren.

In der figuralen Ausschmückung des Friedrichsbaues ist gegenüber dem Ottheinrichsbau ein entscheidender Wandel eingetreten: Während den Ottheinrichsbau ausschließlich allegorische Darstellungen fürstlicher Tugenden zieren: Stärke, Glaube, Liebe, Hoffnung und Gerechtigkeit, die ergänzt werden durch antike und alttestamentarische Gestalten — Diana, Merkur, Venus, Mars, Saturn und Josua, Samson, Herkules und David — und die alle bekrönt werden von Jupiter und Pluto, hatte der Bildhauer Sebastian Götz offenbar strikten Auftrag, an der Hofseite des Friedrichsbaues eine Ahnentafel mit möglichst genauen Physiognomien der Dargestellten anzufertigen. Damit wird eine Art Personifizierung der Tugenden vorgenommen; Friedrich IV. ließ sozusagen alle jene am Ottheinrichsbau aufgezählten hervorragenden Eigenschaften durch Mitglieder seines Ahnenhauses darstellen.

Noch einmal tritt um die Wende zum 17. Jh. für Heidelberg ein entscheidender geistiger Höhepunkt ein, der auch sofort architektonischen Niederschlag findet: Es ist dies die Vermählung des Kurfürsten Friedrich V. mit der englischen Prinzessin Elisabeth aus dem Hause Stuart, und die Errichtung des sog. Englischen Baues auf dem Nordwall des Schlosses zwischen Dickem Turm und Friedrichsbau. Elisabeth brachte nicht nur die

Gartenidee zum Hortus Palatinus und mit ihr den Architekten, Künstler, Mechaniker und Kunstgärtner Salomon de Caus nach Heidelberg, sie brachte durch den Architekten des Englischen Baues — mutmaßlich Inigo Jones — auch die modernsten englischen Architekturfassungen an ihren neuen Wohnsitz. Ohne jeden Figurenschmuck gestaltet, ist die Orientierung der fürstlichen Selbstdarstellung klar ablesbar: Die Großordnung der Fassade und ihre nunmehrige Ausrichtung auf die Stadt sind hervorsteckende Merkmale dieser neuen Baugesinnung, der Palladios Entwurfprinzipien zugrunde liegen. Der Anspruch der fürstlichen Auftraggeber, ihre geistige Verbindung zur antiken Tradition manifestiert sich nicht mehr im Ornament, in der allegorischen Figur, sondern in der Weiterentwicklung antiker Baugedanken zu neuer Ausdrucksweise. Dies gelingt am Englischen Bau eindeutig. Das Gebäude ist in Europa um diese Zeit eine Rarität. Die politische Entwicklung im 17. Jh. hat dem Bau eine recht bescheidene Lebensdauer beschert: 1613 errichtet, fiel er bereits 1689 den Sprengungen der Franzosen zum Opfer. Seine Wirkung auf die zeitgenössische Architektur war deshalb außerordentlich gering. In seiner Eleganz und Feinheit, seiner geschlossenen Wirkung, ist er durch die späteren Bauten des Klassizismus nicht mehr übertroffen worden.

Aber nicht allein der Englische Bau und der Hortus Palatinus, von dem noch zu sprechen sein wird, stellten in den Jahren zwischen 1613 und 1619 die geistige Beweglichkeit und das künstlerische Bedürfnis nach Selbstdarstellung am kurpfälzischen Hof dar. Elisabeth hatte eine besondere Neigung zum Theater gefaßt, die sich in zahlreichen Aufführungen — insbesondere der Stücke Shakespeares — niederschlug. Schon anlässlich der Hochzeitsfeierlichkeiten des Kurfürsten und seiner Gemahlin in London wurde — wahrscheinlich eigens für diesen Anlaß geschaffen — Shakespeares Spätwerk „Der Sturm“ auf-



Ottheinrichsbau, Grundriß, Keller und Erdgeschoß
(Nach Rosenberg)

geführt. Im Dicken Turm des Heidelberger Schlosses, dem Englischen Bau direkt benachbart, wurde ein Theatersaal eingerichtet, in dem englische Komödiantengruppen oft und gern mit Stücken Shakespeares gastierten.

Die Orleans'schen Erbfolgekriege brachten für Heidelberg die Zerstörung der Stadt und großer Teile des Schlosses, insbesondere der Befestigungsanlagen. Die kurpfälzische Residenz war ohne baulich-repräsentativen Mittelpunkt. Johann Wilhelm regierte von Düsseldorf aus, wo er einen Kreis bedeutender Künstler um sich geschart hatte. Als er 1716 starb, sahen die Heidelberger Karl Philipp mit Hoffnungen auf den Thron steigen. Tatsächlich ließ der Kurfürst — wohl vom Matteo Alberti, der bereits für Johann Wilhelm einen großen Schloßentwurf geliefert hatte —

einen Plan entwerfen, der die neuzeitlichen französischen Schloßbauideen mit dem historischen Ort des Schlosses verbinden sollte: Durch eine riesige Rampenanlage erschlossen, sollte auf dem Stückgarten, dem Westwall des Schlosses, ein repräsentativer Neubau entstehen. Aber der geschichtsträchtige Platz und die neue Baugesinnung harmonisierten nicht mehr miteinander. Vielmehr zeigt der Entwurf mit fast erschreckender Deutlichkeit die Sinnlosigkeit eines Unternehmens, das nicht mehr zeitgemäß war: Der Schloßbau tritt um die Wende vom 17. zum 18. Jh. in eine entscheidende Wandlungsphase. Von Frankreich ausgehend wurde mit dem Bau von Versailles eine Architekturauffassung gültig, die nicht nur die strenge Axialität in den europäischen Schloßbau einführte, sondern darüber hinaus in der Anordnung der Baukörper eine neue Idee suchte.

Absolutistischer Fürstenwille suchte sich nicht mehr in allegorischer Darstellung, sondern in baulicher und organisatorischer Konzeption auszudrücken.

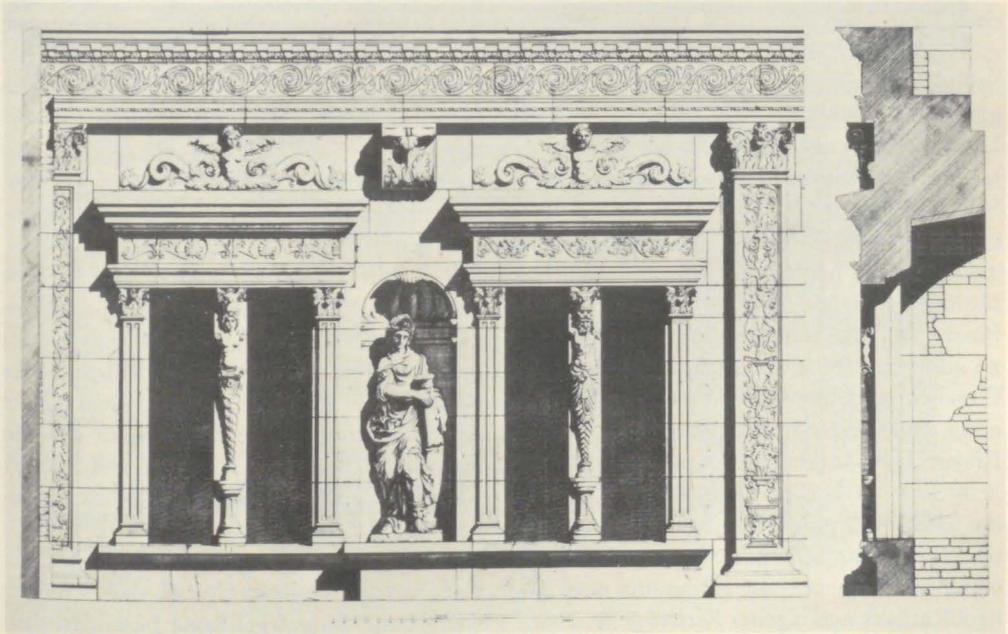
Außerordentlich deutlich zu beobachten ist diese Entwicklung im benachbarten Baden. So sollte Durlach, die baden-durlachische Residenzstadt, unter Friedrich Magnus ein neues Schloß erhalten, das ganz den französischen Vorbildern entsprechen sollte. In die beengte Situation des mittelalterlichen Stadtgrundrisses hinein beabsichtigte Friedrich die Verwirklichung eines anspruchsvollen „modernen“ Projektes. Domenico Egidio Rossi, der zuvor in Rastatt tätig war, lieferte 1697 die Pläne, wenig später wurde mit dem Bau begonnen. Das alte Schloß aus der ersten Hälfte des 16. Jh. wurde in großen Teilen niedergelegt, vom Neubau wurden zunächst Teile des westlichen Ehrenhofflügels errichtet. Ab 1700 stockten die Arbeiten. Finanzielle Schwierigkeiten führten 1703 zur vollständigen Einstellung der Bauarbeiten.

Die falsche Einschätzung seiner finanziellen Möglichkeiten war aber nur eine Kompo-

nente des Scheiterns für den Markgrafen Friedrich Magnus. Die andere bestand in der unzeitgemäßen Wahl des Bauplatzes: Ein Schloßbau, dem seine französischen Erfinder die Weite einer reizvollen Landschaft zuge-dacht hatten, ließ sich im winkligen Gewirr der Durlacher Altstadt nicht verwirklichen. So nimmt es nicht wunder, daß nur wenige Jahre später der junge Markgraf Karl Wilhelm die Lieblingsidee seiner Zeit wieder aufgreift: Am 17. Juni 1715 legte er den Grundstein zum Jagdschloß Carols-Ruhe. Mit Selbstverständlichkeit setzte er den Schloßturm in das Zentrum seiner neuen Residenz. Den südlichen Teil der radial konzipierten Anlagen nahm die Stadt ein, nach Norden verliefen die Alleen in die Weite des Hardtwaldes. Fürstliche Macht und fürstliches Selbstverständnis sind selten so deutlich demonstriert worden wie am Stadtgrundriß von Karlsruhe. Das Schloß mit seinen schräg

geöffneten Flügeln umgreift symbolisch das Gefüge der Stadt, alle Hauptstraßen erlauben den Blick auf den Turm des Schlosses. Karl Philipp mochte alsbald die Undurchführbarkeit seiner Heidelberger Pläne erkannt haben. Er nahm die konfessionellen Auseinandersetzungen mit den Bürgern von Heidelberg zum Anlaß, 1720 die Residenz nach Mannheim zu verlegen. Mannheim war als Zitadelle Friedrichsburg in den ersten Jahren des 17. Jh. unter Friedrich IV. entstanden. An die Festung schloß sich nach Norden eine Bürgerstadt an. Der nach italienischen Idealentwürfen konzipierten Festung stand das ähnlich rational gegliederte Stadtgefüge gegenüber. In relativ kurzer Zeit jedoch hatte sich das Befestigungssystem überlebt: Bereits 1622 nahm Tilly die Festung ein und legte sie in Trümmer. Karl Ludwig ließ nach 1648 die Stadt wieder errichten, verlieh ihr ein neues Stadtrecht und

Heidelberg, Ottheinrichsbau, Hoffassade (Ausschnitt), die Stärke (Nach Koch und Seitz)



setzte die liberale Konfessionspolitik seines Großvaters fort. Im Zuge der Orleans'schen Erbfolgekriege wurde 1689 Mannheim abermals vollständig zerstört.

Während Mannheim Residenz wurde, Karlsruhe fünf Jahre zuvor gegründet worden war, die Fürstbischöfe von Speyer sich in Bruchsal etablierten, der Markgraf von Baden-Baden — aus ähnlichen beengten Verhältnissen wie der Vetter in Durlach — nach Rastatt zog, offenbart sich dem Betrachter heute damit eine ganz besondere Entwicklung. Es ist dies sozusagen der zweite Schritt in der Entwicklung des Schloßbaues. War zunächst die Hoffassade des Ottheinrichsbaues eine Loslösung vom Festungsbau hin zur Schaufassade, so erweiterte sich das Prinzip im Laufe von einhundertfünfzig Jahren zu jener ganz spezifischen Bauform, die wir im südwestdeutschen Raum so häufig vorfinden. Das geschichtliche und heraldische Programm der Heidelberger Hoffassaden wandelte sich in Überlegungen, die den Grundriß veränderten. Während Bildung und Wissenschaft, Religion und schöne Künste zu Ottheinrichs Zeiten noch allegorisch-figürlichen Ausdruck fanden, werden nun diese wichtigen Attribute fürstlicher Selbstdarstellung zu greifbaren Bau- und Organisationsformen.

Es bleibt also zunächst festzustellen, daß unter Aufgabe mittelalterlicher Beengtheit im Schloßbau in freier Landschaft neue Ideen und Darstellungsformen sich entwickelten, die mit neuen Mitteln — nämlich der Disposition des Grundrisses — das Programm fürstlicher Repräsentation darzustellen und zu interpretieren imstande waren. Mit dieser Entwicklung einher geht die erste Anerkennung des Bürgertums als einer selbständigen Klasse: Die Marktplatzsituationen in Mannheim und Karlsruhe verdeutlichen sinnfällig die Säulen des gesellschaftlichen Gefüges jener Zeit. Dem Schloß steht — mit entsprechendem Abstand — die Kommune mit eigenem Rathaus und eigener Kirche gegenüber.

Der Mannheimer Schloßbau mag auf die Zeitgenossen, die ja noch in der Enge mittelalterlicher Gassen emporgewachsen waren, phantastisch, ja irrational in seiner Ausdehnung gewirkt haben. Die über 400 Meter lange Stadtfront umgriff die ganze Breite der Stadt, so daß — fast wie in Karlsruhe — aus allen Straßen der Blick zum Schloß die Nähe fürstlicher Macht signalisierte. Während der Mittelrisalit zweifellos dominiert, bilden rechts die Kirche und links die Bibliothek die beiden Kopfbauten des Ehrenhofes. Äußerlich recht ähnlich gestaltet, weisen sie in den Giebelfeldern auf die Rolle des Fürsten als Beschützer und Förderer von Wissenschaft und Klerus hin. Es sind dies die Reste jener einstmals alleinigen Darstellungsform fürstlichen Bildungs- und Geschichtsstrebens.

Der Mannheimer Schloßbau wird gern mit Versailles verglichen. Tatsächlich steht er diesem Schloßbau, der durch Ludwig XIV. vom einfachen Landsitz im Laufe weniger Jahre zu einem europäischen Mittelpunkt höfischer Kunst und Kultur emporgehoben wurde, im Umfang sehr nahe. Allerdings muß hierbei bedacht werden, daß Versailles der Schloßbau des Königs von Frankreich war, Mannheim jedoch nur das Schloß des Kurfürsten von der Pfalz. Es spricht sich hierin ganz klar das deutsche politische System jener Jahre aus: Der Kaiser war weit und seine Macht war nicht mit der des zentralistischen Systems in Frankreich zu vergleichen.

Die architektonische Qualität des Äußeren hält dem großemäßigen Vergleich mit Versailles nur bedingt stand. Allerdings gibt es im Inneren des Mannheimer Schlosses einige Räume, die gestalterisch ganz dem Geiste des Spätbarock entsprachen: Dazu gehören nicht nur die wiederhergestellten Säle im Mittelteil des Schlosses, dazu gehörte vor allem die Bibliothek.

Als Pigage 1749 in kurpfälzische Dienste trat, war die äußere Gestalt des Schlosses weitgehend festgelegt. Seine besondere Lei-

stung war die Innenausstattung des Baues, zu der auch die Bibliothek gehörte. Sie ist als eine Halle aufgefaßt, die durch zwei umlaufende Emporen die hohen Reihen der Regale gliedert. Es ist das alte Prinzip der Klosterbibliotheken, wie wir es von St. Gallen oder anderen Orten kennen. Die feine Zierlichkeit der Dekoration versucht in keiner Weise die Würde und Wichtigkeit der eigentlichen Bedeutung des Raumes zu schmälern. Karl Theodor, unter dessen Ägide die Bibliothek nach 1750 fertiggestellt wurde, hat hier eindeutig an die Tradition der Bibliotheca Palatina angeschlossen, sozusagen an eine Erneuerung jener so leichtsinnig durch Herzog Maximilian von Bayern 1623 dem Papst Gregor XV. geschenkten pfälzischen Bibliothek von etwa 8000 Bände gedacht.

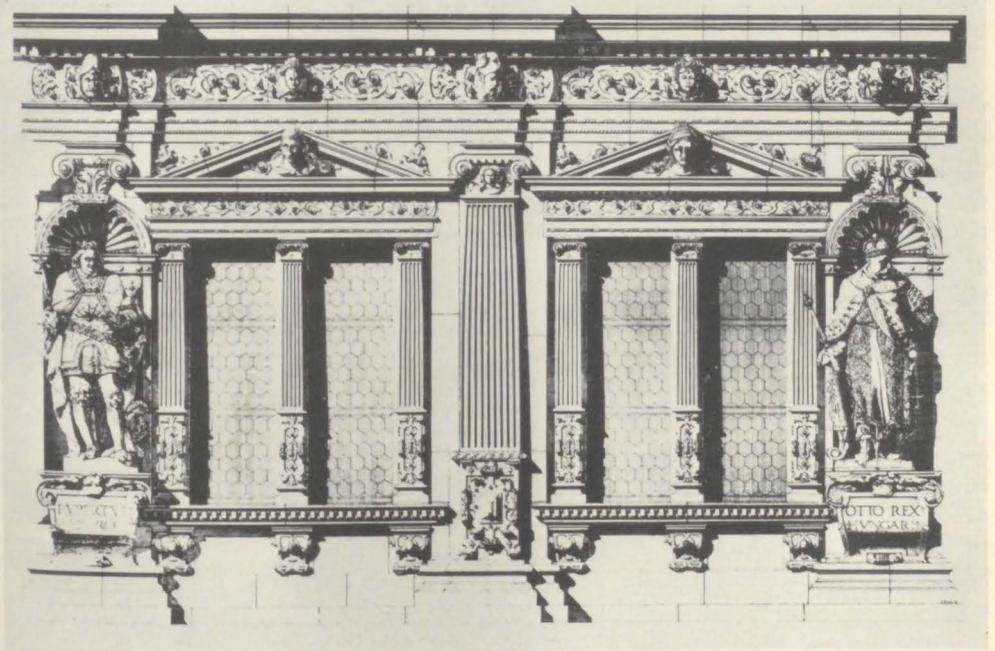
Im geistig-kulturellen Bereich gab es in jenen Jahren zahllose Anregungen und Bestrebungen. Musik, Oper, Theater, Bildungs- und

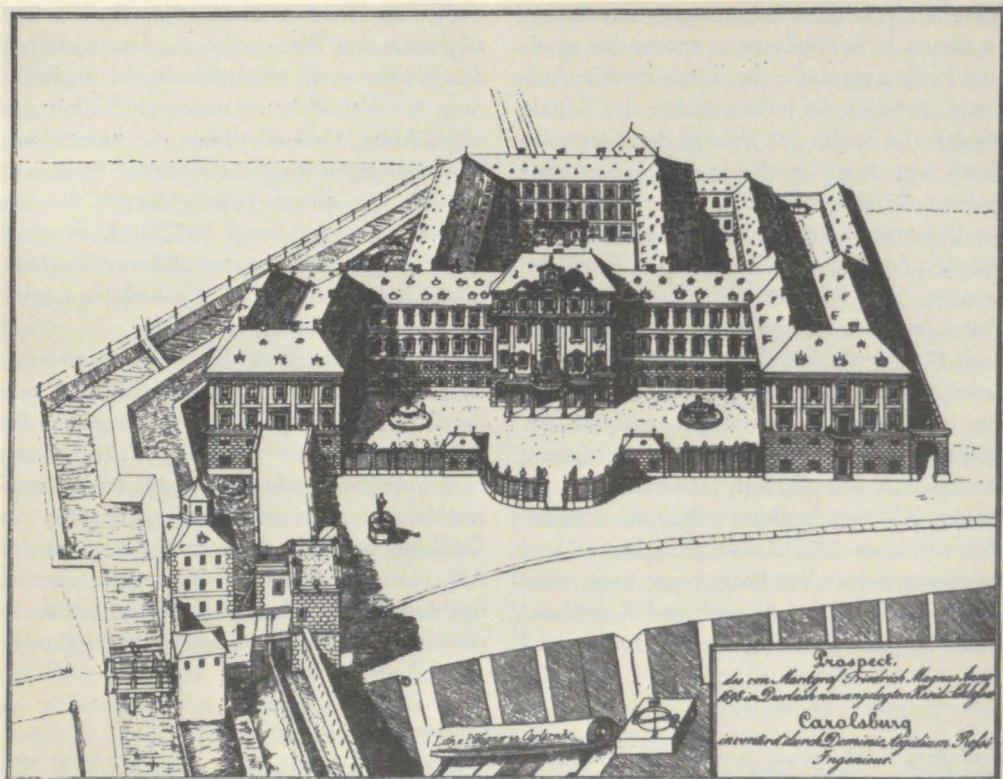
wissenschaftliche Einrichtungen vermittelten allgemein den Eindruck eines Staatsgefüges, das Kultur und wissenschaftliche Erweiterung des Weltbildes zu seinen Leitbildern gewählt hatte. Daß allerdings die finanziellen Aufwendungen für diese moderne Staatsaufassung von einem Land getragen werden mußten, das nur etwa 500000 Einwohner zählte, läßt auf die wirtschaftlichen Verhältnisse all jener schließen, die nicht in unmittelbarer Nähe des Hofes lebten.

Das Schloß beherbergt heute die Universität; im ehemaligen Bibliotheksbau befindet sich die Aula. Im Bewußtsein der Bürger ist das Schloß optisch nach wie vor greifbar, obwohl es von der Stadt wie vom Rhein schier unerreichbar ist: Eine Insel, die gleichzeitig ein Denkmal darstellt. Nach dem Kriege ist der Abbruch des Schlosses empfohlen worden mit dem Hinweis auf seine lästige Störfunktion im Rahmen moderner Verkehrsplanung

Heidelberg, Friedrichsbau, Ausschnitt Hoffassade 2. Obergeschoß

(Nach Koch u. Seitz)





D. E. Roni, Plan für eine Residenz in Durlach (Nach Inventarband Karlsruhe-Land)

und — nebenher — als Relikt eines überlebten Zeitalters. Seiner Gestalt wurde Monumentalität und Monotonie vorgeworfen, Attribute, die in anderem Zusammenhang gern mit diktatorischer Staatsarchitektur in Verbindung gebracht werden. Doch hat sich in den letzten Jahren, insbesondere nach der über die Kriegsfolgen weit hinausgehenden Zerstörung historischer Architektur aus kommerziellen Erwägungen, das Bedürfnis verstärkt, jene Bauten zu erhalten und sogar zu ergänzen, die als exemplarisch gelten können für eine bestimmte Bauepoche oder einen besonderen geschichtlichen Tatbestand. Daß dieser Umstand auch für das Mannheimer Schloß gilt, ist unbestritten. Unbestritten ist auch, daß Gebäude dieser Abmessungen nur zu erhalten sind, wenn sie einer sinnvollen

Nutzung zugeführt sind. Erst dann wird Raum und Möglichkeit zu schaffen sein für die Wiederherstellung einiger bedeutsamer Innenräume, wie es im Mittelbau und in der Kirche geschehen ist. Es ist sicher nicht utopisch auch an die Wiederherstellung der Bibliothek zu denken, die nicht nur einen der schönsten Innenräume des Schlosses darstellte — von der historischen Leistung des Architekten Pigage ganz abgesehen — sondern damit auch jene Säulen wieder sichtbar zu machen, auf die sich das absolutistische Staatsgefüge Karl Philipps und Karl Theodors gestützt hatte: Adel, Kirche, Bildung und Wissenschaft.

Mannheim war nur 58 Jahre pfälzische Residenz: bereits 1778 zog der Hof nach München. Die Stadt erlitt eine außerordentliche

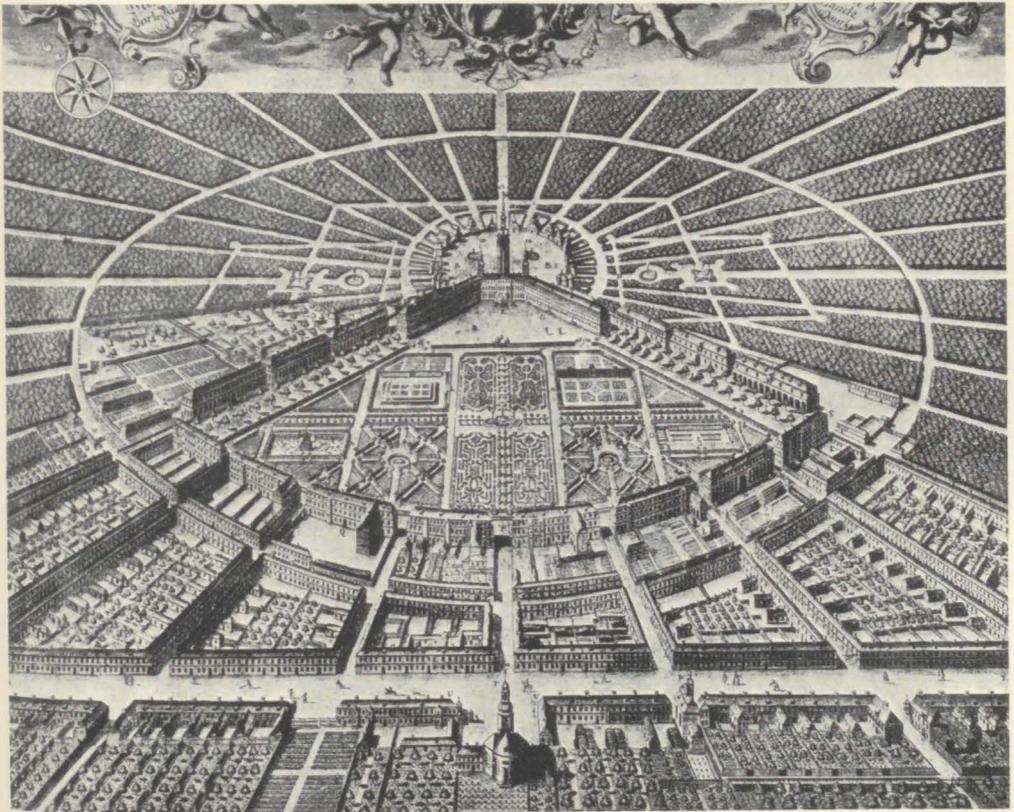
kulturelle und materielle Verarmung durch diesen Umstand.

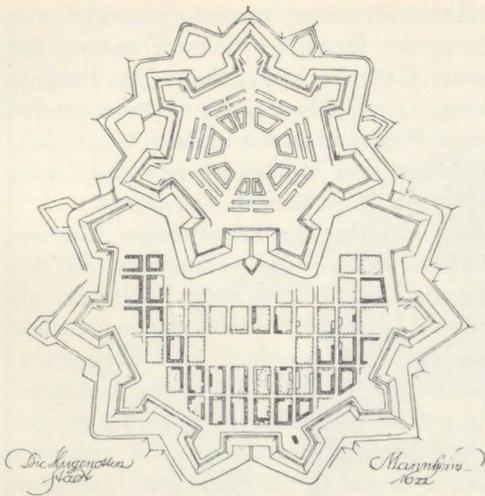
Die wesentlichen wissenschaftlichen und kulturellen Gründungen von Karl Philipp und Karl Theodor, die Akademie der Wissenschaften — die in der Bibliothek ihren Sitz hatte — das berühmte Orchester, das Opernhaus, sie alle verloren ihre fürstliche Protektion, soweit sie nicht selbst in die neue Residenz zogen. Es bleibt, unter dem Aspekt der Wechselwirkung von fürstlichem Selbstverständnis und architektonischer oder allgemein künstlerischer Resonanz, ein Blick nach Schwetzingen. Hier offenbarten sich nicht nur analoge Entwurfsgedanken, wie wir sie am Mannheimer und anderen Schloßbauvor-

haben beobachten konnten, hier wird zur Form der fürstlichen Selbstdarstellung ein neuer Gedanke hinzugefügt: Die Fortentwicklung und Übertragung des ikonographischen Programmes, wie es durch Geschichte, Tradition und Mythologie gewachsen war, auf einen neuen Bereich, den Garten.

Zur Geschichte des Schwetzingener Schlosses darf ich einige Worte voranstellen. Aus der typischen Wasserburg, in der Rheinebene oft zu beobachten, entwickelte sich an verkehrsgünstiger Lage ein Jagd- und Sommersitz. Nach Zerstörung im 30-jährigen Krieg wurde erst um 1655 unter Karl Ludwig mit der Instandsetzung begonnen. 1658 zieht die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Luise von

Gesamtansicht von Karlsruhe nach Thrau um 1750





Zitadelle Friedrichsburg (1607) (Nach Karl Gruber)

Degenfeld, in Schwetzingen ein. 1689 wurde das Schloß abermals zerstört.

Hatte es bis zu diesem Zeitpunkt den Charakter als Wasserschloß durchaus bewahrt — lediglich die Ostseite war unter Karl Ludwig nicht wieder errichtet worden, so daß eine Art Corps de Logis entstand — so scheint Johann Wilhelm in den letzten Jahren des 17. Jh. den Wiederaufbau und damit eine Neuordnung geplant zu haben. Aber erst durch J. A. Breunig wurde ab 1711 eine Erweiterung durchgeführt, die das Bild des Schlosses noch heute prägt. Zweifellos standen bei dieser Neuanlage die Gedanken eines großen Ehrenhofes mit Flügelbauten und betonter Mittelpartie Pate. Daß die Anlage dennoch einen recht provinziellen Eindruck macht, lag wohl in der Person des Baumeisters, der den neuen Ideen und Vorstellungen sicher reserviert gegenüberstand.

Dieser Umstand mag bereits früh in fürstlichen Kreisen den Wunsch nach einer „modernen“ Fassung des Ganzen geweckt haben. Allerdings waren die Arbeiten Breunigs gerade beendet, als Karl Philipp den Entschluß faßte, einen Schloßneubau in Mannheim zu beginnen. Erst um die Mitte des Jahrhun-

derts finden wir deshalb Pläne zu einem großartigen Ausbau des Schwetzingener Schlosses. Nicola Pigage lieferte noch im Jahr seiner Mannheimer Anstellung — 1749 — einen Plan, der als ein Idealentwurf zu betrachten ist. Eine ausführlichere Planung vom gleichen Jahr ist bescheidener.

Zunächst wurde durch Pigage mit dem Bau der Zirkelhäuser begonnen, die als Teil der neuen Gesamtkonzeption zu verstehen sind. Die Planungen am eigentlichen neuen Hauptgebäude gingen weiter. Von 1753 ist ein weiterer Entwurf Pigages überliefert, der wie ein vergrößerter Vorentwurf zum Schloß Benrath erscheint. Francesco Rabaliatti legte 1753 einen architektonisch zurückhaltenderen Entwurf vor. Schließlich — das Ergebnis ist allgemein bekannt — wurde kein Entwurf verwirklicht: Das Schloß steht heute — mit den Zirkelbauten — fast im gleichen Zustand, wie es Breunig ab 1711 hatte herrichten lassen.

Wichtig, darauf wurde schon hingewiesen, ist Schwetzingen durch seinen Garten geworden. Einmal durch den Barockgarten, der eine Erweiterung des architektonischen Rahmens in die Landschaft hinaus bedeutet, mehr noch aber durch seinen späteren Englischen Garten. Hier werden alle jene Gedanken und Allegorien, die eingangs zur Fassade des Ottheinrichsbaues zitiert wurden, neu aufgegriffen: Apollo und Merkur, belebte und unbelebte Natur, Tugenden und Ideale begegnen uns nun in einer Weise, die als die dritte Dimension jener Entwicklung aufzufassen ist, die mit der Fassade des Ottheinrichsbaues in die Pfälzische Baugeschichte eingetreten war. Nach Veränderungen am Grundriß — wie am Mannheimer Schloßbau zu erkennen — begegnen wir hier einer abermals erweiterten und modifizierten Form fürstlicher Selbstdarstellung. Ähnlich wie für die Architekturen und ihre Entwicklung ist auch für den Garten der Ausgangspunkt der Gestaltung in Heidelberg zu sehen.

Der Hortus Palatinus, jener Pfälzische Gar-

ten, unter dem sich so wenige heute etwas vorzustellen vermögen, obwohl er sehr genau überliefert ist, war ein Kunstgarten besonderer Art: Er hatte weder Bezug zum Schloß, wie es später für den barocken Garten typisch war, er hatte auch nur indirekt Bezug zur Natur. Man hat ihn einen manieristischen Garten genannt, weil er fast Unmögliches, Absurdes, rein Künstliches zum Hauptprinzip seiner Erscheinung erhob, weil jeder Teil für sich sprach, ohne auf den benachbarten zu wirken oder zu reagieren. Fürstliche oder allgemein menschliche Souveränität und das Bedürfnis nach Darstellung dieser Unabhängigkeit sprachen sich im Triumph über die Natur aus. Im Weltbild der Renaissance galt nur, was über das Durchschnittliche und Allgemeine hinausging. Wir haben Analogien hierzu in der Architektur

jener Jahre gefunden: Selbstdarstellung fürstlicher Macht, Würde und Tradition spricht aus dem reichen Programm der Fassaden des Ottheinrichsbaues und des Friedrichsbaues. Betrachtet man die Entwicklung des Gartens unter diesem Aspekt, so sind die Gärten des Barock im Grunde ein Schritt zurück: Sie wurden in die Architektur der Fassaden einbezogen, auch dies nach dem Vorbild von Versailles. Der Garten war der erweiterte räumliche Erlebnisbereich, der sich von der Architektur wenig unterschied, er folgte ihr insbesondere im barocken Hauptprinzip, der Symmetrie.

Hortus Palatinus und Englischer Garten verfolgen zum Teil eine Korrektur der natürlichen Elemente des Gartens: Der manieristische Garten hin zur Abstraktion der Natur, der Landschaftsgarten in der Überhöhung

Schwetzingen, Blick auf die Moschee (Darstellung aus der Mitte des 19. Jh.)
Universität Karlsruhe, Institut für Baugeschichte.



des Natürlichen. Als der Englische Garten in den Jahren um 1770 auf dem Kontinent heimisch wurde, glaubte man in ihm eine stark erweiterte Form des Natürlichen zu erkennen. Das mag für das Einzelgewächs, dem eine gewisse Freiheit der Entfaltung zugestanden wird, zutreffen. Vom Programm und von der Organisation her jedoch ist diese Gartenform streng in die Bedürfnisse des fürstlichen Darstellungsprogramms einbezogen. Er orientiert sich darin stärker an die vorbarocke Gartentradition. Der geistige Gehalt des Programms läßt kaum Zufälligkeiten zu: Alle jene Embleme und Symbole, geschichtliche und mythologische Figuren, wie wir sie von der Fassade des Ottheinrichsbau es und dem Hortus Palatinus her kennen, treten wieder auf. Und zwar nicht zur Erbauung allgemein, wie das im barocken Garten erscheint, sondern im Rahmen eines festen Programms, einer darstellerischen Absicht. Venus wird durch Apoll ersetzt, die Stärke manifestiert sich in der Person des Herkules. Ein Blick auf die „Galerie“ des Hortus Palatinus, in deren Attika zehn Taten des Helden dargestellt waren, belehrt uns über die Verwandtschaft ebenso, wie die Neigung zu Grotten, Nymphäen und anderen antiken Vorbildern. Echt neu ist im Englischen Garten die künstliche Ruine.

Aber ihr Auftreten signalisiert eine neue Epoche der Kunst- und Kulturgeschichte, es würde den gegebenen Rahmen sprengen, auf diese Dinge einzugehen. Es offenbart sich im

Ruinenkult der Jahre um 1800 ein neues Lebens- und damit Kunstempfinden, dem sehr wesentliche Umwertungen folgten. Auch hier hätte Heidelberg — das Schloß als Ruine — einen wichtigen Beitrag zu liefern. Die Romantik als Folge dieser Entwicklung ist ein ähnlich bedeutender geschichtlicher Einschnitt, wie die Wiederentdeckung der Antike.

Für den hier gesteckten Rahmen kurpfälzischer Wirksamkeit bleibt festzustellen, daß eine gesamteuropäische Entwicklung in einem bedeutenden deutschen Teilstaat eine durchaus adäquate Resonanz ausgelöst hat, die sich an den vorgeführten baulichen Beispielen noch heute ablesen läßt. Fürstliches Repräsentationsbedürfnis, wie es durch Stand und Tradition diktiert wurde, hat einen Wandel in der Ausformung erfahren, dessen einzelne Entwicklungsschritte noch heute erkennbar sind: Über die Burg hinaus erwächst mit dem Konzept zum Ottheinrichsbau eine neue architektonische Dimension. Es wächst im Schloßbau von Mannheim — als Beispiel — eine architektonische Manifestation fürstlicher Macht über die Heidelberger Palastfassaden hinaus. Und es erweitert sich dieses Programm noch einmal um den Garten — hier Schwetzingen als Beispiel —. Der Darstellung der Absichten und Verbindungen dieser Formen des fürstlichen Selbstverständnisses und höfischen Darstellungsbedürfnisses waren diese Ausführungen gewidmet.

Der große Pan von Schwetzingen oder Die Versöhnung mit der Natur

Johannes Werner, Karlsruhe

Es ist mit natürlichen Dingen wie mit der Kunst: es ist so viel drüber geschrieben, und jeder, der sie sieht, kann sie doch wieder in neue Kombinationen setzen.

Goethe, Italienische Reise

Der Besucher hat, vom Schloß her kommend, das runde, helle und weite Parkparterre durchschritten und dann das dicht von Bäumen bestandene Gelände betreten, das den Kreis umschließt. Unvermutet umgibt ihn die Dunkelheit eines heiligen Hains, und nur wenig wird er sich wundern dürfen, wenn er in der Tiefe des Waldes nun die steinerne Gestalt des Gottes erblickt, der hier regiert: das Bild des großen Pan.

Ein gewaltiger Tuffsteinfelsen dient dem sitzenden Gott als Thron und zugleich zur Stütze seiner zottigen Bocksbeine und seines rechten Arms. In der linken Armbeuge liegt sein Stab, und so hat er beide Hände frei für die Syrinx, die Panflöte, auf der er mit ruhig lauschendem Ausdruck auch spielt. Auf seinen struppigen Haaren sitzt ein Kranz von Blättern; er krönt ein königliches Haupt, das selber wieder die Krone eines mächtigen, muskulösen Körpers ist. — Die Figur besteht aus weißem Sandstein; der Mannheimer Hofbildhauer Simon Peter Lamine hat sie im Jahre 1774 geschaffen.

Doch ist dies nicht der Pan, der (wie die antiken Autoren berichten) die Hirten, die Herden und die Heere schreckt, der sie in eben den panischen Schrecken, also in Panik versetzt¹⁾. Und dies ist auch nicht der Pan, der seit je als Inbegriff triebhafter Geschlechtlichkeit gilt und als solcher, äußerlich wenig verändert, aus der antiken Mytho-

logie in die christliche Theologie hinüberwanderte, wo er freilich nicht als Gott, sondern als Teufel weiterlebte²⁾ — oder eigentlich in dessen Gestalt wieder auferstand, nachdem er, einer ergreifenden Erzählung des Plutarch zufolge³⁾, schon gestorben war. Hier, in diesem Bildwerk, ist also nicht der furchtbare und nicht der fruchtbare Pan dargestellt; aber was ist dann sein Sinn?

Jedenfalls als ein Mischwesen erscheint der Gott, halb als Mensch und halb als Tier⁴⁾; und vollends das Barock begriff diese Zweifelt als ein Sinnbild für den Menschen, der halb Gott und halb Tier zu sein scheint. In einem der emblematischen Bücher, die in jener Epoche so zahlreich wie einflußreich waren, wird eingehend auch der Pan betrachtet, weil er, wie der Mensch, zwei Welten angehört und keiner ganz.

*„Die Heyden ehren ein Geiß Mann
Den ich aller ding Natur kan
Nennen / so ist ein Mensch halb Geiß
Vnd ein halber Mann der Gott weiß.“⁵⁾*

Daß der Mensch derart ein gespaltenes, aus Geist und Leib zusammengesetztes Wesen ist und daher auch kein unbedingt harmonisches, sondern ein sich selber problematisches — dieser Gedanke war zumal dem 18. Jahrhundert sehr vertraut. „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ hieß die Arbeit, mit der ein gewisser „Johann Christoph Friderich Schiller, Kandidat der Medizin in der herzoglichen Militair-Akademie“ in Stuttgart im Jahr 1780 zum Regimentsmedikus avancierte⁶⁾; er war, wie bekannt, zu anderem bestimmt (und sollte später im Park



Der Pan von Schwetzingen

von Peter Simon Lamine

von Schwetzingen das Vorbild für den Park von Aranjuez finden, wo der ‚Don Carlos‘ anfangs spielt⁷⁾). Aber seine These, „daß die tierische Natur mit der geistigen sich durchaus vermischt, und daß diese Vermischung Vollkommenheit ist“⁸⁾, entsprach schon damals weniger der Wirklichkeit als vielmehr einem Wunsch, wie er im Bild des Pan Gestalt geworden ist.

Denn in Wirklichkeit hatte sich zwischen beiden Bereichen ein tiefer Abgrund aufgetan; die Kultur hatte sich vom Kreatürlichen, Natürlichen schmerzlich weit entfernt. Je schneller das 18. Jahrhundert sich seinem Ende zuneigte, desto lauter erklang auch seine Klage um die verlorene Natürlichkeit, und alle seine Hervorbringungen waren Versuche, den Verlust wieder rückgängig zu ma-

dert entdeckt und darin gesehen, daß auch in ihr das Künstlerische und das Natürliche eins geworden sind; daß sie nämlich eine durch Natur umgeformte Kunstform darstellt, die damit gleichsam zu ihrem Ursprung zurückgekehrt ist¹¹). Der Dichter Lenz hat dies als erster gesehen, als er in den siebziger Jahren jenes Jahrhunderts die größte Burgruine des badischen Oberlandes, die Hochburg, besuchte — und dennoch hätte dies hier ungesagt bleiben können, wenn nicht Schwetzingen selber davon spräche: sein Park schmückt sich mit mehreren Ruinen, die sogar gleich als solche geplant und gebaut wurden; mit dem großen Pan stehen sie (und steht zumal der ruinöse Merkurtempel aus den achtziger Jahren des Jahrhunderts) im innersten Zusammenhang. Und eigentlich ist ja der ganze Park nichts anderes als der Versuch, Kunstformen mit Naturformen zu vereinen, wenn auch in verschiedener Weise, wie in Schwetzingen noch zu sehen ist. Der ältere französische Stil unterwarf sich die Natur, indem er sie in äußerst künstliche, in geometrische Formen zwängte¹²); der neuere englische Stil wollte der Natur gewissermaßen ihren Willen lassen; und die Figur des Pan findet sich nicht zufällig in einem Bereich, der zwischen beiden Stilen steht und dies bereits durch seinen Namen kundtut: in einer sogenannten Angloise.

So ist der große Pan im Einklang nicht nur mit sich selbst, mit seiner eigenen Natur, sondern auch im gleichen Maße mit der, die ihn umgibt. „Hinter dem Felsen steigen glänzende Silberpappeln und Birken, mit Nadelhölzern vermischt, hoch empor und erhöhen durch ihren schönen Wuchs die feierlichen Gefühle, die hier den Wanderer ergreifen.“¹³) Diese (hier von dem Hofgärtner Zeyher ausgesprochene) harmonische Übereinstimmung mit der Landschaft wurde dem Gott schon von jeher zugeschrieben — ganz und gar, in jedem seiner Wesenszüge ist Pan eine Verkörperung des peloponnesischen Weidelandes, des Hirten- und Herdenlan-

des, dem er entstammt: „Pan deus Arcadiae“¹⁴) sagt, kurz und gut, Ovid. Es war aber nur die Sehnsucht der antiken Stadtbewohner, die dieses arme Arkadien zu einem ursprünglichen, glücklichen Traumland erklärte; und es war dann wieder dieselbe Sehnsucht, die im späten 18. Jahrhundert an den Höfen die arkadischen Schäferspiele samt zugehöriger Poesie hervorbrachte; eine Sehnsucht nach der ferngerückten, fremd gewordenen Natur. (Und aus einer stets bewahrten Erinnerung an die ursprüngliche Harmonie aller Schöpfung mag auch zu erklären sein, daß der Schwetzingener Schloßgarten, der ein Zeichen dieser Harmonie sein will, im Volksmund „das verlorene Paradies“¹⁵ genannt wurde.)

Auch in Schwetzingen wurde im Jahre 1760 ein deutsches Schäferspiel aufgeführt; und 1775 eine italienische Oper namens „Arcadia conservata“; und noch 1803 (als das schwedische Königspaar gerade zu Gast war) eine musikalische Idylle, die „Das Fest in Arkadien“ hieß¹⁶). Allen diesen Werken lag dieselbe Wunschvorstellung eines naturhaften Lebens zugrunde, wie Hirt, Jäger und Fischer es führen und wie es in einem alten homerischen Hymnos so schön geschildert wird:

*„Er schweift hierhin und dorthin durch dichtes
Strauchholz,*

*Da kommt er auf sanften Bachwellen daher,
Dort wieder erklettert er schroffe Felsen,
Den höchsten Gipfel zur Herdenschau zu erklimmen.*

*Oft durchzieht er die belleuchtenden mächtigen
Berge,*

*Oft treibt er im waldigen Tal, auf der Jagd
nach dem Wild*

*Scharf ausspähend. Dann des Abends tönt er,
einsam*

*Von der Pirsch heimkehrend, auf dem Rohr
eine sanfte*

*Weise. Nicht würde ihn überflügeln melodisch
Ein Vogel, der im blühenden Frühling im Laube*

Klage ergießend tönt süßstimmigen Sang.“¹⁷)

Die Rede ist natürlich und ausdrücklich vom großen Pan; von eben dem friedlichen und freundlichen, versonnenen und in sich versunkenen Pan, dessen Abbild der Schwetzingener Schloßgarten bewahrt.

Dieser Pan ist so natürlich wie die Natur — was er in einem letzten Sinn auch durch den Naturalismus der Darstellung bewahrheitet, also dadurch, daß er nicht aus Stein, sondern aus Fleisch und Blut zu sein scheint. „Ich bin nur Kunstwerk, nicht Natur, / Ihr glaubt mirs nicht? Fragt meinen Schöpfer Lamin nur.“¹⁸⁾ So dichtete Anton Edler von Klein, ein Mannheimer Professor der Philosophie und der schönen Künste, zum Preis dieses

Werks, dem zwar keineswegs das Künstlische, wohl aber alles Künstliche fehlt. Viel schwerer ins Gewicht fällt das auf den gleichen Ton gestimmte Lob des Dichters Schubart, geschrieben 1774, als das Werk gerade erst entstanden war: „Vorzüglich hab ich da in der Bildhauerkunst, die leider! in Deutschland immer mehr verfällt, Meisterstücke angetroffen; im Garten zu Schwetzingen stehen Statuen, die in einem Feen Garten stehen dürfften. Kürzlich hat Herr Camini, ein junger Bildhauer, einen Satyr verfertigt. Eine glückliche Laune führte seine Hand, und der Scherz regierte seinen Meissel. Wenn man die runzlichte Stirne, die runde tiefe treffen-

Pan (aus einem emblematischen Buch des 16. Jahrhunderts)



de Augen, die gebogene spitzige Nase, die spöttisch lächelnden Lippen, und die fast Voltairische Mine betrachtet; so muß man aus voller Empfindung ausrufen; Schön! Schön! das ist schön! — Die Runzeln auf der Stirne machen ihn nicht finster, sie vereinigen sich über der Nase in einem Grübchen, wo der Witz und die Munterkeit sitzt; aus jeder Falte lächelt er Scherz, und Heiterkeit glänzt ums Angesicht; er sitzt auf einem Blocke, der gebeugte Leib faltet das Fleisch in der Seite zusehends, und man will — man muß es angreifen und fühlen, wie weich und zart es ist!¹⁹⁾

Aber nun ist über den Pan so vieles und auch Verschiedenes (und doch noch längst nicht alles!) gesagt worden, daß seine Konturen zu verschwimmen drohen; es scheint ja fast nichts zu geben, was ihm nicht zugesprochen werden könnte — und dieser Schein trägt nicht einmal. Denn in der Tat hat eine spätere Spekulation den Namen des Gottes als griechisches Wort wörtlich genommen („pan“ heißt „alles, jedes, ganz“) und einen wahren Allgott aus ihm gemacht.

*Dir gibt des Wachstums Funken das Luftreich,
Die Erweckung lebenden Wesens,
Und das Auge des Weltengipfels,
Hoch droben des flüchtigen Feuers.
All dies vieldentige Wesen
Strömt leicht auf deinen Befehl;
Mit weiser Voraussicht
Wandelst du aller Dinge Natur,
Weidend der Menschen Geschlecht
Über den unermesslichen Erdkreis.²⁰⁾*

Auf diese Weise, mit diesen Worten spricht ein alter orphischer Hymnos von Pan, dem Inbegriff des Alls.

Jedes Zeitalter schafft sich Sinnbilder, gut oder ungut gemeinte und manchmal solche, die es selbst nicht recht versteht. Das ausgehende 18. Jahrhundert schuf sich, hier in Schwetzingen und durch Lamine, das Bild des großen Pan als Ausdruck seiner Sehnsucht nach Allheit, Ganzheit, Einheit, Einklang mit der Natur; einer Sehnsucht, die seither immer brennender geworden ist.

*„Pan den starken rufe ich an,
Den Hirtengott, die Gesamtheit des Alls —
Himmel, Meer, Allkönigin Erde
Und das unsterbliche Feuer,
Denn alle sind Glieder des Pan.
(...)*

*Helläugiger Jäger, belustigt vom Echo,
Gespiele der Nymphen im Reigentanz,
Wachsend aus allem, Alleserzeuger,
Daimon, in tausend Namen geehrt;
Herrscher im Weltall, Förderer des Wachstums,
Lichtträger, fruchtbringender Paian,
Freund der Grotten, gräßlich im Grimm,
Wahrer Zeus, mit Hörnern geziert —
Denn auf dich ist der Erde
Unerforschlicher Plan gestützt,
Und der unermüdlichen See
Tiefaufwühlendes Wasser gibt dir
Der Okeanos, dessen Flut
Rings die Erde umrollt —*

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. (neben den verschiedenen Lexika zur Antike und zur antiken Mythologie) besonders Reinhard Herbig, Pan. Der griechische Bocksgott. Versuch einer Monographie. Frankfurt/M. 1949.

²⁾ Vgl. Johannes Werner, Im Zeichen des Bocks. Dämonie und Massenwahn. Edingen als Beispiel. In: Badische Heimat 2/1976, S. 237—242.

³⁾ De defectu orac. 17.

⁴⁾ Bezeichnenderweise ist „Pan“ in der zoologischen Nomenklatur der Name für einen Menschen-Affen, den Schimpansen.

⁵⁾ Arthur Henkel/Albrecht Schöne (Hrsg.), Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Ergänzte Neuauflage. Stuttgart 1976, Sp. 1832. — Als Mischwesen ist der Pan verwandt mit Faun, Satyr und Silen, Triton und Sirene, auch mit den Kentauren, die sehr wohl als Synthesen von Kultur und Natur verstanden wurden (und mit den Sphinxen, wie auch Lamine deren zwei gestaltet hat: im Garten von Schwetzingen flankieren sie den Eingang zum Tempel der Botanik).

6) Schiller, Werke 12,2 (= Philosophischer Nachlaß. Angewandte Ästhetik. Medizin. Juvenilia). Hrsg. v. R. Boxberger (= Deutsche National-Literatur. HKA 129). Berlin und Stuttgart o.J., S. 463—501.

7) Vgl. Rudolf Sillib, Schloß und Garten in Schwetzingen. Heidelberg 1907, S. 77. — Zu Lokalfragen vgl. außerdem: Rudolf Lüttich, Schloßgarten und Barockbau. Eine Schwetzingen Studie. 2. Aufl. Heidelberg 1924; Hugo Fränkel, Der Schwetzingen Schloßgarten ein Raumkunstwerk. Mannheim 1933.

8) Schiller, a. a. O. S. 494.

9) Vgl. Leo Balet/E. Gerhard, Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jahrhundert. Hrsg. und eingeleitet von Gert Mattenklott. Frankfurt/M — Berlin — Wien 1973, S. 394—490.

10) Johann Wolfgang Goethe, Satyros oder der vergötterte Waldteufel. In: J. W. G., Satiren, Farcen und Hanswurstiaden. Hrsg. von Martin Stern. Stuttgart 1968, S. 64—87; hier S. 75. — Einen weiteren großen Auftritt hat Pan im ersten Akt des zweiten Teils von Goethes „Faust“.

11) Vgl. Johannes Werner, Die Schönheit der Ruine. In: Burgen und Schlösser 2/1976, S. 108—111.

12) Vgl. Johannes Werner, Geometrie der Macht. Der barocke Plan von Rastatt. In: Die Ortenau 56 (1976), S. 83—94; ders., Noch etwas über die Geometrie der Macht. In: Die Ortenau 57 (1977), S. 269—271.

13) (Johann Michael) Zeyher und J. G. Rieger, Schwetzingen und seine Garten-Anlagen. Mannheim 1828, S. 138. — Schon in der Antike wurde Pan auf dem Felsen, „seinem Naturthron“, dargestellt (Herbig, a. a. O. S. 42).

14) Zit. nach Herbig, a. a. O. S. 15.

15) Zit. nach Sillib, a. a. O. S. 56.

16) Vgl. ebda. S. 73 f. und S. 78.

17) Zit. nach Herbig, a. a. O. S. 12.

18) Zit. nach Sillib, a. a. O. S. 36; hier heißt es zwar „seinen Schöpfer“, aber dies dürfte ein Versehen sein.

19) Deutsche Chronik auf das Jahr 1774. Hrsg. von Christian Friedrich Daniel Schubart. (Neudruck) Heidelberg 1975, S. 569 f. — Allerdings hat Schubart den Pan mit einem Satyr verwechselt und dazu den Namen des Künstlers verschrieben: denn es war, wie gesagt, Simon Peter Lamine (1738—1817), der jenen Pan schuf; er, ein gebürtiger Mannheimer, folgte als Hofbildhauer und Akademiendirektor seinem Lehrer nach, dem Niederländer Peter Anton Verschaffelt (1710—1793), war aber sonst dessen genaues Gegenteil: nämlich ein weichlicher, schwächlicher, kränklicher Mensch, groß in Worten, klein in Taten; in seinem Amt und in seiner Kunst hat er wenig bewirkt, und nur wenige Werke hat er hinterlassen: hauptsächlich Sarg- und Grabschmuck und eben den berühmten Pan, den er für den Nymphenburger Park in München selbst noch einmal nachahmte. Geschöpf und Schöpfer können einander kaum verleugnen. — Vgl. Jos. Aug. Beringer, Peter A. von Verschaffelt. Sein Leben und sein Werk. Aus den Quellen dargestellt (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte 40). Straßburg 1902, S. 118—122; Otto Knaus, Künstler am Hofe Carl Theodors. Die Gestalter des Schwetzingen Schloßgartens. Schwetzingen 1963, S. 117—118.

20) Orpheus. Altgriechische Mysteriengesänge. Jena 1928, S. 17 f.

Natur

*Bergeshöhen, — Seenglanz
Lassen Dich vergessen
Was des Menschen Unverstand
Freventlich vermessen. —
Unverfälscht Natur allein
Führt Dich zu den Quellen
Reinen Geistes ewgem Sein —
Was auch immer Menschheit schafft
Ohne jenen Funken
Aus des Aller-Höchsten Kraft
Bleibt im grauen Schatten. —
Doch am Herzen der Natur
In den freien Matten
Findest Du der Gottheit Spur!
Darum laßt auf Bergeshöhen
Und im Sonnenglanz der Seen
Uns die Freud' erleben
Die allein die Gottheit nur
Uns aus SEINER All-Natur
Unverfälscht gegeben!*

G. A. Rapp

Der Winter als väterlicher Beschützer

Ein Meisterwerk des Schwetzingener Schloßparks

Lili Fehrle-Burger, Heidelberg

Die meisten Besucher des Schwetzingener Schloßgartens gehen achtlos daran vorüber. Ohne Kenntnis der alten Bauernweisheit „je härter der Winter, desto reicher die Ernte“ läßt sich der tiefere Sinn der dramatisch bewegten Barockfigur des „Winters“ auch nicht verstehen. Um 1740 entstanden, stammt sie von einem burgundischen Meister. Er war damals an der Ausgestaltung der Sommerresidenz des polnischen Exkönigs Stanislaus Lescinsky in Schwetzingens französischer Partnerstadt Lunéville beteiligt. Nach dem Tod des Königs hat Carl Theodor mehrere der schönsten Parkfiguren von Lunéville für Schwetzingen erworben. Darunter befand sich auch der Jahreszeiten-Zyklus jenes unbekanntes Bildhauers.

Sein „Winter“, ein einzigartiges Meisterwerk von michelangelesker Gestaltungskraft, steht seitdem in der Südostecke der Schwetzingener Orangerie. Als barfüßig frierender Wächter des Saatguts erscheint er dort auf hohem Sockel, von stürmischen Winden umtost, während die westlich aufgestellten Jahreszeiten des „Frühlings“ und des „Sommers“ die frohlockende Spendefreude der Natur ausstrahlen.

Der von diesen weiblichen Grazien begrüßte Besucher versäumt dabei meistens, sich nach ihrem grollenden Gefährten im schattigen Hintergrund der Orangerie umzublicken. Sobald man aber den liebenswürdigen Wegweiserinnen zu Apollons „Sonnentempel“ den Rücken kehrt, um erst einmal diesen rastlosen Wanderer näher zu betrachten, glaubt man unwillkürlich dem in Stein verewigten Konzert von Vivaldis „Winter“ zu begegnen, seinen Oktaven schlagenden

Sturmschritten durch eisigen Wind, peitschenden Regen, wirbelnde Schneeflocken und klirrende Kälte, den trotzig hervortretenden Baßtönen eines rauhen bärenstarken Riesen und seinem ebenso grollend wie energisch ertragenen Frierens zugunsten einer reich aufblühenden Saat, wie es die unerbittliche Mutter Erde ihm abfordert.

Aber auch die frühlingshafte Vorfrende der Sologeige scheint sich unter dem pelzgefütterten Schutzmantel des Winters eingenistet zu haben, jene innige Wärme, in der die am steinernen Sockel zuversichtlich emporkletternden Ranken atmen. In dieser wärmenden Umhüllung zu Füßen des Winters kauern, fühlt sich auch der kleine Wachstums-Genius geborgen, ein pausbäckiges Knäblein, das die Glut der gesammelten Asche des vergangenen Jahres anbläst, um sie am Leben zu erhalten.

Wie eine anderthalb Jahrhunderte ältere Bronzestatue von Alessandro Vittoria aus Vivaldis venezianischer Heimat hält auch der Schwetzingener Winter eine seiner frierenden Hände an den Mund, um ihr Wärme einzuhauen, eine traditionelle Gebärde antiker Wintergötter.

Schon in der Antike hat man bei Hofe die dramatische Folge der Jahreszeiten als tänzerische Pantomime aufgeführt. Was davon in Kunst und Dichtung fortlebte, führte in der italienischen Spätrenaissance zur Entstehung der höfischen Ballettooper. Zu Kompositionen von Lully, Scarlatti und anderer Hofmusiker ihrer Zeit mimten die Tänzer als personifizierte „Jahreszeiten“ charakteristische Stimmungsbilder und Szenen zur Veranschaulichung des Naturgeschehens. Es kam dabei



Der „frierende Winter“ mit der Wachstumsspirale im Garten der Schwetzingener Orangerie
Statue eines lothringischen Bildhauers

darauf an, beispielsweise nicht nur die grausame Härte des Winters zum Ausdruck zu bringen, sondern auch seine schützende und zärtlich wärmende Vaterrolle, die ihm die Mutter Erde für das Wachstum ihrer Samenkörner zuwies.

In dieser Rolle feierten einst um den 25. Januar herum die Nordgermanen die Keimkraft des Winters und die Römer am 17. Dezember anlässlich ihrer Saturnalien. Dabei bildeten sich chorische Tänze und Maskentänze heraus, die in vielen Volksbräuchen Europas weiterlebten, ehe sie von der spielerischen Leichtigkeit des Rokoko beschwingt, ihre humoresken Züge annahmen.

Dem burgundischen Meister des Schwetzingen „Winters“ ist es gelungen, beides miteinander zu verbinden: Die Urwüchsigkeit des mythischen Volksempfindens mit dem zugleich daran sich ergötzenen Humor eines geistreichen Schauspielers, der auch dem Bildhauer eigen war. Was sonst nur in einer mimischen Szenenfolge darstellbar war, mußte er durch ein steinernes Symbol ersetzen, das die seinem Schutz anvertraute Kraft des Wachstums dem Betrachter vor Augen hält. Wie eine Zielscheibe für Jagdübungen schaut dabei unübersehbar aus seinem windgeblähten Mantel eine ähnlich geformte Baumscheibe hervor. Auf ihr sind die Jahres-

ringe des Wachstums eingemeißelt. Sie ist mit einem Ast verbunden, den der Winter unter seinem Mantel mit sich trägt. Eine der die Jahresringe betonenden Zweigspitzen weist wie ein von Geisterhand gesteuerter Zeigefinger auf den inneren Ausgangspunkt dieser Lebensspirale, die das rhythmische Erscheinungsbild der Wachstumsringe erzeugt. Der Not gehorchend, aber auch seinem väterlicher Trieb, tritt so der Winter als heroischer Schirmherr der schutzbedürftigen Natur auf, indem er die Lebenskraft der Bäume und die aufkeimenden Samenkörner ebenso erwärmt wie seine frierende Hand. Mit dieser Gebärde wendet er sich dem kleinen Wachstums-Genius zu, der aus der Asche des Vergangenen das Feuer eines neuen Werdens bläst.

Der zukunftsgläubige Geist des 18. Jahrhunderts, eines nicht nur verspielten, sondern auch an schöpferischen Einfällen übersprudelnden Zeitalters, hat in dieser tief sinnigen Darstellungsform einen Ausdruck gefunden, der mit Goethes Glauben an jenen Gott übereinstimmt, dem es ziemt, „die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen, so daß, was in ihm lebt und webt und ist, nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt“.

Spätjahr

*Kable, dunkle Ästefinger
strecken jetzt die Bäume auf gen Himmel,
fort ist alles Grün,
die Buntheit ihrer Blätter,
Wind trieb trocknes Laubgewimmel
raschelnd vor sich her.*

*Still sind jetzt die Tage,
manchmal trübe,
nebelschwer und kalt.*

*Früher Abend
senkt auf Wiese sich und Wald,
hüllt das Tal, die Berge ein
in den dunklen Mantel einer Nacht,
die still und stumm
nur nach außen,*

*denn tief drinnen
trägt sie Träume,
abnungsvoll
angefüllt mit neuem Leben,
daß nach Tod und Winterstille
wieder neuer Frühling werde!*

Helmut Steinbach

„Dann flöge ich nach Schwetzingen“

Gäste der kurpfälzischen Sommerresidenz im 18. Jahrhundert

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Mit dem nahen Mannheim abwechselnd sei Schwetzingen der sichere Hafen aller pfälzischen Künstler und Gelehrten von Bedeutung gewesen, kurzum, die Zentralsonne der ganzen Pfalz, bemerkte um 1830 der Gartendirektor Johann Zeyher in der Schrift „Schwetzingen und seine Gartenanlage“; fügte aber dann, als sei ihm sein Urteil zu eng, zu provinziell gewesen, hinzu: mehr noch, Schwetzingen sei Gegenstand der Bewunderung und Aufmerksamkeit von halb Europa gewesen, Sammelplatz der gefeiertsten Geister, die Deutschland durchstreiften. „Kein Reisender von Auszeichnung segelte durch die Gegend, ohne in Schwetzingen Anker zu werfen“, schrieb der Freund Johann Peter Hebels zum Schluß seiner Betrachtung, „fast alle Fürsten, Großen, fast alle berühmten Männer strömten nach diesem deutschen Versailles, St. Cloud, Aranjuez, oder wie man diesen merkwürdigen Ort sonst nennen mag.“

Ein melancholischer Ton klingt in dieser Schilderung mit. Zu Recht, denn als der letzte Gestalter des Schwetzingener Schloßparks sie niederschrieb, war die große Zeit der kleinen kurpfälzischen Sommerresidenz bereits vorüber. Sie war in ein Jahrhundert gefallen, das man an Stelle einer nüchternen Zahl gerne mit dem Attribut „galant“ versteht.

Schmetterlinge und Nachtfalter

Für Schwetzingen hob dieses Zeitalter an mit der Thronbesteigung des Kurfürsten Carl Theodor aus dem Haus Pfalz-Sulzbach. Absoluter Herrscher wie seine anderen großen und kleinen fürstlichen Zeitgenossen, hatte

der Kurfürst den Ehrgeiz, seinen Nachruhm nicht durch Schlachten und Siege, Feldzüge und Belagerungen, sondern durch Pflege der Künste und Wissenschaften zu sichern — nicht zuletzt durch Baudenkmäler, die er schon zu seinen Lebzeiten mit dem Glanz eines kleinen Sonnenkönigtums erfüllen konnte. Es war ein Glanz, der die Schmetterlinge — und Nachtfalter der damaligen Gesellschaft anzog. Ein Glanz auch, der Carl Theodors lange Regierungszeit um so mehr erstrahlen ließ, weil sie vollkommen friedlich verlief. Glanz und Glück verhalfen Carl Theodor schließlich sogar zum bayrischen Thron, und was er in seiner Kurpfalz zurückließ, beweist heute noch, daß der „faule Kerl“, wie ihn Friedrich der Große zu nennen beliebte, ein Mann war, der auch Geschmack besaß.

Kunst und Schönheit, Geschmack und Glanz machten den Schwetzingener Hof, aber auch die Person seines Herrn, zu einer „Zentralsonne“, an deren Strahl sich alle Welt erlabte, und so riß der Strom der Gäste niemals ab. Man war in Schwetzingen „der herzlichsten und schmeichelhaftesten Aufnahme sicher“, und wen der Kurfürst nicht höchstpersönlich mit seiner Huld beglückte, den entzückte der wundervolle Park mit Wasserspielen, Skulpturen, Tempelchen und Lauben.

Fürst und Fürstenhasser

Carl Theodor liebte von allen Bauten des Parks wohl am meisten sein Badhaus. Hier musizierte und las der Stürmer und Dränger und Verächter der Fürsten Friedrich Daniel Schubart dem Kurfürsten vor. Beide, Fürst und Fürstenhasser fanden sich schließlich in



Die Salzburger Wunderkinder Wolfperl und Nannerl Mozart



Archiv: Hans Leopold Zollner, Ettlingen

einem gemeinsamen Element, der Musik, so daß Schubart freimütig mit dem hohen Herrn sprach, wie er es selbst aufgezeichnet hat:

„Nachdem er sich sehr liebeich nach meinen Umständen erkundigt hatte, so spielte (der Kurfürst) selbst, beinahe furchtsam, ein Flötenkonzert, von Toësch und dem Violoncellisten Danzi begleitet. Nach diesem spielte ich verschiedene Stücke, sang ein russisches Kriegslied, stand auf, sprach über Literatur und Kunst und gewann des Kurfürsten vollkommenen Beifall.

Der Kurfürst las sehr gerne deutsch und sprach, als ich das zweitemal vor ihm spielte, mit vieler Achtung vom Geiste der Deutschen. Ich wagte es dem Kurfürsten zu sagen:

„Unsere Schriftsteller sind groß geworden, ohne Auguste und Ludwige zu Protektoren zu haben. Sie ließen sich von den Großen ge-

duldig Roßköpfe und Barbaren nennen und arbeiteten indessen Werke aus, die bewundert und beneidet wurden. D’Alembert hat recht, der den Beifall der Fürsten nicht immer für das einzige Beet hält, aus dem die Blume des Genies hervorkeimt.“

„Er und d’Alembert hat recht“, sagte der Kurfürst lächelnd, „aber Kunst und Wissenschaft sollten doch niemals betteln gehen.“

Schubart schloß seine Aufzeichnungen über den Besuch beim Herrn des Schwetzingen Schloßparks mit dem bewundernden Satz:

„Sofern ich (nach Begegnung und Gespräch mit Carl Theodor) noch der Freude fähig war, empfand ich meine größten und süßesten im schwetzingischen Garten, wenn ich drinnen an der Seite eines geschmackvollen Freundes lustwanderte, oder wenn ich mich ganz allein in seinen dädalischen Irren verlor.“

„... hatten ein unbeschreibliches Vergnügen“

Hatte hier der geniale Mensch sich ausgesprochen — der lieblichste Genius sprach allein in Tönen. Am 18. Juli 1763 erschien am Schwetzingen Hof das Wunderkind aus Salzburg, der kleine „Wolferl“ Mozart. Das zwölfjährige Nannerl begleitete ihren geigenspielenden Bruder am Klavier und spielte selbst „die schwersten Stücke der größten Meister“. Dann phantasierte der siebenjährige Wolfgang — man hatte erst ein paar Kissens auf den Stuhl packen müssen, damit er die Tasten erreichte — am Cembalo „über alle Themen, auch die schwersten Töne“.

Schließlich übernahm der Bub — und das war der Höhepunkt des Gastspiels am kurpfälzischen Hof — bei einer Symphonie des Hoforchesters, das immerhin als eines der besten in ganz Europa gelten durfte, den Klavierpart, so daß Vater Leopold mit Genugtuung an die in Salzburg zurückgebliebene Frau Maria Anna Mozartin schreiben konnte:

„Den 12.ten haben wir endlich die versprochenen Postpferd bekommen. Dann aber sind wir nicht nach Mannheim, sondern nach Schwetzingen gegangen, wo der Hof im Sommer ist... Meine Kinder haben ganz Schwetzingen in Bewegung gesetzt, und die Kurfürstlichen Herrschaften hatten ein unbeschreibliches Vergnügen.“

Ein erfreulicher Aufenthalt für Casanova

Die „siegreiche Liebe“ in Person hatte im Sommer 1767 in Schwetzingen gewieilt. Es war Giacomo Casanova! Aus Stuttgart, wo er schon einige Jahre zuvor wenig Glück gehabt hatte, war er — auch diesmal wieder von allerlei Händeln verfolgt — nach Mannheim geeilt, um dort den Doktor Francesco Antonio Algardi aufzusuchen, einen Landsmann und Freund. Er traf ihn — denn es war den hohen Herrschaften in Mannheim zu heiß — in Schwetzingen als Leibarzt des Prinzen Friedrich von Zweibrücken, was jedoch den

Prinzen nicht daran hinderte, wenige Tage nach Casanovas Ankunft zu sterben. Aber Casanova selbst ließ sich die Tage in der Gesellschaft Algardis und des kurpfälzischen Hofpoeten Mattia Verazzi nicht trüben. Ob er sich in Schwetzingen das Herz einer Schönen erobert hat, geht aus seinen Memoiren nicht hervor. Er bemerkte lediglich:

„Nach vierzehn Tagen beendete ich meinen erfreulichen Aufenthalt in Schwetzingen; beim Poeten Verazzi ließ ich einen kleinen Teil meines Gepäcks zurück und versprach ihm, es eines Tages abzuholen, fand jedoch nie mehr Zeit dazu.“

Auf die Potsdamer Gnadensonne verzichtet

Im Gegensatz zu dem weitgereisten venezianischen Abenteurer, der sich nur eine kurze Visite in Schwetzingen erlaubt hatte, war der

Giacomo Casanova

Archiv Zollner



von ihm verehrte Dichterphilosoph Voltaire in der Sommerresidenz des Kurfürsten Carl Theodor geradezu ein „Stammgast“ gewesen, seit die Freundschaft zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire in die Brüche gegangen war — nicht ohne Verschulden des ebenso geistreichen wie boshaften Franzosen, den sein einstiger königlicher Gönner 1753 in Frankfurt gar hatte verhaften lassen.

Just in dieser prekären Lage erhielt Voltaire die Einladung Carl Theodors, als Gast an den kurpfälzischen Hof zu kommen. Unverzüglich reiste der Dichter über Mainz und Worms nach Mannheim. In seiner Begleitung befand sich Cosmo Alessandro Collini, ein junger Florentiner, den Voltaire noch in Potsdam als Sekretär verpflichtet, und der mit ihm das ungastliche Preußen verlassen hatte. Carl Theodor, der wie jeden Sommer in Schwetzingen Hof hielt, ließ die beiden mit einer Hofequipe in Mannheim abholen und bereitete Voltaire einen überaus liebenswürdigen Empfang. Der französische Gast erhielt eine Wohnung im Schloß, speiste täglich an der Tafel des Kurfürsten und erfuhr jede nur denkbare Auszeichnung.

Als ganz besondere Ehre empfand es der Dichter, daß im eben fertiggestellten Schwetzingener Schloßtheater sein Drama „Zaïre“ aufgeführt werden sollte. Eifrig wohnte er den Proben bei und empfing dabei die Huldigungen der französischen Schauspieler, denen er bei der Einstudierung des Stücks allerlei Ratschläge erteilte. Doch nicht nur als „Gast-Regisseur“ war Voltaire den Schauspielern und dem Kurfürsten willkommen: Carl Theodor, der zu jener Zeit noch für französische Kunst und Literatur eingenommen war, ließ sich Tag für Tag, oft stundenlang, von Voltaire aus seinen Werken und Manuskripten vorlesen und unterhielt sich mit dem geistvollen Gesprächspartner über alle Fragen der Poesie und Philosophie. Voltaire aber, dessen Eitelkeit seinem Esprit nicht nachstand, fühlte sich von der fürstlichen Huld so beglückt, daß er triumphierend

an einen Freund in Berlin schrieb, er könne dank der kurfürstlichen Gnadensonne in Schwetzingen der königlich-preußischen in Potsdam sehr wohl entraten.

Gehätschelter Großmeister der Aufklärung

Selbstverständlich ließ es der gehätschelte Dichterphilosoph auch an anderen Komplimenten für seinen Schwetzingener Gastgeber nicht fehlen. Er lobte die eben entstehende Mannheimer Bibliothek, er beglückwünschte den Kurfürsten zu seiner, damals noch kleinen, Kunstsammlung und rühmte mit feurigen Worten, wieviel Carl Theodor in seinen ersten zehn Regierungsjahren schon für Künste und Wissenschaften getan habe.

Daß Voltaires Besuch in Schwetzingen, daß die Huldigungen Carl Theodors für den Großmeister der Aufklärung der Nachwelt auch schwarz auf weiß überliefert wurden, dafür sorgte Voltaires florentinischer Sekretär.

„Carl Theodors Hof war damals wohl der glänzendste in Deutschland“, schrieb Collini in seinem Erinnerungsbuch „Mon séjour auprès de Voltaire“ und betonte besonders, Schwetzingen sei der angenehmste Aufenthalt für jeden Fremden von Namen, weil er hier auf die herzlichste und aufmerksamste und schmeichelhafteste Aufnahme rechnen könne.

Diese Begeisterung war vermutlich nicht ohne Hintergedanken. Collini trachtete nach einer Anstellung am kurpfälzischen Hof, was verständlich war. Es war nämlich gewiß kein reines Vergnügen, der Sekretär eines Mannes zu sein, der achtzehn bis zwanzig Stunden am Tag arbeitete, der so rasend schnell diktierte, daß die flinkste Feder kaum folgen konnte — und der als Siebzigjähriger Giacomo Casanova eine Sammlung von etwa 50 000 Briefen zeigte, die fast alle von ihm auch beantwortet worden waren. Übrigens

trat Collini tatsächlich in Carl Theodors Dienste, wenn auch erst fünf Jahre nach diesem vierzehntägigen Aufenthalt 1753 in Schwetzingen.

Voltaire als Finanzgenie

In diesem Halbjahrzehnt riß die Verbindung zwischen Voltaire und dem Herrn von Schwetzingen keineswegs ab. Briefe gingen hin und her, die sich, soweit erhalten, mit literarischen, manchmal auch mit politischen Angelegenheiten befaßten. Dann und wann übersandte der Dichter neue Stücke für die kurfürstliche Theatertruppe oder einen philosophischen Essay — bis er 1758 zu einem zweiten Besuch in Schwetzingen erschien.

Bei dieser Begegnung war jedoch von Literatur und Theater wenig die Rede; um so mehr vom Geld. Denn der „Weise von Ferney“ war ebenso genial als Schriftsteller und Philosoph wie als Finanzier. Nachdem er schon 1753 eine Art von Vorauszahlung an Kurfürst Carl Theodor geleistet hatte, zahlte er nun bei der kurfürstlichen Kasse abermals eine stattliche Summe ein, so daß er, einschließlich der Zuwendungen Carl Theodors, über ein Guthaben verfügte, dessen Zinsen Voltaire eine jährliche Leibrente sicherten, die sich, nach heutigem Geld, auf etwa 65 000 Mark belief. Ob diese Geldgier zur Entfremdung zwischen Carl Theodor und Voltaire beitrug, läßt sich nicht beweisen. Die Beziehungen zwischen den beiden erkalteten wohl auch aus anderen Gründen. Dennoch blieben Voltaire die Tage in Carl Theodors Umgebung unvergessen, und noch im Jahre 1765 schrieb er an seinen einstigen Sekretär Collini:

„Spräche doch der Kurfürst zu mir, nimm dein Bett und wandle! Dann flöge ich nach Schwetzingen! Wie schön wäre es, könnte ich von meinen letzten Tagen einige bei einem Fürsten wie Carl Theodor von der Pfalz zubringen ...“

Bis die Wasserkünste republikanisch aufspielten

Selbst wenn der Kurfürst gesprochen hätte, es wäre wohl kaum mehr zu einem letzten „Séjour“ in Schwetzingen gekommen. In Voltaires Todesjahr verließ Carl Theodor Mannheim und Schwetzingen und trat in München sein bayrisches Erbe an. In Schwetzingen waren um diese Zeit die Bäume längst entlaubt, die Menuette verklungen. Eine neue Zeit zog herauf, das galante Zeitalter lag im Sterben.

Fast scheint es, als habe Schwetzingen, Schloß und Park, damit auch seinen Zauber für Besucher verloren. Als der Maulbronner Klosterschüler Friedrich Hölderlin 1788 in seinen Pfingstferien „die berühmten kurfürstlichen Lustgärten von Schwetzingen“ durchstreifte, gefiel ihm eigentlich nur die Moschee. Sonst war „das Ganze, was Hohenheim und Solitude miteinander“. Ein besonderes Lob war das offenbar nicht.

1803 fiel die rechtsrheinische Kurpfalz an Baden, 1806 wurde Schwetzingen zum Sommeraufenthalt der badischen Erbgroßherzogin Stephanie. Für ein paar Jahre noch hatte das Schloß eine Herrin und auch der Schloßgarten, um dessen Erhaltung Friedrich Ludwig Skell, Pigages Nachfolger, geradezu flehentlich gebeten hatte, weil ihn — darf man August von Kotzebue glauben — die kurfürstliche Hofkammer „zu Kartoffelhändlereien verpachten wollte“, um die Kosten für seine Pflege zu sparen.

Trotzdem: die großen europäischen Geister weilten nicht mehr zu Gast in Carl Theodors Zaubergarten! Im Mai 1849 spottete Gottfried Keller über den Trubel im Park, „allwo des Großherzogs Wasserkünste dem souveränen Volk republikanisch aufspielen mußten“. — Zwei Jahrzehnte später kam Iwan Turgenjew und las im Gästebuch, versteckt unter den Namen von Gefolge und Hofschranzen, die zierliche Unterschrift des Zaren Alexander. Der russische Dichter ver-

spürte noch einmal die stille Poesie des Gartens, und der Eindruck war so stark, daß die Erzählung, zu der ihn der Besuch anregte, „derselbe feine, mondlichtähnliche Dunst der mir in Schwetzingen aufgefallen war“, durchzog.

Anderthalb Jahrhunderte hat seit Carl Theodors Zeiten die Natur Zeit gehabt, ihr Walten und die Stille miteinander zur köstlichen

Einheit zu verbinden. Die mächtigen Bäume haben sich längst zum schützenden Dach verwoben. Wehmütig klingt die Flöte Pans von den Felsen und lockt die Vergangenheit herbei. Doch gleich tönt die sentimentale Melodie wieder im strahlenden Dur und kündigt von der unsterblichen Kraft der Natur, die länger schafft und wirkt als der kurze Atem der Menschen.

Träume

*Träume aus der Jugendzeit,
Wie ihr mich beglückt!
Meine Seele, ganz befreit,
Gegenwartentrückt
Wandelt in ein Märchenland,
Wo sie einst geweilt,
Ganz von Liebe noch umspannt,
Eins noch, ungeteilt.
Gläubig und vertrauensvoll
Ging der Blick hinauf
Nach der Sterne ew'ger Bahn
Zu der Sonne Lauf.
Ahnte nur mit tiefem Dank
Den, der alles lenkt,
Schlüpft den heil'gen Lebenstrank
Täglich neu geschenkt.
Ausgeträumt ist nun der Traum,
Das Erwachen schal.
Von der Höhe führt der Weg
Nieder schon in's Tal.
Träume aus der Jugendzeit
Kehret mir zurück!
Bergt ihr doch in eurem Schoß
Tiefstes reinstes Glück.*

Johanna Benzing

Musik im Schloß

Die „Churpfälzische Tonschule“ in Mannheim und Schwetzingen

Heinz Bischof, Karlsruhe

Serenissimus-Serenade

Das Parterre gibt sich ländlich und ist von dichten Laubwänden umschlossen. Aus dem Raum dringt Musik, verhalten und mit werbenden Tönen. Kulisse bilden verspielte Kleinarchitekturformen, hier der mit Katarakten verbundene Tempel des Apoll, dort der in steifem Klassizismus errichtete Tempel der Minerva, unweit die mächtigen Ruinenstücke des Römischen Wasserkastells, drüben ein anmutig dekoriertes Badehaus und versteckt im Grün eine oft lieblos mißverständene Moschee. Überall rauschen Wasser, spielen Brunnen, stehen Skulpturen, hineingestellt in barocker Neigung zum Schach.

Aus dem Raum aber dringt das Lied einer beschwingten Weise: Es ist der Herr selber, der den Part anführt. Seine Initialen finden sich an vielen Stellen, verbrämen das Motiv der Üppigkeit, das schwere kurpfälzische Wappen, Schmuck wie ein vergoldetes Schulterstück an einem Waffenrock.

C. T. — Kind und Fürst seiner Zeit, verhaftet im Kreis des absolutistischen Standesdenkens, hineingeboren in das 18. Jahrhundert, die Bühne der Welt wieder verlassend am 16.2.1799... C. T. — Carl Theodor, Kurfürst von der Pfalz und von Bayern.

Wo sich in jenen Dezennien Fürsten zu Bauherren berufen fühlen, sparen sie keineswegs mit Großzügigkeiten in der Hofhaltung. In oftmals überladener Pracht gestalteten sie sich ihr Zuhause. Dominierend dokumentieren sie ihren Herrschaftswillen. Ihre Welt ist nicht jene der Bürger und Bauern. Sie spielen ihre Rolle viel lieber in den Soiréen an europäischen Höfen als Grand-Seigneurs in gar

vielen Maskierungen. Diese sind ganz abgestimmt auf das soziale Mitverhalten der Teilnehmer an solchen Festivitäten, Edelleuten, Gelehrten, Schöngestirnen und Künstlern, aber auch von Abenteurern und Hasardeuren, die von Hof zu Hof eilen, um im Spiel ihr Glück zu machen. Mätressen stehen immer wieder im Mittelpunkt banaler Gespräche.

Zur Sommerfahrt lädt C. T. seine Gäste in das Lustschloß Schwetzingen ein. Hier paradiert er in froher Laune. Die Fäden des Musischen verflechten sich zu einem fest gebundenen Knoten mit der Residenzstadt Mannheim. In dem „churpfälzischen Versailles“ weiß sich C. T. repräsentiert von Hoheit und Macht des Souveränen.

Die Serenissimus-Serenade, von C. T. im Flötenpart angeführt, schwingt sich frei hinaus über den Raum des Gartenparterres.

Es ist am 31. Dezember 1742 gewesen, daß ein Enkel das Großvater-Erbe, Regent der Kurpfalz zu sein, übernommen hat. Ein Knaube von 18 Jahren, ein Ehemann von 12 Monaten, kopuliert mit einer Cousine, wie es der Großvaterwille befohlen hat, angetraut Elisabeth Auguste. Die beiden Enkel aber leben auseinander, da sie verschiedene Interessen bewegen. Zwar wird ihnen am 28. Juni 1761 in Schwetzingen ein Thronfolger geboren, Franz Joseph Ludwig. Das Kind aber stirbt — und in der Folge bleibt die Ehe ohne Nachkommen. Amouröse Abenteuer von C. T. drängen Elisabeth Auguste immer mehr in ihren häuslichen Kreis zurück. Sie zieht 1768 nach Oggersheim, stiftet dort die Wall-

fahrtskirche und waltet fortan als sorgende und verstehende Landesmutter ganz im Dienste der Wohltätigkeit. Selbst in München ist ihr Weilen nur von kurzer Zeit. 1794 stirbt die Kurfürstin in Weinheim an der Bergstraße. C.T. hat von seinem Vater die Wegweisung für das musische Leben mitbekommen: „Was ist der Mensch, der keine Harmonie in seinem Inneren fühlt und in seinen Reden und Handlungen äußert...?“ Und wieder ist es das Schicksal, das durch einen Tod mit Willkür in die Geschichte eingreift. Am 30. Dezember 1777 stirbt in München der Sohn Kaiser Karls VII., Maximilian III. Mit ihm erlischt die jüngere Linie des Hauses Wittelsbach. Die Erbfolge fällt C.T. zu.

In plötzlichem Rubato bricht der Kurfürst am Silvesterabend 1777 sein Flötenkonzert in der Pfalz ab, um in Kurbayern Fortsetzung der Serenissimus-Serenade zu finden, wie er erhofft.

Symphonie der Ländlichkeit

I. Intrada

Fanfaren eröffnen den ersten Satz. Vom Osten zieht die Gerade her zum Schloß, findet den Anfang in der Erhebung des Königstuhls, an den die Kurfürsten einst ihr Schloß gestellt haben. Wo sich die Sonne zum Abend hin neigt, ragt der Kalmit auf, Berg der Pfalz. So setzt sich die Achse geometrisch genau gezirkelt quer durch den ländlichen Raum des Regenten. Aus ihm tönt ein nimmermüdes Lied der Freude. In hellen Dur-Akkorden stimmen zur Morgenfrühe die gefiederten Sänger ihren vielflötigen Chor durch den Raum der Büsche und Bäume des kurfürstlichen Gartens. Hinter den hohen Fenstern warten im Schloß aufmerksam die Musikanten der Hofkapelle. Sie kennen die reinen Weisen aus dem Notenbuch Gottes sehr wohl, stimmen ihre Instrumente und begleiten mit ihren Künsten des Strei-

chens und Blasens. Irgendwo von einem Felsen her antwortet ihnen Pan mit der Flöte...

„Wenn der Kurfürst in Schwetzingen weilt und ihm dahin ein vortreffliches Orchester folgt, so glaubt man in eine Zauberinsel versetzt zu sein, wo alles klingt und singt. Aus dem Badehaus des Hesperidengartens ertönt abends die wollüstige Musik; ja aus allen Winkeln und Hütten des kleinen Dorfes in der Ebene hört man die magischen Töne seiner Virtuosen, die sich in allen Arten von Instrumenten üben...“ Ein Augenzeuge ist es, der so berichtet, Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791), Musiker und Herausgeber der Deutschen Chronik, in der er seine Begegnung mit Schwetzingen festgehalten hat (ebenso in seiner zweiteiligen Autobiographie).

Es sind die gleichen Musikanten und Sänger, die auch im Hofkonzert zu Mannheim und im dortigen Opernhaus zu hören und zu sehen sind: „das orchester ist ohne widerspruch das beste in Teutschland, und lauter junge Leute, und durchaus Leute von guter Lebensart, weder Säufer, weder Spieler, weder liederliche Lumpen; so daß sowohl ihre Conduite als ihre Production hochzuschätzen ist...“ Wer so urteilt, der muß vom Fach etwas verstehen: Leopold Mozart (1719–1787), Hofkomponist und Vizekapellmeister zu Salzburg.

II. Menuett

Geigen eröffnen mit der ländlichen Melodie. Die Weise lehnt sich an ein beliebtes Volkslied. Springbrunnen plätschern mit im ewigen „Pantha rhei“..., des Alles, das im perlenden Lauf der Impressionen heiterbeschwingt dahineilt, das im Fluß der Bilder und Kadenzes wild überschäumt. Im Dach der Bäume lispelt leise der Wind. Bäche murmeln darunter im Schattenrund. „Man vergißt im Anblick der lichten Miene des Kurfürsten den Stern bald, der an seiner Brust flammt und seine Fürstengröße ankündigt...Nachdem er so liebeich nach meinen Umständen sich er-

kündigt hat, spielt er selbst beinahe etwas furchtsam ein Flötenkonzert von zween Toeschi und dem Violoncellisten Danzi begleitet...“ C.F.D. Schubart gibt sich als aufmerksamer Zuhörer. „Um einen sehr vortheilhaften Begriff von der Capelle Sr. Churfürstlichen Durchlaucht zu erregen, dürfte ich nur ihre Namenliste hersetzen. Sie besteht aus beynahe hundert Personen, Sängern und Spielern. Ich will gleichwohl nur einige davon nennen, deren Namen bereits in England bekannt sind. Herr Holzbauer ist einer von den Kapellmeistern. Die Herren Christian Cannabich und Carl Toeschi sind die ersten Violinisten oder Concertmeister. Der Erste führt an in der italiänischen Oper und der andre in der Französischen und Deutschen. Von diesen drey Meistern hat man verschiedene vortreffliche Sinfonien, wovon einige in England bedruckt sind. Herr J. Baptist Wendling ist hier der erste Flötenspieler, und unter den Geigern sind noch Johann Toeschi, Frenzel, Fr. und Carl Wendling und Kramer. Dieser letzte wird für einen der besten Solospieler in ganz Europa gehalten. Ich will indessen wenig von ihm sagen, weil er eben itzt in England ist und meine Landsleute Gelegenheit haben, selbst von seinen Talenten zu urtheilen. Es sind dreyundzwanzig Sänger und Sängerinnen in dieser Capelle, wovon einige vorzüglich genannt zu werden verdienen. Besonders Mademoiselle Wendling, Madm. Danzy und Madame Kramer, Signori Roncaglio, Pesarini und Saporosi...“

III. Marcia

In zwei Reisen ist 1770 und 1772 der englische Musikforscher Charles Burney (1726—1814) unterwegs, um das europäische Musikleben jener Jahre gründlich zu studieren. Er weilt auch in Mannheim, wo er genügend Material für seine Einträge in das des „Musik Doktors Tagebuch einer musikalischen Reise“ findet.

Ungebrochen ist die Atmosphäre zu kur-

fürstlicher Zeit in Schwetzingen stets eine beschwingte. „Einem jeden, der des Sommers durch die Gassen dieses Fleckens geht, muß es gänzlich von einer Colonie von Musikanten bewohnt zu seyn erscheinen, die ihre Profession beständig ausüben; da in einem Hause hört er einen schönen Geiger, dort in einem anderen eine Flöte, hier einen vortrefflichen Hoboisten, dort einen Bason, eine Clarinet, ein Violonschell, oder ein Concert von allerley Stimmen...“ (Ch. Burney).

C.T. ist es selbst, der seine Hofmusikanten auswählt, der aber auch in manche Klatschgeschichte gerät, wenn es um eine Schöne geht, der er seine Gunst ganz zukommen läßt, wie etwa der genannten Mademoiselle Wendling...

Auch Mozart schwingt in diesem Menuett der Liebe und Zuneigung mit, wenn er gesteht: „Die Tochter Auguste, welche einmal Maitresse des Kurfürsten war, spielt recht hübsch Klavier...Hernach habe ich gespielt. Ich war in einer so vortrefflichen Laune, daß ich es nicht beschreiben kann. Ich habe nichts als aus dem Kopf gespielt und drei Duetti mit Violine, die ich mein Lebttag niemals gesehen. Sie waren allerseits so zufrieden, daß ich die Frauenzimmer küssen mußte. Bei der Tochter Auguste kam es mir gar nicht hart an, denn sie ist gar kein Hund...“

Nun, ein anderer hat den Bogen schon spitzer über die Geige seiner Meinung geführt, Wilhelm Heinse (1746—1803): „Die Wendling...eine volle hundertblättrige Rose, an der nur zum Unglück schon eine fatale Nase gerochen hat.“ Und diese Nase gehört eben C.T., wie man in Hofkreisen hinter erhobener, hohler Hand sich zuflüstert, C.T., der soeben das Menuett in einem Flötentriller ländlich ausklingen läßt...

Churpfälzische Manieren

Die musikantische Gestaltungsweise des Künstlers soll individuell sein, will sie Ausdruck seiner ganzen Persönlichkeit werden.

Zum Spiel einen sich die Musikanten im Kreis, ein jeder mit seinem Instrument und an seinem Pult und gibt nun in dem befeuernden Zusammenklang mehr oder minder seiner eigenen Empfindung entsprechend das in Noten gesetzte „Tafelkonfekt“ zum Ergötzen lustwandelnder oder schmausender Gäste wieder.

C.T. aber, leidenschaftlicher Musikus, gibt sich mit dem „Herunterleiern“ solcher musikalischer Feuerwerke keineswegs zufrieden, ihm fehlen die Blitze, mangelt es am Donner, der zum Aufschrecken Anlaß bietet, gehen die leisen Töne ab, die alle Randgespräche eindämmen, während die Musik spielt und der Hof sich die neuesten Klatschgeschichten zuraunt.

C.T. will aber noch etwas anderes. Er hat von dem Hofkapellmeister der Markgrafen von Baden-Baden erfahren, von Johann Kaspar Ferdinand Fischer, der mit seiner „Ariadne Musica“ die neuen Wege eines „wohltemperierten Klavierklanges“ eingeschlagen hat. Sein Wirken hat Niederschlag in den nach Tonarten geordneten Präludien und Fugen des Kantors Johann Sebastian Bach gefunden.

C.T. will etwas Ähnliches, über die Zeiten Andauerndes in die musikalische Szene setzen. Was ihm nicht gefällt, das sind die oft monotonen Spielweisen. Er will von der starren Haltung eines viel zu gewichtig genommenen, schwerfällig wirkenden Ausdruckes in der Tonwiedergabe weg zu einer empfindsam vorgetragenen, den Stimmungen angepaßten Weise. Diesen Wunschwillen eines Musikanten gibt er seinen Hofkomponisten weiter. Weg von der Bevormundung italienischer Nomenklatur und Einfügen von Verzierungen, die so ganz den urtümlichen Impuls vermitteln, der den Musiker beseelen soll, wenn er diese Passage zu spielen hat. Bestimmt und doch unabsichtlich schleichen sich Lieblingswendungen in die Notenblätter ein, die nur am Pult erdacht worden sind: Sie

wirken klanglich und dynamisch als Kontrastierungen auf engstem Raum.

So reift auf dem Nährboden einer gut orchestrierten musikalischen Revolution etwas, das allgemein mit dem Namen „Mannheimer Schule“, im besonderen aber mit dem „Mannheimer Crescendo“ in die Musikwissenschaft Eingang gefunden hat.

Zwar erleidet diese Umstimmung insofern einen Rückschlag, weil die Zeit des Reifens viel zu kurz angesetzt ist, vielmehr sie gar nicht zum Gären gelangt. Wie in Rastatt, wo der dortige badische Hofkapellmeister Fischer keinen „Nachfahren im Musikantenamt“, aber vor allem keinen „geneigten Mäzenen auf dem Fürstenthron“ mehr hat, seit die Landesherrin und Freundin, Markgräfin Augusta Sibylla im Jahre 1733 verstorben ist, so auch in Mannheim, bzw. Schwetzingen, als nach verhältnismäßig kurzer Zeit, die „Mannheimer Schule“ ihre Notenmappen zusammenklappt, weil die Hofkapelle mit dem Kurfürsten nach München verziehen muß.

Kein Wunder, wenn 1777 Vater Mozart an seinen Sohn schreibt: „...der Mannheimer goüt ist sehr vermanieriert...“ Oder noch deutlicher Schubart: „Mannheim — eine herrliche Schule in der Ausführung, aber nicht in der Erfindung. Monotonie herrscht hier im Geschmack...“

Und dabei haben die böhmischen Musikanten in ihre Kompositionen so melodische der Romantik bereits vorweggenommene Bezeichnungen eingeflochten und zugeschrieben wie: Raketen, wenn die Tonpassagen einem Feuerwerk gleich aufsprühen sollten, Funken, Seufzer, Vögelchen, Bebung und so fort... Johann Wolfgang Mozart läßt sich von dem „Mannheimer Crescendo“ begeistern, nimmt es in seine Kompositionen auf und vollendet es so weit, daß es nicht mehr aus den Notenblättern späterer Komponisten verschwinden wird. „Es ist also nicht mehr wie bisher allein die Kraft eines wohlbesetzten Orchesters, das gelobt wird, sondern ein

fein schattierter Vortrag, wie man ihn zuvor noch nicht gekannt hat. Man versteht piano und forte in den verschiedensten Abstufungen wiederzugeben, das Crescendo und Diminuendo so in den konzertanten Ausdruck einzubringen, daß ein neuartiger Musizierstil entsteht.“ (Otto John).

Dieser neue Instrumentalstil hat dann von Mannheim aus die Symphonie entscheidend in Richtung auf die Wiener Klassik hin umgewandelt.

„Zu den bleibenden Neuerungen gehören die Verselbständigung der Bläser, vor allem der Hörner und Holzbläser (Klarinetten)... und die von der dynamisch-expressiven Beweglichkeit des Satzes geforderte dirigentische Subtilität der orchestralen Ausführung“ (Hugo Riemann).

Dies wird auch allerorten verstanden, wo Hofkapellen musizieren. Ihre Weisen sind bald Hits an europäischen Fürstenhöfen. In Paris und London erregen sie Aufsehen und Aufhören. In Amsterdam und Augsburg werden die Notenvorlagen in mehrfachen Ausgaben gedruckt. Als Pate dieser Revolution aber hat neben Mannheim auch Schwetzingen gestanden. Haydn, Mozart und Beethoven vollenden, was hier gereift ist.

Pfälzer Hofmusikanten

Eingeleitet worden ist die „musikantische Bewegung“ am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz mit den Initialen C.T. durch einen böhmischen Vollblutmusikanten, den Kapellmeister, Geigenvirtuosen und Komponisten Johann Stamitz. Er hat den Taktstock der Hofmusik von *Karl Grua* übernommen (Carlo Pietro Grua, geb. um 1700 in Mailand, gest. 1773 in Mannheim, Komponist von Opern und Oratorien). Bereits unter Kurfürst Karl Philipp hat er seit 1734 verantwortlich gezeichnet für die Aufführungen der Kirchen-, Kammer- und Tafelmusik. In dem neu erbauten Opernhaus leitet er die Aufführung der ersten Oper, die er selbst ge-

schrieben hat: „Meride“. Sein Sohn *Francesco de Paula Grua* (geb. 1754 in Mannheim, gest. 1833 in München) ist u. a. Schüler von Ignaz Holzbauer, verläßt mit der Hofkapelle 1784 München und wird sechs Jahre später Nachfolger seines Vaters als Hofkapellmeister.

Die Familie Stamitz

Als C.T. 1741 oder 1742 in Frankfurt weilt, wo das Hochzeitsfest und die Kaiserkrönung Karls VII. vorbereitet werden, fällt ihm ein Geigenvirtuose besonders auf. Durch seinen Vortrag macht er auf den musikbesessenen Pfälzer großen Eindruck. Immer wieder bestaunt er seine Art, zu musizieren, so beschwingt und mitreißend. Als der „berühmte Virtuos“ dann ein Konzert gibt im Scharrfischen Saal am Liebfrauenberg in Frankfurt, da sitzt C.T. in der vordersten Reihe. Ein von Stamitz komponiertes Konzert „von zweyen Chören producirt und nach diesem abwechselweise sich auf verschiedenen Instrumenten als der Violin, Viola d’amore, Violoncello und Contra-Violon“ sich dem erlauchten Publikum vorstellend, werden geboten. Nach dem Vortrag ist der Kurfürst hell begeistert. Er engagiert sich diesen Künstler an seinen Hof. Es ist *Jan Vaclav Anton Stamitz*, ein deutsch-böhmischer Komponist und Violinist, der die gesamte Mannheimer und Schwetzingener Musikszene in den nächsten Jahren in die entscheidende Richtung zu lenken versteht.

Johann Wenzel Anton Stamitz (wie er sich allgemein nennt und in die Musikgeschichte eingegangen ist) stammt aus Deutschbrod in Böhmen, wo er am 19. 6. 1717 geboren ist. Er ist der älteste Sohn des dort tätigen und aus Marburg an der Drau stammenden Orgelmeisters Antonin Stamitz. C.T. läßt sofort die Anstellungsurkunde ausfertigen (die leider verloren gegangen ist). Nach einer kurfürstlichen Verfügung an die Hofkammer vom 17. Juni 1743 erhält der Hofviolinist eine Jahreszulage von 200 Gulden. Dafür hat Stamitz die notwendigen Stücke für die „Ka-

binettmusik“ zu liefern. 1744 wird Stamitz neben den beiden Konzertmeistern Toeschi und Offhuis als „Erster Hof-Violinist“ erwähnt. Im Juli 1745 heiratet er Maria Antonia Lüneborn in Mannheim. 1748 soll auf Vermittlung des Vaters der in Mannheim gefeierten Sänglerin und Primadonna an der Oper, Wendling, des Hofmusikers Spurni, Stamitz an den Hof des Herzogs von Württemberg überwechseln. In dem Bewerbungsschreiben gibt Stamitz u. a. an, daß er die „Direction über die gänzliche Churfürstliche Musiq allbereits in das achte Jahr führe...“ Es kommt nicht zur Anstellung in Stuttgart. Stamitz bleibt Mannheim und Schwetzingen erhalten. 1748 avanciert er zum „Director der Instrumental Music“. Er leitet im Sommer in den Zirkelsälen des Schwetzingen Schlosses (und im Winter im Rittersaal des Mannheimer Schlosses) die allwöchentlichen Hofkonzerte (die sogenannten Akademien).

Die Musik, die Johann Stamitz komponiert, ist im wesentlichen „Cammer-Musik“, die er selbst einmal mit „La melodia germanica“ bezeichnet hat, als sie in Paris mit 3 Stücken im Druck erschienen ist. Sie steht somit im Unterschied zu der zweckgebundenen Kirchen- und Theatermusik. Stamitz schreibt seine Stücke mit der ungezwungenen böhmischen Musikantenart, sie ist gekennzeichnet von der Ursprünglichkeit und der Frische einer allzeit melodischen Erfindung. Er vollzieht den Übergang von der einheitlich aufgebauten Formenstrenge des Hochbarock zu der engverschlungenen Vielstimmigkeit in den von melodischer Anmut beschwingten Symphonien eines Haydn und Mozart. Unter den 175 erhalten gebliebenen Werken des Johann Stamitz befinden sich allein 74 Symphonien. Von ausgezeichneter Wirkung geben sich die noch heute spielbaren Streichtrios. In ihnen ist der Generalbaß durchaus entbehrlich geworden. Die feine Abtönung des Ausdrucks ist durchweg von klassischer Gewähltheit gezeichnet. Zum ersten Mal tritt

der Zauberklang der Violine berückend für das Ohr der Zuhörenden zum Vortrag. Etwas satirisch kommentiert nach einem ungewöhnlich starken Erfolg des pfälzischen Hofmusikanten in Paris im Jahre 1753 ein gewisser Baron M. Grimm: „Le Petit Prophète de Boehmischbroda, der Menuette fiedelnde böhmische Geiger, der eines Tages durch Zaubermacht seiner heimatlichen Dachkammer in die Pariser Oper versetzt wird und in prophetischem Ton den schlechten Geschmack der französischen Opernmusiker anklagt...“

Ein anderer, Johann Adam Hiller, sagt von Stamitz: „Zu allen Zeiten soll der Name des Mannes heilig sein, der zuerst gelehrt hat, wie schlicht sich aussprechendes und inniges Empfinden alle gelehrte Kunst aus dem Felde schlägt.“

Als Johann Stamitz am 27. März 1757 in Mannheim stirbt, bekennt das Kirchenbuch die Größe dieses Mannes in dem Eintrag: Er habe kaum seines Gleichen gehabt...

Auch die jungen Stamitzen schlagen die Musikantenlaufbahn ein. Der älteste, *Karl Stamitz*, geb. am 1. Mai 1746, ist 3 Jahre Mitglied des Hoforchesters, von 1767—1770. Wechselt über zu Franz Xaver Richter nach Straßburg. Während einer Konzertreise nach Paris erregt er als Bratschenspieler großen Gefallen. 1785 wird er vorübergehend Konzertmeister am Hof des Herzogs von Noailles in Paris. Sein unruhiges böhmisches Musikantenblut aber läßt den jungen Stamitz nirgendwo seßhaft werden. Wir finden ihn in Prag und Nürnberg, in Kassel und Petersburg, ehe er sich 1794 mit seiner Familie in Jena als Akademiedirektor niederläßt. Trotz seiner überragenden Triumphe in den europäischen Konzertsälen ist Karl Stamitz stets in Geldnot. So verschreibt er sich der Alchimie, der Kunst des Goldmachens. Oft helfen Studenten ihm bei diesem Zauberkunststück. Ein Jux der Jugend bringt mit einer kleinen, geschickt eingeleiteten Explosion aber niemals das Kunststück zustande, daß aus der „Ur-

materie“ das erwünschte Gold werde. Karl Stamitz stirbt hochverschuldet am 9. November 1801 zu Jena.

Der zweite Sohn, *Johann Anton Stamitz*, ist am 24. November 1754 in Mannheim geboren, tritt 1764 in das Hoforchester ein, begleitet seinen Bruder Karl bei der Konzertreise nach Paris und bleibt dort hängen, wo er Mitglied der Königlichen Kapelle wird. Vor Juni 1809 — ein genaues Todesdatum ist nicht gegeben — stirbt der Violinist und Komponist Karl Stamitz, den Zeitgenossen als einen „vorzüglichen Musikanten“ rühmen.

Nur kurze Zeit weilt ein anderer Stamitz in Mannheim. Das ist der Bruder des Begründers der Mannheimer Schule. Dieser *Thaddäus Stamitz* ist 1721 in Deutschbrod geboren, gibt als Cellist in der kurpfälzischen Hofkapelle nur ein verhältnismäßig kurzes Gastspiel, kehrt nach Böhmen zurück, wo er dem geistlichen Stand beitrifft und als bischöflicher Vicar und Canonicus des Stiftes in Alt-Bunzlau im Jahre 1786 stirbt ...

In der weiland „Stamitz’schen Komponisten-Dirigenten- und Violinisten“-Schule erhalten einige Jungmusikanten ihre entscheidende Lehre und Ausbildung. Dazu gehört auch *Christian Cannabich*, eine weitere Persönlichkeit, die zum Kreis der Schwetzingen und Mannheimer Szene gehört. Christian wird am 28. Dezember 1731 zu Mannheim als Sohn des Flötisten und Flötenlehrers von C.T., *Mathias Cannabich*, getauft. Mit 13 Jahren schon wirkt er im Kollegium der kurpfälzischen Hofkapelle mit. Nach seiner Ausbildung bei Johann Stamitz reist Cannabich nach Rom, wo er sich 1753 von Nicolo Jommelli unterrichten läßt. 1757 wird Christian Cannabich Konzertmeister des Mannheimer Orchesters, 1774 Direktor der Instrumentalmusik. 1778 siedelt er mit seinem Herrn C.T. nach München über. Cannabich darf, wenn auch nicht gerade als der bedeutendste, so doch immerhin als der am tatkräftigsten die neue Richtung der Mannhei-

mer Schule verfolgende und weiterwirkende Vertreter angesehen werden. Ungefähr 90 Symphonien hat er geschrieben neben einer Reihe von Opern, Balletten, Orchestertrios, Quintetten und Quartetten sowie Violinkonzerten. Er vergrößert das Orchester mit der Klangausstrahlung eines neuen, erst etwa 70 Jahre zuvor „erfundenen“ Instrumentes, der Klarinette.

„Cannabich ist mein erster Freund aus dem Strahlenkreis der Mannheimer Hofmusikanten gewesen, der mit der schönsten Kunsteinsicht das beste deutsche Herz verbindet. . . Das mit Recht so hochberühmte pfälzische Orchester hat diesem Manne das meiste seiner Vollkommenheit zu danken. Nirgend werden Licht und Schatten besser markiert, die halben, mittel und ganzen Tinten (ein aus der Malerei übernommener Begriff, der die musikalischen Abtönungen mit den an- und abschwellenden Tonfolgen kennzeichnen will) fühlbarer ausgedrückt, der Töne Gang und Verhalt dem Hörer so einschneidend gemacht; und die Katarakte des Harmoniestromes in seiner höchsten Höhe allwirkender vorgetragen als hier. Die meisten jungen Mitglieder dieses trefflichen Musikchors sind Cannabichs Zöglinge.“ (C.F.D. Schubarth). An anderer Stelle erfahren wir etwas über die Persönlichkeit dieses Vollblutmusikanten, der von Natur aus zum Konzertmeister vorgebildet worden ist, „der die Gabe besitzt und mit dem bloßen Nicken des Kopfes und Zucken des Ellenbogens das größte Orchester in Ordnung zu halten vermag. Er ist der eigentliche Schöpfer des gleichen Vortrags, der im pfälzischen Orchester herrscht. Er hat alle jene Zaubereien erfunden, die jetzt Europa bewundert. Das Kolorit der Violine hat vielleicht noch niemand so durchstudiert wie dieser Meister. . . So groß er als Konzertmeister ist, so groß ist er auch im Unterricht. Die ersten Sologeiger und die vortrefflichsten Rippienisten (die Tuttisten im Orchester im Gegensatz zu den konzertierenden Solisten)

sind aus seiner Schule hervorgegangen...“ (C.F.D. Schubarth).

Christian Cannabich stirbt am 22. Februar 1798 während eines Aufenthaltes bei seinem Sohn Karl in Frankfurt. Dieser, *Karl Cannabich*, ist 1761 in Mannheim geboren, hat eine glänzende Musikerlaufbahn vor sich, avanciert rasch zum Nachfolger seines Vaters als Hofmusikdirektor in München (ab 1800), zeichnet sich sowohl als Violinvirtuose wie als Opernkompositeur aus und schreibt u.a. 1779 eine Kantate zu Mozarts Gedächtnis-Feyer. Karl Cannabich stirbt am 1. Mai 1806 in München...

Wir müssen noch einmal kurz zurückblenden in die Anfangszeit der Mannheimer Schule. Denn dort ist noch der Name eines weiteren Böhmen zu nennen, der tatkräftig an diesem Stil mitgewirkt hat: *Franz Xaver Richter*, geboren am 1. Dezember 1709 in Hollerschau/Mähren. Richter ist einer der Hauptrepräsentanten dieses neuen Musizierstils. „Sein singendes Allegro hat vielfach schon das Gepräge des Mozartschen Stils, seine Harmonik überrascht oft durch Feinheiten, seine Baßführung wetteifert mit der von Johann Stamitz an Kraft und Kühnheit.“ 1769 zieht Richter als Münsterkapellmeister nach Straßburg, wo er am 12. September 1789 verstorben ist. Seine Werke sind gekennzeichnet von der instrumentalen Periode des Schaffens am kurpfälzischen Hof zu Mannheim und der vokalen als Kapellmeister am Münster in Straßburg.

1753 verpflichtet C. T. vom Hof seines Rivalen, Herzog Karl Eugen in Stuttgart, einen Kapellmeister nach Mannheim, der zwar von Wien stammt, wo er am 17. September 1711 geboren ist, aber über den „mährischen Umweg“, wo er Kapellmeister bei Graf Rottal zu Hollerschau gewesen ist, 1750 als Kapellmeister an den württembergischen Hof in Stuttgart kommt, *Ignaz Holzbauer*. Ihm liegt vor allem die Begründung eines deutschen Musikdramas am Herzen. 1753 wird er nach Mannheim berufen. Hier erstet seine Oper

„Günther von Schwarzburg“, zu der ein Elsäßer, Franz Anton von Klein, den Text geschrieben hat. Sie wird 1776 im Mannheimer Opernhaus uraufgeführt. Mozart urteilt 1777: „Wer sollte sich nicht über die heilsame Revolution des Geschmacks erfreuen...“ Holzbauer bleibt in Mannheim, zieht nicht mit der kurfürstlichen Hofkapelle nach München, schreibt Kompositionen für Kirchenmusik, Orchester und Unterrichtszwecke. In den letzten Lebensjahren erleidet er ein gleiches Schicksal wie später Ludwig van Beethoven. Holzbauer verliert das Gehör. Er wird allgemein als „gebildeter und kenntnisreicher Mann gelobt, der einer lebenden Chronik der Musik des 18. Jahrhunderts gleicht“. Holzbauer stirbt am 7. April 1783 in Mannheim.

Zur Mannheimer Musikantengeneration ist auch der Geiger und Konzertmeister *Carlo Giuseppe Toeschi* zu zählen (eigentlich Toesca della Castello-Monte), geboren 1722 zu Padua. Sein Vater Alessandro Toeschi ist von 1742 bis 1758 als Violinist Mitglied im kurpfälzischen Hoforchester tätig. Er schickt seinen Sohn zu Johann Stamitz in die „Lehre“. Carlo Giuseppe wird 1759 Konzertmeister und später Nachfolger von J. Stamitz als Direktor der „Cammer-Music“. Er zieht mit C.T. nach München, wo er 1780 Musikdirektor ist. 8 Jahre später stirbt Toeschi, der einer der fleißigsten Tonschöpfer der Nachmannheimer Periode ist (er hat u.a. 63 Symphonien geschrieben). Bruder von Carlo ist *Giovanni Battista Toeschi*, um 1727 in Stuttgart geboren, seit 1755 in Mannheim tätig, wo u.a. sein Ballett Arlechin, Kaiser in China, 1778 aufgeführt worden ist. 1788 tritt Giovanni die Nachfolge seines Bruders Carlo als Musikdirektor an. Er stirbt am 1. Mai 1800 in München.

Sohn von Carlo Toeschi ist *Carlo Teodoro Toeschi*, geboren um 1765 in Mannheim, Violinist und Komponist, der nach 1835 in München verstorben ist.

Über die Wirkung und Ausstrahlungskraft

der kompositorischen Leistung Carlo Giuseppe Toeschis schreibt C.F.D. Schubarth: „Seine Manier ist nicht so eigentümlich aber faßlicher und mehr in den Honiggeschmack der Mode getaucht. Beginnende ernste Majestät, denn Lenkung des Stromes vom Plätschern des Pianissimo bis zum Wogensturze des Fortissimo, schmeichelndes Andante und komisches Presto sind der Charakter aller seiner Symphonien. Hat man zwei bis drei gehört, so hat man alle gehört...“

Zu den bekanntgewordenen Hofmusikanten gehört auch der Cellovirtuose und Komponist *Anton Filtz*, um 1730 in Böhmen geboren, ab 1754 in Mannheim tätig, ein genialer, aber leider nicht in seinem Willen durchgedrungener Komponist, dessen Tonschöpfungen sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. „Pracht, Volltönigkeit, mächtiges alles erschütterndes Rauschen und Toben der Harmonieflut, Neuheit in den Einfällen und Wendungen, sein unnachahmliches Pomposo, seine überraschenden Andantes, seine einschmeichelnden Menuetts und Trios und endlich seine geflügelten, laut aufjuchzenden Prestos haben Filtz bis zu dieser Stunde allgemeine Bewunderung nicht rauben können.“ (C.F.D. Schubarth). Trotz seines kurzen Lebens sind von ihm 48 Symphonien erhalten. Filtz stirbt am 14. März 1760 in Mannheim. Es wird von ihm eine makabre Anekdote erzählt, die zu seinem frühen Tode geführt haben soll. Filtz brüstet sich, er könne alles verspeisen, was ihm begegnet, auch Spinnen, denn diese schmeckten feiner noch als Erdbeeren. Seine Freunde fordern ihn heraus, dies doch einmal zu kosten. Filtz läßt sich nicht lange als Prahlhans ansehen, er greift von der Wand einige Spinnen und verspeist sie mit sichtlichem Wohlbehagen. Als er kurz danach mit 30 Jahren stirbt, raunt sich die Kamarilla am kurpfälzischen Hofe zu, daß Filtz sich durch sein lasterhaftes Betragen das Leben selbst verspielt habe. Nicht in Mannheim gewirkt hat der J.-Stamitz-Schüler *Franz Beck*, am 15.2.1723 in

Mannheim geboren. Wegen eines Duells muß er seine Vaterstadt fluchtartig verlassen, lebt vorübergehend in Paris und wird 1762 Konzertmeister in Marseille, ab 1767 dann Konzertdirigent in Bordeaux, wo er am 31.12.1809 stirbt.

Mozart schätzt einen weiteren Mannheimer sehr, den am 3.6.1736 geborenen *Ignaz Fränzel*. Er wird 1747 Violinist im kurpfälzischen Hoforchester, bleibt bei der Verlegung des Hofes in Mannheim, avanciert 1790 zum Musikdirektor am Hoftheater und wird erster Großherzoglich Badischer Musikdirektor. Fränzel stirbt im Jahre 1811.

Mit seinem am 24. Mai 1770 in Schwetzingen geborenen Sohn *Ferdinand Fränzel* unternimmt der Vater häufig Konzertreisen. Dieser übertrifft seinen Vater sowohl als Violinvirtuose wie auch als Komponist. Carl Maria von Weber urteilt über Ferdinand Fränzel: „...ein ausgezeichnet wackerer Künstler aus der Mannheimer Schule...“

1803 trifft Fränzel in Petersburg Louis Spohr, der von ihm sagt: „...der vorzüglichste anwesende Geiger ist ohne Zweifel Fränzel, er kommt eben aus Moskau zurück, wo er zu sechs Konzerten für dreitausend Rubel engagiert gewesen ist...“

Schubarth argumentiert: „Fränzel ist ein Geiger der Liebe; man kann nichts Süßeres, Einschmeichelnderes hören als seinen Vortrag und seine Erfindungen. Er ist einer der lieblichsten Violinisten unserer Zeit. Die von ihm gesetzten Violinstücke gehören unter die besten dieser Art.“ Fränzel leidet unter Heimweh in seine Vaterstadt an Rhein und Neckar. Als Pensionär seit 1827 zieht er von München weg, vorübergehend nach Genf, dann aber endgültig nach Mannheim, wo er am 19. November 1833 stirbt.

In den Kreis der Mannheimer/Schwetzingen kurpfälzischen Hofmusikanten sind noch weitere Personen und Persönlichkeiten mit einzubeziehen, etwa die Lehrersöhne und Wunderkinder, *die Gebrüder Pixis*, *Johann Baptist Geiger*, der Violinist und Kompo-

nist *Christian Danner*, Lehrer eines weiteren Mannheimer Violinisten, des *Franz Eck*. Cellist in der Hofkapelle ist der 1763 geborene *Franz Danzi*, der als Cellist der Kapellmeister der Münchner Hofkapelle ist, später von 1807 bis 1812 in Stuttgart weilt, um dann Großherzoglich Badischer Kapellmeister in Karlsruhe zu werden, wo er am 13. April 1826 stirbt. Befreundet mit Carl Maria von Weber setzt sich Danzi für die Aufführung der Weberschen Opern ein und beeinflusst auch in manchen Passagen dessen Kompositionen. Schwester von Franz Danzi ist die Sängerin Franziska Danzi, die den 1752 in Mannheim geborenen Oboenvirtuosen und Komponisten Ludwig August Lebrun heiratet und in allen europäischen Opernhäusern wegen ihrer hohen Sopranstimme als hervorragendste Sängerin gefeiert wird. Sie tritt auch als Komponistin beachtenswerter Klaviersonaten hervor.

Lehrer von Franz Danzi ist *Abbé Vogler*, ein weiterer Hofmusikant, der am 15. Juni 1749 zu Pleichach bei Würzburg geboren ist. Er kommt eigentlich als Hofkaplan nach Mannheim, 1771, erhält von C. T. ein Stipendium zu einer musikalischen Reise nach Italien (1773–1775), empfängt in Rom die Priesterweihe als Weltgeistlicher (daher der Name *Abbé*), wird zum Apostolischen Protonator und Kämmerer sowie zum Mitglied der arkadischen Gesellschaft ernannt. Vogler kehrt 1775 wieder nach Mannheim zurück. Durch Unterstützung des Kurfürsten richtet der mittlerweile „Geistlicher Rat“ gewordene *Abbé Vogler* eine Musikschule ein. Er zieht mit nach München, 1780, wird erster Kapellmeister, gibt diesen Posten aber sechs Jahre später auf, um nach Schweden zu gehen, wo er Lehrer des Kronprinzen wird. Am 1. August 1807 finden wir Vogler als Hofkapellmeister und Geistlichen Rat am Großherzoglichen Hof in Darmstadt. In diesen letzten Lebensjahren ist er eng befreundet mit C. M. v. Weber und G. Meyerbeer, die als Schüler seine „Tonschule“ in Darmstadt be-

suchen. Vogler reist als musikalischer Entertainer der damaligen Zeit von einem Konzertsaal zum anderen, dabei hat er ein eigenes Orchestrion, eine Art Portativ, mit dem er seine musikalischen Improvisationen zu aller Erstaunen wundervoll in Tönen wiedergeben versteht, wenn er seine musikalischen Gemälde von Schlachtendonner, See- sturmtosen und Gewitterheulen zum besten gibt. Eine seiner vielbeachteten Orgel improvisationen nennt sich „Spazierfahrt auf dem Rhein, von Donnerwetter unterbrochen“. Das Volk strömt herbei, um den Meister auf seiner viermanualigen Wunderorgel zu hören. Er selbst ruft seinen Zeitgenossen zu: „Wacht auf, ihr Nachbeter, ihr Spießbürger von Liliput aus eurem lethargischen Schlummer! Hört Musiken! Seht Partituren! Fühlt Wirkungen! Und denkt!“ Denkt nach... *Abbé Vogler* stirbt am 6. Mai 1844 an einem Schlaganfall in Darmstadt.

Trotz dieser mit Nachruhm versehenen Namen bleibt die Tatsache unrühmlich, daß die Mannheimer Musik in ihrer tragenden geschichtlichen Rolle zeitlich begrenzt ist und in der Nach-Stamitzschen Epoche immer mehr verflacht. Das Schwergewicht verlagert sich vom Rhein zur Donau, von Mannheim und Schwetzingen nach Wien und Schönbrunn.

Der Salzburger Komponistensohn Wolfgang Amadeus Mozart, der vergeblich auf eine Anstellung in der kurpfälzischen Hofkapelle des C. T. hofft, schreibt: „Und nun stürzt ich mich ganz in den Strom der Tonkunst hinein, der hier voll, tief und reich in seinem Bette daherzieht. Burney tut den pfälzischen Virtuosen sehr unrecht, wenn er sie der Unhöflichkeit gegen Fremde beschuldigt. Ich hab in meinem Leben keine höflicheren Leute angetroffen als diese. Ihr Haus, Tisch und Herz stehen mir ganz zu Diensten...“

Salzburger Intermezzo

I. Continuo sostenuto

18. Juli 1763, zwischen 5 und 9 Uhr hat C. T. zu einer großen musikalischen Akademie in

seine Sommerresidenz nach Schwetzingen geladen. Aus Salzburg ist ein Vater mit seinen beiden Wunderkindern angereist, Leopold Mozart. In dem Programmzettel steht zu lesen: Der Knabe Wolfgang Amadeus wird das Manual oder die Tastatur mit einem Tuch gänzlich verdecken und auf dem Tuch so spielen, als ob er die Klaviatur vor Augen hätte. Er wird ferner in der Entfernung aller Töne, die man einzeln oder in Akkorden auf dem Klavier oder auf allen erdenklichen Instrumenten, wie Glocken, Gläsern, Uhren usw. anzugeben imstande ist, genauestens benennen...

Der Zirkelsaal ist gefüllt mit erlauchtem Publikum. Der Knabe erscheint. Er spielt auf der Violine und wird von seiner Schwester, der zwölfjährigen Nannerl, begleitet. Sie tragen jeweils die Garderobe, die ihnen Kaiserin Maria Theresia höchstpersönlich überreicht hat, Nannerl im Galakleid, Wolfgang im gestickten Tressenrock. Dann nimmt der Siebenjährige am Klavier Platz. Diener legen ihm ein paar dicke Kissen unter, damit er die Höhe der Tastatur erreichen kann. Ignaz Holzbauer intoniert mit dem Orchester. Am ersten Pult sitzt der Geiger Christian Cannabich, die erste Bratsche führt Karl Stamitz. Der junge Wolfgang begleitet die Symphonie und das Hoforchester wie ein gewiefter Routinier. Vater Leopold Mozart wird für das Talent seiner Kinder hochgelobt. Später darf er neben C.T. im Schloßtheater einer Vorstellung der französischen Komödientruppe beiwohnen, während die Kinder auf den erungenen Lorbeeren in den Betten des Gasthauses „Roter Ochsen“ ausruhen dürfen.

Die Reise geht weiter, von Hof zu Hof, von Schwetzingen nach Mainz und Frankfurt, wo staunender Zuhörer u. a. auch der Knabe Goethe gewesen ist. Erst nach 3 Jahren sollen die Kinder mit dem Vater wieder bei der Mutter in Salzburg eintreffen...

II. Allegretto grazioso

6. November 1777... C.T. hat zu einer Ga-

laakademie in den Rittersaal des Schlosses zu Mannheim geladen. Mit seiner Mutter Anna Maria ist aus Salzburg der bald 22jährige Komponist Wolfgang Amadeus Mozart eingetroffen, der einige seiner Tonschöpfungen der erlauchten Hofgesellschaft aufwarten wird.

„Der Churfürst, sie (die Churfürstin) und der ganze Hof sind mit mir zufrieden. In der Accademie, alle zwey Mal, wie ich spiele, geht der Churfürst und sie völlig neben meiner zum Clavier. Nach der Accademie macht Cannabich, daß ich den Hof sprechen kann. Ich küsse dem Churfürsten die Hand. Er sagt: Es ist jetzt, glaube ich, fünfzehn Jahre, daß er nicht hier gewesen ist? Ja, Ew. Durchlaucht, fünfzehn Jahre, daß ich nicht die Gnade gehabt habe. — Er spielt unvergleichlich. Die Prinzessin, als ich ihr die Hand geküßt habe, spricht: Monsieur, je vous assure, on ne peut pas jouer mieux...“ Mozart hat seiner Schwester in Erinnerung an das gemeinsame Erlebnis seinen Eindruck in einem Brief mitgeteilt.

Diesmal soll der Aufenthalt mit der Mutter in Mannheim ganze viereinhalb Monate dauern. Wolfgang Amadeus hofft, daß er hier vielleicht eine Anstellung finden könne. In den Familien der „pfälzer Hofmusikanten“ findet er stets willkommene Aufnahme. Bei solchen Besuchen geht es oft lustig und unterhaltsam zu.

Im Hause des Bassisten Fridolin Weber, einem Onkel von Carl Maria von Weber, begegnet Mozart seiner Constanze. Zwar entflammt das Herz in glühender Liebe vorerst zur älteren Schwester Aloysia. Jedoch die bald zu Ruhm gelangte Sängerin entgegnet das Werben des Ungestümen mit Lässigkeit. Mozart wendet sich der jugendlichen Constanze zu. Sie heiraten 1782. Dieses Bündnis soll zu einem ersten Zerwürfnis mit dem Vater führen...

In Mannheim sind Mutter und Sohn Mozart bei Hofkammerrat Serrarius untergebracht. „Wir sind hier unvergleichlich logiert, haben

schöne Betten und alle Bedienung...Mein Sohn wird so von ihnen geschätzt, daß es nicht zu sagen ist...es ist ihnen nur leid, daß er nicht alleweil bei ihnen sein kann ...“

In Salzburg hört man solche Worte nicht gerne. Der Vater tobt und antwortet: „Fort mit dir nach Paris...aut Cäsar aut nihil...!“

Am 14. März 1778 reisen die Mozarts von Mannheim ab. In seinem Notenbüchlein steht der Vermerk: ...wie ich Mannheim liebe, so liebt auch Mannheim mich!

Der Aufenthalt hat sich auch musikalisch gelohnt. Es sind drei Arien, zwei Klaviersonaten, fünf Violinsonaten, zwei Flötenkonzerte, drei Quartette für Flöte und Streicher samt dem Andante cantabile für Flöte und Orchester sowie der Beginn einer Messe entstanden...

III. Andante non cantabile

3.7.1778 ... Paris ... Mutter Mozart stirbt nach kurzer Krankheit ... am 9.7. schreibt Wolfgang Amadeus an den Vater: „...ist meine Mutter abends um zehn einundzwanzig Minuten in Gott selig entschlafen...“ Im September 1778 verläßt Mozart die Stadt an der Seine und kehrt über Straßburg nach Mannheim zurück. Er begründet den Umweg seinem Vater so: „Ich weiß nicht, ich werde doch noch hier angestellt werden. Hier, nicht in München, wohin mit dem Hoforchester auch Aloysia Weber gezogen ist. Denn der Kurfürst, glaube ich, werde wieder seine Residenz in Mannheim machen, indem er die Grobheiten von den Herren Bayern unmöglich lange wird aushalten können...“ Der Vater aber kontert noch energischer als damals, als seiner Meinung nach Sohn und Mutter viel zu viel Zeit mit ihrem Warten und Weilen in Mannheim verbracht haben: „...Du wirst abreisen! Du sollst weder in Mannheim noch an keinem Ort in der Welt itzt angestellt werden. Wenn der Kurfürst heute stirbt, so könne ein Batallion Tonkünstler in München und in Mannheim in die weite Welt wandern...“

Den Entschluß aber festigt erst die verschmähte Liebe von Aloysia. Im Leiden geprüft, keineswegs in heiterer Stimmung gelöst, kehrt Mozart 1779 nach Salzburg in seine alte Konzertmeisterstelle zurück...

III. Finale espressivo

24. Oktober 1790...Mozart ist nach Mannheim gekommen. Er dirigiert die erste Aufführung seiner Oper „Le nozze di Figaro“, Die Hochzeit des Figaro. Begeistert empfangen ihn die Freunde von einst. Nicht mehr viele sind übrig geblieben. Zum Erlebnis wird der Ausflug nach Schwetzingen. Konstanze berichtet er in Wehmut und in Erinnerung an die erste Begegnung mit Schloß und Garten. Aber es ist überall anders geworden. Immer wieder begegnen ihm nur noch die Schatten der Kindheit. Auch in Mannheim. Auch in Schwetzingen.

Ein Jahr nach diesem Beisammensein mit dem Gestern, das fröhlicher gewesen ist als die Gegenwart, schließt Mozart die im Zuschauen müde gewordenen Augen für immer am 5. Dezember 1791...Wien ist ihm letzte Heimstatt geworden...

Glücklicher Gluck

Der jüngste Sohn Johann Sebastian Bachs, Johann Christian (1735—1782), hat nach einem Besuch des Mannheimer Flötisten J.B. Wendling die erste „Mannheimer Oper“ geschrieben „Temistokles“. Sie ist unter Anwesenheit des Komponisten im Jahre 1772 auf der Mannheimer Hofbühne aufgeführt worden. Die musikalische Leitung hat Christian Cannabich ...

Dieser Erfolg spricht sich in den Kreisen der Hofkomponisten herum. So nutzt Christoph Willibald Ritter von Gluck (1714—1787) im August 1774 die Gelegenheit, um in Schwetzingen der Pastoraloper des Mailänder oder Londoner Bach „L'amore vincitore“ beizuwohnen. Gluck wirft sich in große Garderobe und macht vorerst C.T. seine Aufwar-

tung. Als Mann von Welt weiß man sehr wohl um Rangordnung und Gepflogenheiten in den tradierten Sitten.

C.T. meint so nebenbei: „Ritter von Gluck, ich habe per Zufall in Erfahrung gebracht, daß Er Freund des Rheinweins sei. Wohlan denn, ich habe mir die Freiheit genommen, in Euren Keller ein ganzes Fuder davon einlegen zu lassen!“ Gluck strahlt. Er sieht sich in glücklichen Stunden gemeinsam mit seinen Freunden und in den Armen des Gottes Bacchus! Hofkapellmeister Ignaz Hofbauer kennt eine weitere Schwäche des Wiener Hofkompositeurs, das ausschweifende Tafeln bei köstlichen Speisen. Die Einladung zum Diner weiß darob Gluck sehr zu schätzen. Und der „Überwinder italienischer und französischer Opernkonventionen“ gibt sich bei diesem Schmausen sehr ländlich deutsch. Was kümmert ihn der besorgte Blick seines Weibes Marianne. Sie nämlich denkt an die nachfolgende Aufführung der Bachschen Pastoraloper. Der Hofdiener erscheint, mahnt Hofbauer sich zur Musikantengarderobe zu begeben. Gluck und Gefolge werden von C.T. erwartet. In der vordersten Reihe des Parterres sind die Plätze reserviert. Der Intendant des Schloßtheaters hat mit der herkömmlichen Sitte gebrochen und diese den obersten Hofchargen vorbehaltenen Plätze keinem Geringeren, sondern dem weiland anwesenden acht- und ehrbaren Komponisten und Ritter von Gluck zugewiesen. Direkt hinter dem Kurfürsten C.T. sitzen zu dürfen, ist eine besondere Auszeichnung für die Gäste aus Wien.

Hofbauer hat mit der Introduzierung der Oper begonnen. Geigen nehmen das Thema auf. Flöten führen es weiter. Bässe schmeicheln sich mit sonoren Tönen ein. In dieser Stimmung überkommt den von den Tafelfreuden überstrapazierten Zuhörer Gluck ein gähendes Gefühl der Schläfrigkeit. Madame Gluck an seiner Seite registriert dies vorerst noch in Gelassenheit. Sie denkt, wenn er nur nicht durch allzu überlaute Schnarchtöne in

dieses Musizieren einfällt. Nur die Blicke von C.T. scheinen sie etwas zu beunruhigen. Wie leicht könne man das als Undankbarkeit aufnehmen, wenn Gluck bei dieser Galaufführung sich lieber von Gott Morpheus denn von den Musen betreut fühlt. Doch Gluck weilt ganz im sorgenfreien Glück. Er hat in Paris mit großem Erfolg seine Oper „Iphigenie in Aulis“ einem begeistert applaudierenden Publikum vorgestellt. Er weiß seinen Keller reich gefüllt mit süffigem Rheinwein. Er hat sich an Hofbauers Tafel mit köstlichen Speisen laben dürfen. Nun erlebt er diese drei wundersamen Augenblicke noch einmal in der Sphäre des Traumes. Das Kinn hat sich auf die Brust gesenkt. Madame Gluck gibt ein Zeichen dem Freund auf der anderen Seite, dem Hofmaler Christian von Mannlich. Er wolle doch ihren glücklichen Schläfer sanft wieder zur Welt der Irdischen zurückbringen. Mannlich gibt Ritter von Gluck einen leichten Stoß mit dem Ellenbogen in die Rippen. Gluck hebt den Kopf, öffnet die Augen, sieht sich in der Nachbarschaft um, nimmt das Zwinkern seiner Marianne ernst und tut so, als ob er von Anfang an begeisterter Zuschauer dieser Szene gewesen ist. Und so geht dann schließlich doch noch alles zur Zufriedenheit aller zu Ende. 1776 ist in Mannheim eine weitere Oper von Johann Christian Bach aufgeführt worden: „Lucio Silla“. Diesmal ohne Anwesenheit des Ritters von Gluck im Glück..

Ende einer Ära

Es gibt genügend begeisternde Beweise für Mannheim und Schwetzingen in den Zeiten einer musikalischen Hochzeit Ende des 18. Jahrhunderts. Der vielgereiste Lord Fordyce schreibt: „Preussische Taktik und Mannheimer Musik setzen die Deutschen über alle Völker hinweg.“ Das will in jenen Jahren beginnender Bürgeremanzipation schon etwas heißen. Friedrich Heinrich Jacobi spricht gar von der Kurfürstenresidenz in der Pfalz wie

von einem „Paradies der Tonkünstler“. Christoph Martin Wieland (1733–1813) meint: „Nach Mannheim muß ich, denn ich will und muß einmal in meinem Leben mich recht an Musik ersättigen, und wann und wo werde ich jemals dazu bessere Gelegenheit finden?“

Nun dies soll sich mit dem Wegzug von C. T. und seiner Hofhaltung schlagartig ändern.

Sophie von la Roche (1731–1807) veröffentlicht 1791 „Briefe über Mannheim“. Darin bekennt sie: „Man sagt, daß in Rom, in sehr unglücklichen Zeiten, alle Theater geöffnet wurden, und daß man neue Schauspiele einführte, um das Volk zu zerstreuen, und sein Elend vergessen zu machen. Mit Mannheim geschah dies auch...“ Damit charakterisiert sie treffend die Lage der Residenz ohne fürstlichen Auftrag. Ein anderer, der als lachender Philosoph unter dem Namen Demokrit in die Literaturgeschichte eingegangene Karl Julius Weber (1767–1832) sieht die Sache kritischer: „Unter C. T. hieß Mannheim das deutsche Athen... So nannten es aber nicht die Pfälzer... Fremde, Schauspieler, Tänzer, Sänger und Pfeifer schwammen im Fett, und nützliche Pfälzer hatten kaum Kartoffeln...“ 1788 kommt Friedrich Hölderlin (1770–1843) in die Pfalz. Er schreibt: „Wir schifften wieder über den Rhein, und in ein paar Stunden waren wir in den berühmten kurfürstlich pfälzischen Lustgärten von Schwetzingen. Beschreibung ist hier wenig. Man muß die Pracht, die außerordentlichen Schönheiten der Kunst, die ausgesuchten Gemälde, die Gebäude, die Wasserwerke usw. selbst gesehen haben, wenn man sich einen Begriff davon machen will...“

Kein Wort mehr über Musik, keines über Festlichkeit. Die Ära der fürstlichen Hofhaltung ist zu Ende gegangen. Schloß, Theater und Zirkelsäle fallen in einen lange währenden Dornröschenschlaf. Andere Musen stehen auf, jene, die Schwetzingens Ruhm unter das Dreigestirn setzen: Festspiele, Fliederblüte und Spargeln...

Schwetzingen Serenade

I. Praeludium animosum

Es sollte lange Jahrzehnte dauern, ehe man sich dieses Kleinodes am Rande der Spargelstadt erinnert. 1923 unternimmt der Mannheimer Theaterintendant Adolf Krätzer einen Versuch. Er setzt im Hof der Moschee Mozarts „Entführung aus dem Serail“ in eine fast lebenswirkliche Szene.

1937...10. Oktober... Erneut findet Besinnung statt. Mit künstlerischer Verantwortung und in feiner, harmonisierender Einfühlung in die Stilwelten des Rokoko ist das Theater im Schloß zu Schwetzingen renoviert worden. Zur Wiedereröffnung findet eine Aufführung der Mozart-Oper „Entführung aus dem Serail“ statt. Ein hoffnungsvoller Abschnitt in der Schwetzingen Theater- und Musikgeschichte soll damit eingeleitet werden...

1941... obwohl Krieg Europa überschattet, wird in Schwetzingen eine Festwoche durchgeführt. Das Mannheimer Theater inszeniert die Komische Oper „Unverhofftes Begegnen“ von Joseph Haydn...

1943... der Luftkrieg hat auch in Mannheim seine Opfer gefordert. Das Nationaltheater spielt in Schwetzingen Mozarts „Entführung aus dem Serail“ mit großem Erfolg. Im Oktober 1944 muß das Mannheimer Opernhaus ganz nach Schwetzingen umziehen. Insgesamt finden während der zu Ende gehenden Spielzeit im umgebauten Schwetzingen Schloßtheater 154 Aufführungen statt (in Mannheim weitere 100 und in Heidelberg 18...).

II. Interludium con espressione

Der Kriegsdonner ist verrauscht. Überall im Land regt sich schüchtern das kulturelle Leben. In Schwetzingen werden vom 15. bis 30. Juni 1946 „Festspiele“ durchgeführt. Theaterintendant Heinrich Köhler, Heidelberg, hat eingeladen. 1947 findet Fortsetzung statt. Konzertveranstaltungen mit Darbietungen

aus der „Mannheimer Schule“ bereichern das Programm. Initiatoren und Gestaltende sind die Städtischen Bühnen Heidelberg und Frankfurt, das Landestheater Darmstadt und die Staatstheater Karlsruhe und Stuttgart. Sie rufen in gemeinsamer Aktion diese Interpretationen heimischer und europäischer Musizier- und Darstellungsformen auf und statten sie mit gezieltem „Festspielcharakter“ aus.

Capriccio palatienne

Der heitere Einfall, Schwetzingen zu einem Festspielort der Gegenwart zu küren, ist der Sendeanstalt des Süddeutschen Rundfunks zu verdanken. Es ist 1952 gewesen, daß zum ersten Mal unter dieser neuen Ägide zu „Festlichen Operntagen“ in das Schwetzingener Schloß gerufen worden ist. Ein reicher Veranstaltungszyklus schließt sich an. Er setzt sich in bunter Mischung aus Opern- und Schauspielinszenierungen sowie Ballettdarbietungen und Konzerten zusammen. Um solch ein Unternehmen auch auf finanziell abgesicherte Beine und nicht auf tönernen Füße zu stellen, wird am 30. Juni 1954 eine Festspiel-GmbH ins Leben gerufen. Bei ihr beteiligen sich neben dem Süddeutschen Rundfunk (SDR) der Landkreis Mannheim und die Stadt Schwetzingen. Im Laufe der Jahre entwickelt sich eine spezielle Schwetzingener Dramaturgie. Sie gründet sich auf drei Elemente: einmal ist die an Traditionen reiche Spielstätte im Schwetzingener Schloß zu achten und deren hohe künstlerische Lebensfreude aus der früheren Epoche der kurfürstlichen Zeit des C.T. zu erhalten; zum anderen soll an der festgefühten Tradition, wie sie sich dem Besucher aus dem Erlebnis des festlich gestimmten Spielraums des 18. Jahrhunderts heute mitteilt, ohne Bruch festgehalten werden und darin Begegnung mit dem lebendigen Theater der Gegenwart gefunden werden; schließlich streben die für die Aufführungen während der Schwetzingener Festspiele verantwortlichen Dramaturgen und Inten-

danten, Regisseure und Dirigenten, vor allem aber die mit Auftragsarbeiten bedachten Komponisten einen die einzelnen Veranstaltungen zusammenhaltenden und verbindenden Gedanken, eine sogenannte gemeinsame Idee an, die Brücke bildet zwischen dem Gestern und dem Heute.

So entstehen die alljährlichen Veranstaltungen, die in einem gewaltigen Zyklus die Tradition der MUSIK IM SCHLOSS fortsetzen. In künstlerischer Homogenität zeigen die Schöpfungen des Theaters, der Musik und des Tanzes aus verschiedenen Epochen der europäischen Kultur alljährlich den hohen Auftrag, den Stadt und Schloß Schwetzingen in jener verhältnismäßig kurzen Epoche der Musenherrschaft unter dem Kurfürsten C.T. übertragen bekommen haben.

Coda con variatione

Die Stimmen der Begeisterung mehren sich. In vielen Sprachen der Völker dieser Welt haben sie sich schon im Raum des Schlosses geeint. Vielleicht ist dies ein, von dem Künstler Ekkehard Grübler in Worte gefaßt, Dokument der Internationalität dieser Stätte der Musen und der Künste:

„Im Schloßpark, in zahlreicher steinerner Gesellschaft, lockt der große Pan, der aus dem Gefolge des Dionysos, immer wieder nach Schwetzingen.

Eine Brunnenszene zeigt den griechischen Sänger Arion, der auf dem Rückweg von einem Sängerwettstreit überfallen wurde und mit seiner Leier ins Meer stürzte; ein Delphin, der Arions Gesang hörte, rettete ihn. In Rufweite vom Schloßtheater steht Apoll. Vor Brand und Bomben hat er das Rokokotheater, die Heimstätte der Festspiele, bewahrt.

Während nach der Katastrophe 1945 in allen Teilen Deutschlands wahre Trutzburgen aus Beton und Eisen entstanden und noch entstehen, jahrelang geplant, jahrelang gebaut, mit oft immensen Geldern, mit Maßlosigkeit als

Devise, baute vor über 220 Jahren Nicolas de Pigage innerhalb weniger Monate eine Kostbarkeit erlesener Maße, nobel, elegant und anmutig: das Rokokotheater Schwetzingen. Unter der Herrschaft und im Geiste dieser Anmut und Schönheit finden nunmehr in der Gegenwart die Festspiele der Tradition und der Moderne statt.

Diesem Geist gerecht zu werden und vor ihm zu bestehen, bedeutet für alle Beteiligten an dieser Schwetzingener Serenade Ansporn und Herausforderung zugleich. Der Schwetzingener Apoll spielt die Leier linkshändig — es sind sicher nur freundliche Lieder, die erschallen, in diesem Garten und in diesem Raum der Freude. Danken wir Apoll und hoffen wir allezeit auf den rettenden Delphin...“ (1967, E. Grübler war verantwortlich für Bühnenbild und Kostüme der Erstaufführung von Benjamin Britten's komischer Oper „Albert Herring“, dargeboten von der Städtischen Bühne Frankfurt.)

Diese Widmung stellt ein bleibendes Dokument der Gegenwart dar, das sich kongruent

einpaßt in das Gesamtgefüge der Tradition dieser Wirkungsstätte konzertierender und agierender Darbietungen zu den Klängen unvergänglicher Musik. Dadurch bleibt die unter dem pfälzischen Kurfürsten Carl Theodor inszenierte höfische Spielwelt und deren hervorragende Bedeutung für die klassische Instrumentalmusik, zeitlos, vor allem aber erhalten für spätere Generationen.

Quellen:

Hugo Riemann: Musiklexikon, 3 Bände, Mainz 1967

Professor Max Oeser, Geschichte der Stadt Mannheim, 1908

Friedrich Walter, Schicksal einer deutschen Stadt, 1950

1200 Jahre Schwetzingen, Beilage der Schwetzingener Zeitung 1966, darin Aufsatz von Dr. Werner Steger: Musik im Schwetzingener Schloß

Schwetzingener Festspiele, eine Festschrift für die Jahre 1967—1971

Karl Wörn, Schwetzingen, lebendige Stadt, 1970

Schwetzingen, Wegweiser durch den Schloßgarten von Oswald Zenker, 1952

Das Franziskaner-Rekollekten-Hospiz in Schwetzingen 1767 — 1802

Hermann Schmid, Überlingen/See

Die Gründung eines Hospizes durch die rheinische Provinz der Franziskaner-Rekollekten im Marktflecken Schwetzingen im Jahr 1767 war die letzte, die überhaupt einem Bettelorden im rechtsrheinischen Teil der Kurpfalz vor dessen Übergang an das 1802/03 neu geschaffene Kurfürstentum Baden gelang.

Die Niederlassung der Franziskaner in Schwetzingen stand einerseits mit den Rekatolisierungsbestrebungen in der Pfalz in engem Zusammenhang, die nach dem Aussterben des calvinischen Hauses Pfalz-Simmern im Jahr 1685 anhoben und im Verlaufe des 18. Jahrhunderts an Intensität zunahmen. Andererseits sind die Versuche dieses Ordens, sich außer dem Kloster zu Heidelberg weitere Stützpunkte in dieser Landschaft zu schaffen, unter dem Aspekt eines harten Konkurrenzkampfes zu sehen, den sich Kapuziner, Franziskaner und Augustiner-Eremiten um Einflußgebiete und Bettelbezirke lieferten. Im übrigen wird die zunehmende Bedeutung, die Schwetzingen als ständiges Sommerlager des katholischen Kurfürsten Carl Theodor von Pfalz-Sulzbach (1742—1799) gewann, das ihre bewirkt haben.

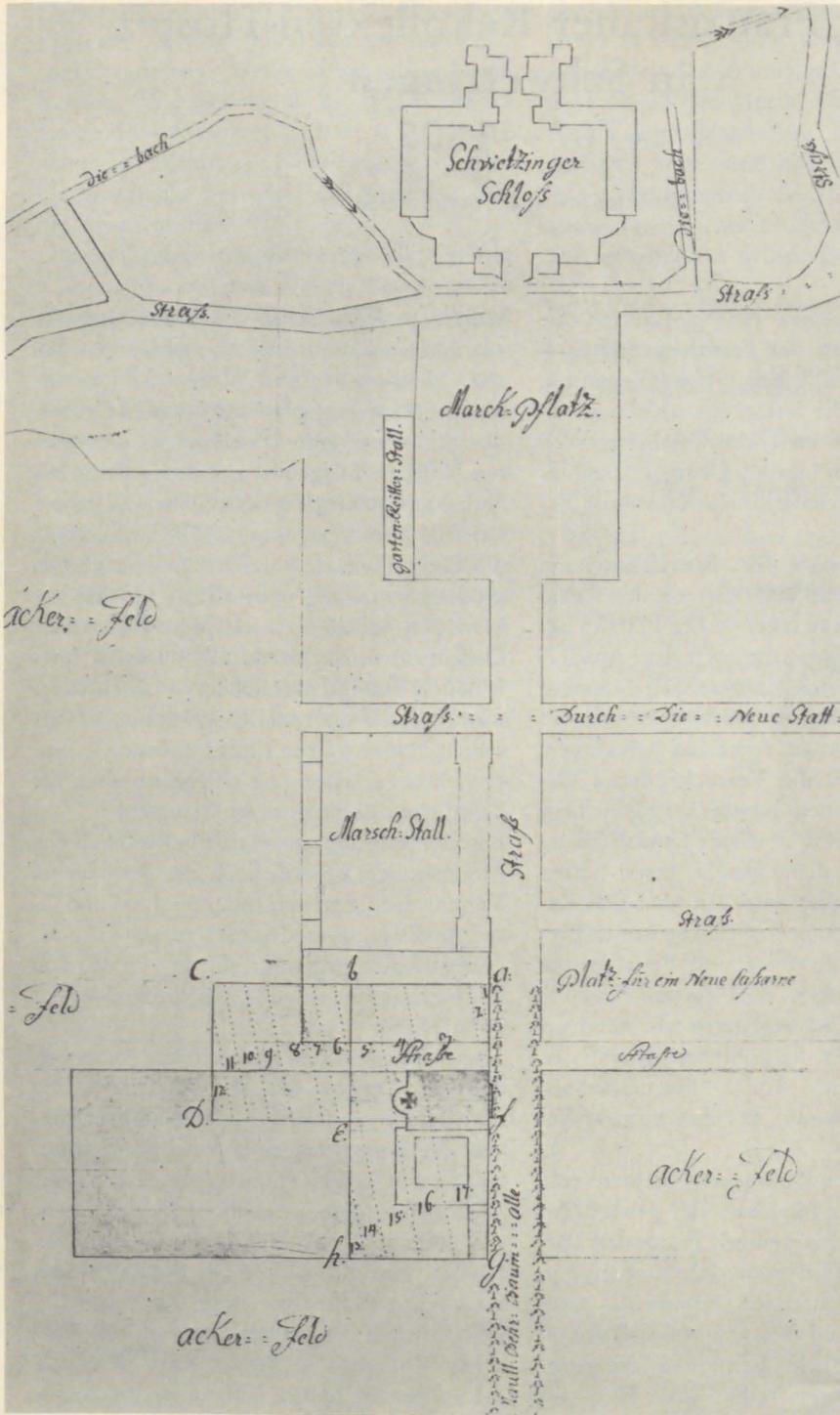
Die Franziskaner-Rekollekten stellten eine Reformbewegung innerhalb der großen Familie der Söhne des heiligen Franziskus dar. Sie hatten sich seit dem 16. Jahrhundert, von Spanien und Frankreich kommend, auch nach Flandern und Westdeutschland ausgebreitet. Eine ähnliche Bewegung, die sogenannten Reformaten, nahm ihren Weg von

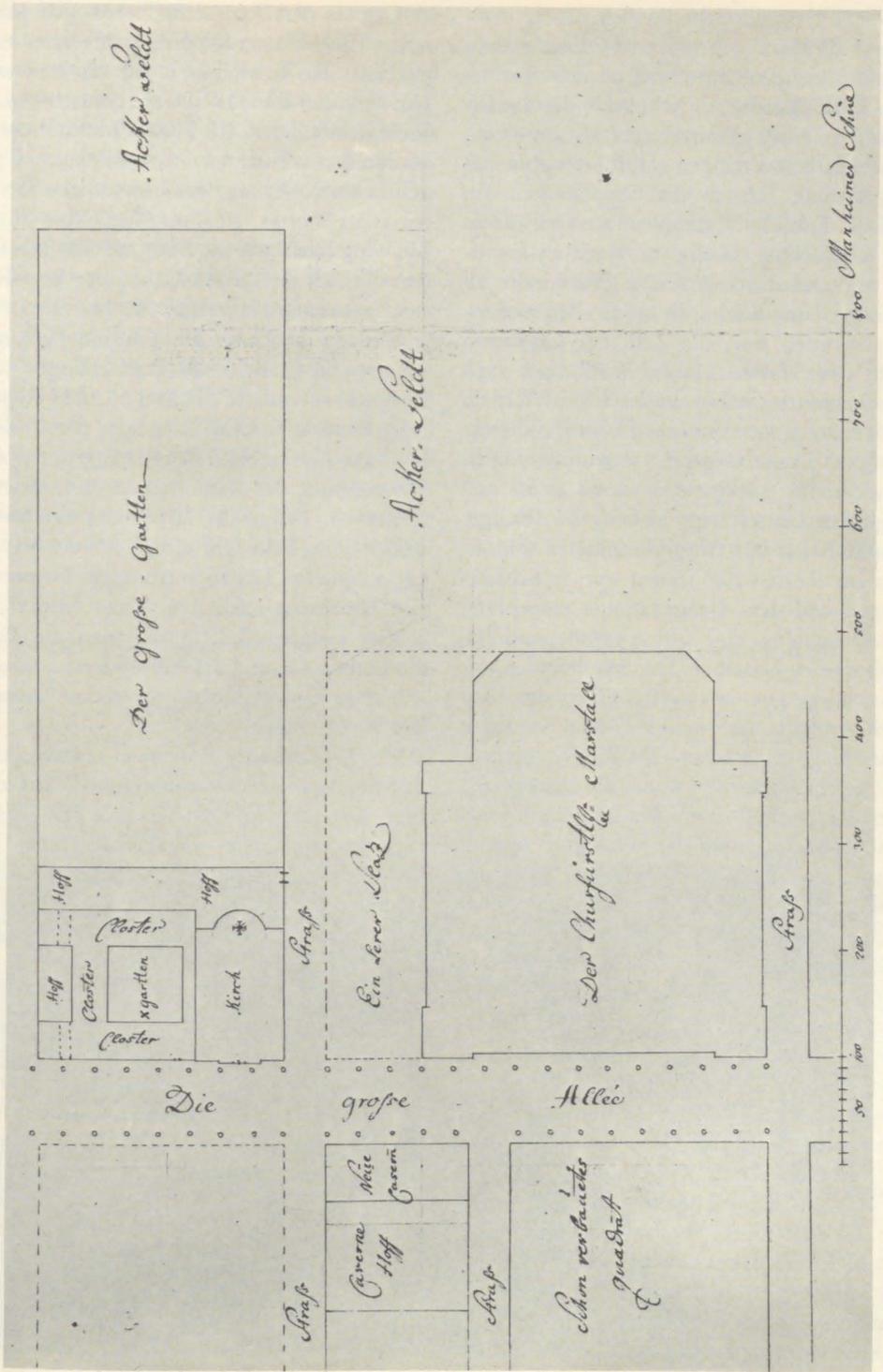
Italien aus nach Österreich und Bayern. Ihren Namen hatten die Rekollekten von den „Rekollektionshäusern“, die die beiden Hauptrichtungen des Franziskaner-Ordens, die Minoriten und Observanten, einrichteten, um den Mitgliedern, die das Bedürfnis hierzu verspürten, die Möglichkeit zu geben, sich aus ihrem gewohnten Wirkungskreis in die Einsamkeit zurückzuziehen und dort in größter Sammlung neue Kräfte für ihre zukünftigen Arbeiten zu schöpfen. Da manche Ordensprovinzen mit der Zeit sehr in ihrer früheren Strenge nachließen, brachten es reformeifrige Brüder schließlich dahin, aus besagten Häusern neue Ordensrichtungen hervorgehen zu lassen, die schließlich auch die päpstlichen Bestätigungen erlangten.

Besondere Bedeutung wurde bekanntlich den Mendikanten einschließlich der Jesuiten im Verlauf der Gegenreformation zuteil und ihre Ausbreitungstendenzen gerade in der Kurpfalz zielten darauf ab, den im 16. und 17. Jahrhundert eingebüßten Einfluß wieder zu erlangen.

Man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß die Oberen der Rekollekten-Provinz und der ihr zugehörige Heidelberger Konvent die Errichtung einer Filiale in Schwetzingen von langer Hand vorbereitet haben, auch wenn dafür urkundliche Belege fehlen wie überhaupt das Archivmaterial über das Hospiz sehr lückenhaft ist. Nachdem die rheinischen Kapuziner und die rheinisch-schwäbischen Augustiner-Eremiten mit ähnlichen Vorhaben in Bretten bzw. Wiesloch Erfolg gehabt hatten, gelang es ihnen, im

Lageplan (Ausschnitt) von Schwetzingen, aufgenommen im April 1768 vom Feldmesser Heilmann, mit dem für das Franziskaner-Hospiz vorgesehenen Areal. Die Planlegende nennt die Besitzer der nummerierten Grundstücke (Original im Generallandesarchiv Karlsruhe).





Lageplan (Entwurf) des Klosters um 1768 (Original im Generallandesarchiv Karlsruhe)

Sommer 1767 die Schultheißen von Schwetzingen, Brühl, Plankstadt und Oftersheim zu veranlassen, eine Bittschrift an den Kurfürsten Carl Theodor zu richten, in der die Errichtung eines Franziskaner-Klosters mit Kirche in Schwetzingen gefordert wurde. Als Begründung führten die Supplikanten an, daß die Zahl der Katholiken am Ort und in der Umgebung ständig im Wachsen begriffen sei und die katholische Pfarrkirche ad sanctum Pancratium, die zwar eben neu erbaut worden war, die Zahl der Gläubigen nicht mehr fassen könne, im übrigen auch der Ortspfarrer völlig überlastet sei. Viel Lob erhielten die Franziskaner für ihre bisherige Tätigkeit in der Gegend. Sie wurden vor allem deshalb favorisiert, weil sie einen vorzüglichen Gottesdienst hielten, die Pfarrgeschäfte besonders eifrig verrichteten und ihnen am ehesten zuzutrauen war, in Schwetzingen und den obengenannten eingepfarrten Ortschaften eine wirkungsvolle Aushilfsseelsorge zu betreiben. Die Schultheißen, offensichtlich gut instruiert, wußten der Landesherrschaft des weiteren sehr konkrete Vorschläge zu machen. Da die Vergangenheit gelehrt hatte, daß weder die zuständigen Diözesanbischöfe noch der an und für sich sehr mönchsfreundliche Pfalzgraf gewillt waren, eine weitere starke Vermehrung der Bettelmönche in der Kurpfalz zuzulassen, schlugen sie vor, das Heidelberger Franziskaner-Kloster um die Zahl der Regularen, die nach Schwetzingen gesetzt werden sollten, nämlich vier Priester und ein Laienbruder, zu verringern und dessen Bettelbezirk, den sogenannten Termin, aufzuteilen. Auch war nach ihren Worten die Ordensprovinz bereit, den Bau dieses Gotteshauses auf eigene Rechnung durchzuführen, wenngleich sie es nicht für unbillig hielten, den Kurfürsten um die kostenlose Überlassung eines geeigneten Grundstückes anzugehen. Es wäre ungewöhnlich gewesen, wenn die Errichtung dieses Klösterchens ohne Schwierigkeiten vonstatten gegangen wäre. Als har-

te Gegner des Plans entpuppten sich nach seinem Bekanntwerden die Mannheimer Kapuziner, die in mehreren Bittschriften mit Hinweis auf die für sie zu befürchtenden Termineinbußen Carl Theodor das Projekt auszureden versuchten. Auch die zuständige geistliche Regierung, das bischöfliche Ordinariat zu Worms, ging auf Gegenkurs. Ihrer Meinung nach war die Pfalz mit Mendikanten, die sich die milden Gaben der Bevölkerung gegenseitig wegnahmen, übersetzt. Als Alternative bot man die Entsendung eines weiteren Kaplans nach Schwetzingen an. Desgleichen äußerte die Mannheimer Regierung Bedenken, keine hingegen der landesherrliche Amtmann in Schwetzingen, der die Vermehrung der katholischen Aushilfsseelsorger am Platze für notwendig erachtete, wobei er ins Feld führte, daß für die Staatskasse keinerlei Lasten entstünden. Demnach und überhaupt nach den Akten hatten die beiden anderen Religionsparteien am Ort, die Lutheraner und die Reformierten, so gut wie keine Einwendungen gegen den Klosterbau vorzubringen.

Der Franziskaner-Provinzial Laurentius Bruckmann war erwartungsgemäß auf der Hut und suchte bei Carl Theodor den gegnerischen Vorstößen entgegenzuwirken. Er hatte Erfolg. Unter dem 4. Oktober 1767 bewilligte jener per Reskript die Errichtung einer Herberge mit Kirche und die Einrichtung eines Noviziates in Schwetzingen unter folgender Bedingung: Daß der Provinzial und die Definitoren Sorge trugen, daß der Grundstückserwerb und der Bau allein auf Kosten des Ordens erfolgten, daß höchstens drei bis vier Priester und ein Laienbruder sich am Ort aufhielten und der Heidelberger Konvent um diese Zahl reduziert werden würde; ferner, daß die Mönche ständig dem Pfarrer in der Seelsorge aushalfen und die Einwohnerschaft nicht mit Betteln belästigten. Die Ordensoberen gingen hierauf sofort ein und gaben eine entsprechende schriftliche Versicherung ab.

Mit dem landesherrlichen Rechtsakt war die Existenz des Schwetzingener Hospizes gesichert, auch wenn sich der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, Baron von Breidbach-Bürresheim, von 1768 bis 1774 zugleich Bischof von Worms, mit der Erteilung seines Konsenses bis zum 1. Dezember 1769 Zeit ließ.

Einige Schwierigkeiten bereitete der Grundstückserwerb. Da auf Grund der Erweiterung des Schwetzingener Schloßgartens Äcker rar wurden, war es für die Patres gar nicht so einfach, in den Besitz eines geeigneten Geländes zu kommen. Sie entschieden sich schließlich für einen Platz an der vom Schloß nach Heidelberg führenden „Maulbeer-Allee“ in unmittelbarer Nähe des kurfürstlichen Marstalles, der ursprünglich der Landesherrschaft gehört hatte und sich nun in den Hän-

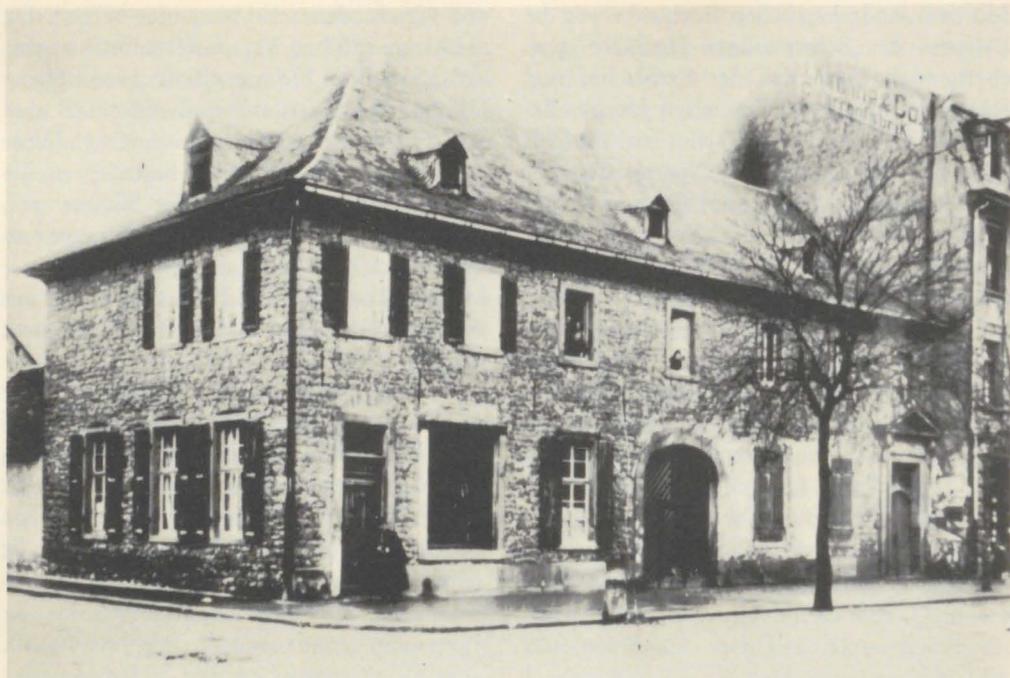
den verschiedener Erbbestände befand. Da diese zum größten Teil protestantisch waren, befürchtete die Beamtenschaft „verdrüßliche Religionsbeschwerden“ und wünschte eine höchstpersönliche Intervention Carl Theodors. Ende Oktober 1768 hinterlegten die Franziskaner schließlich die Summe von 1320 Gulden, die später die Hofkammer an sich zog. Sie erhielten die gewünschten vier Morgen Land, während die Erbpächter mit anderen Grundstücken zufrieden gestellt wurden.

Um diese Zeit nahmen zwei Patres unter dem Praeses Eusebius Zinck, vormalig Guardian in Heidelberg, und ein Bruder ihren Wohnsitz in einem Schwetzingener Privathaus, um ihre Seelsorgertätigkeit aufzunehmen und den Klosterbau voranzutreiben. Wie die zeitgenössischen Entwürfe zeigen, war ur-

Schwetzingen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Vordergrund links das ehemalige Hospiz

(Photo: Stadtarchiv Schwetzingen)





Das frühere Franziskaner-Kloster um die Jahrhundertwende

(Photo: Stadtarchiv Schwetzingen)

sprünglich ein vierflügeliges Gebäude mit einem Kreuzgang und einer stattlichen Kirche vorgesehen. Zum einen jedoch genehmigte der Wormser Ordinarius nicht mehr als ein Oratorium, eine Hauskapelle, damit der örtlichen Pfarrkirche kein Abbruch geschah. Zum anderen war nur eine Wohnbehausung für vier Regularen bewilligt. Was nach den Absichten des Ordens hingestellt werden sollte, hatte die Ausmaße eines regulären Klosters für wenigstens zwölf Mann, nicht aber die eines Hospitiums. So wurde schließlich in einem wesentlich bescheideneren Umfang gebaut, wie auch eine Photographie von dem Anwesen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt, wobei selbstredend nicht auszuschließen ist, daß in den dazwischen liegenden Jahrzehnten bauliche Veränderungen vorgenommen worden sein konnten.

Kaum in Schwetzingen etabliert, sahen sich die Mönche gezwungen, sich bei ihrem Schutzherrn zu beschweren. Die Zöllner am Ort und in der Umgebung machten ihnen wegen den mitgeführten Almosen das Leben schwer. Schließlich gewährte ihnen die Hofkammer in Mannheim auf alle gesammelten Früchte und Fleischprodukte Zoll- und Accisfreiheit und ordnete an, daß hierüber alle Zoll- und Accisoffizianten zu belehren seien. Nach der endgültigen Fertigstellung des Klosterbaus im Frühjahr 1770 regelte der bischöflich-wormsische Generalvikar genau die Pflichten und Tätigkeiten der Kommunität. So war im Sommer an jedem Sonn- und Feiertag in der Pfarrkirche eine heilige Messe zu halten, hatten zwei Väter dem Pfarrer beim Beicht hören zu helfen und während des Hoflagers zusätzliche Messen zu überneh-

men. Ferner war täglich ein „tauglicher“ Pater zur Bedienung von Kranken am Ort bereitzuhalten. Wenn Gottesdienst in der Pfarrkirche war, durfte im Hospiz ein solcher nicht stattfinden. Überhaupt waren hier Hochämter und Predigten außer an den Ordensfesten strikt untersagt.

Nach den eigenen Angaben der Mönche eignete sich in den folgenden Jahren nichts Weltbewegendes. Besondere Hervorhebung erfuhren in ihrer kleinen Chronik jeweils die Wohltaten, die das kurfürstliche Haus ihnen erwies.

Als Carl Theodor 1777 die bayrische Herzogskrone erbt und gezwungen war, seine Residenz in München zu nehmen, hatte es mit seinem jährlichen Sommeraufenthalt in Schwetzingen, der Umtrieb und Wohlstand in den Ort gebracht hatte, ein Ende. Auch die Franziskaner spürten schmerzlich die Veränderung. In einer Supplik vom Oktober 1781 an den Kurfürsten lamentierten sie ausgiebig über die Entfernung der Hofhaltung und über die für sie zweifellos sehr ungünstigen wirtschaftlichen Folgen. Sie machten die wohl nicht ganz ernst gemeinte Ankündigung, daß sie sich nicht länger „an diesem verwaysten Orth aufhalten“ wollten. Carl Theodor, der schon kurz zuvor ein Kapital von 2000 Gulden zur Lesung einer Messe in der Schwetzinger Schloßkapelle gestiftet und einen Teil der Zinsen den Mönchen zugewendet hatte, bewilligte ihnen ein Gnadengeschenk von 25 Maltern Korn und zwei Fudern Wein auf zwei Jahre, welche die „Kurfürstliche Geistliche Administration katholischen Theils“ abzureichen hatte. Die Ordensleute verstanden es, dieses Gratiale gegen den Widerstand der rheinpfälzischen Regierung in Mannheim Jahr für Jahr bis 1798 zu beziehen.

Nach dem Tod ihres Gönners und dem Übergang Pfalz-Bayerns an den aufklärerischen Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken geriet die kleine Gemeinschaft zunehmend in Druck. Hatte ihr schon der Ver-

lust der linksrheinischen Bettelbezirke infolge der französischen Expansionspolitik und die schlechte wirtschaftliche Lage des Landes auf Grund der Kriegereignisse seit 1795 genug zu schaffen gemacht, so war sie nun gänzlich in ihrer Existenz bedroht durch die mangelnde Bereitschaft des neuen Landesherren, weitere Unterstützungen zu gewähren. Dessen Trachten ging bekanntlich von vorneherein dahin, die Mendikanten in seinen Staaten nach dem Vorbild des Habsburger Kaisers Joseph II. und der französischen Jakobiner auszutilgen. Großer Anstrengungen bedurfte es da bei den Schwetzinger Franziskanern ja nun nicht. Nach amtlichem und eigenem Zeugnis waren sie in den Jahren 1800 und 1801 wirtschaftlich sehr heruntergekommen und hatten mehrere hundert Gulden Schulden gemacht, wozu noch der Umstand beigetragen hatte, daß ein emigrierter Ordenspriester namens Gabriel Britt bei ihnen wohnte. Daß die katholische Minderheit der etwas mehr als zweitausend Köpfe zählenden Gemeinde selbst durch den Krieg starken Belastungen ausgesetzt war, machte ihre Lage noch schlimmer. Als der Schwetzinger Amtmann Zeller Ende August 1801 auf Weisung der für die Klöster zuständigen Spezialkommission in geistlichen Angelegenheiten einen wohlwollenden Bericht über die Mönche einsandte, war ihr Schicksal insgeheim schon besiegelt. Zeller hob lobend deren Tätigkeit und Lebenswandel hervor. Nach seinen Feststellungen standen dem Hospiz der Praeses Primitivus Schenach (69 Jahre) und dessen Stellvertreter Siegeburtus Haub (63 Jahre) vor. P. Ubertinus Schillinger (43 Jahre) war als Prediger und Beichtvater beschäftigt, desgleichen P. Prudentius Hoffmann (46 Jahre), der zudem terminierte, die von Carl Theodor gestiftete Sonntagsmesse im Schloß las und Schulunterricht im Kloster erteilte. Der 48jährige Religios Philippinus Müller versah schon seit 19 Jahren die Kaplanei Brühl. Für die Haus- und Gartenarbeiten waren die Laienbrüder Anton Krie-

ger (70 Jahre) als Gärtner und Tolanus Retz (55 Jahre) als Koch und Küfer zuständig.

Am 12. Februar 1802 erklärte die pfalz-bayerische Regierung das Ordenshaus für aufgehoben und die Insassen auf den Aussterbetat gesetzt. Sie hatten sich mit ihren Habseeligkeiten, soweit sie sie fortan benötigten, nach Heidelberg zu verfügen und sich mit dem dortigen Konvent ihres Ordens zu vereinigen. Den Vollzug dieser Order vermochte auch nicht eine Bittschrift von 130 Katholiken aus Schwetzingen und Umgebung zu verhindern. Diese appellierten vergeblich an Max Joseph, die Franziskaner am Ort zu belassen. Im Falle der Aufhebung und des Ausbleibens der Besucher des Klosters sahen sie unter anderem beträchtliche Einnahmeverluste für die Bürgerschaft voraus. „...Erschröcklich, wenn in diesem Fall eine epidemische Krankheit wie im Jahre 1794 einrisse: wie viele würden ohne Trost und ohnversehen die Welt verlassen müssen! Und wer wird unserer sich den Wissenschaften widmen wollenden Jugend die Grundlage nun eingeben?“

Im März 1802 mußten die Mönche, ob sie wollten oder nicht, abziehen. Was sie als Hausrat zurückließen, kam unter den Hammer. Über den Verbleib der Kircheneinrichtung und -geräte erteilen die Akten keine Auskunft. Es ist anzunehmen, daß letztere nach Mannheim abgeliefert wurden. Das geräumte Hospiz gelangte in Privathand. Es wurde mit der ehemaligen Kirche 1907 völlig abgebrochen.

Mit ihrem Wegzug verlor sich die Spur der Schwetzinger Bettelmönche. Die Väter Schenach und Haub und die beiden Brüder sind nach einer aus dem Jahr 1804 stammenden Konventsliste als Mitglieder des Heidelberger Franziskaner-Klosters nachweisbar; über den Verbleib der übrigen drei Priester findet sich in den Unterlagen nichts. Auch die Tage dieser Kommunität, die noch im Frühjahr 1802 von Max Joseph „wegen des in der Vorstadt zu haltenden Gottesdienstes in das

dortige Capucinerkloster versetzt“ worden war, waren gezählt. Sie bestand nach dem Anfall der rechtsrheinischen Pfalz an Baden nur noch wenige Jahre, auch wenn die Regierung in Karlsruhe ursprünglich die Fortexistenz einer Franziskaner-Niederlassung von der strengen Richtung in Heidelberg für notwendig erachtet hatte.

Anmerkung:

Über das Schwetzinger Hospiz ist eine einzige historische Abhandlung bekannt, und zwar die von O. Mechling: Das Franziskaner-Kloster zu Schwetzingen, in: Mannheimer Geschichtsblätter, Monatsschrift für die Geschichte, Altertums- und Volkskunde Mannheims und der Pfalz 10/1909, Sp. 7 ff. Ohne dem Autor nahe treten zu wollen — es schien doch eine Darstellung der Geschichte dieser Mönchsniederlassung über den rein lokalen Rahmen hinaus und mit Quellen- und Literaturangaben angebracht. Die Untersuchung von P. Schlager, Zur Geschichte der Franziskaner in der Pfalz während der Neuzeit, in: Franziskanische Studien 14/Münster 1927, S. 169 ff., geht entgegen den Erwartungen, die der Titel weckt, auf die Rekollekten-Klöster Heidelberg und Schwetzingen nicht ein. — Weitere Angaben allgemeiner Literatur zur Kirchen-, Ordens- und Landesgeschichte der Pfalz finden sich im Beitrag des Verfassers: Das Kapuziner-Hospiz zu Bretten 1752—1802, in: Badische Heimat 59/1979, S. 269 ff. und in der Untersuchung: „Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811“ im Freiburger Diözesan-Archiv 1978 und 1979. — Die beiden Photographien hat dankenswerterweise die Stadt Schwetzingen zur Verfügung gestellt.

In der vorliegenden Abhandlung sind ausschließlich Archivalien des badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe ausgewertet, und zwar der Abteilungen 77 (Akten Pfalz Generalia): Faszikel 3292, 221 (Akten Schwetzingen Stadt): Faszikel 260, 340, 420—424, und 235 (Kultusministerium): Faszikel 145.

Literatur:

H. Holzapfel, Handbuch der Geschichte des Franziskanerordens, Freiburg 1909
J. B. Kolb, Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden, Bd. 3, Karlsruhe 1816, S. 220 ff.

Kurfürstlich Badische Landes-Organisation. In 13 Edicten sammt Beylagen und Anhang, Karlsruhe 1803 (hier: der § 13 des IV. Organisationsediktes, die Bettelklöster betreffend)
K. Martin, Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Mannheim Stadt Schwetzingen, Karlsruhe 1933
Schwetzingen, in: Die Stadt und die Landkreise Heidelberg und Mannheim, hrsg. v. d. Staatlichen

Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 3, Karlsruhe 1970, S. 825ff.
D. Seyfried, Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen, Schwetzingen 1925
J. Stöckle, Grundriß einer Geschichte der Stadt, des Schlosses und des Gartens von Schwetzingen, Schwetzingen 1890

Mein Schattenbruder

*Komm, der du nicht bist,
mein Schattenbruder,
weich nicht zurück, du lichter Schatten,
vor dem, der dich nicht kennt,
dich Bruder nennt,
du stiller Richter,
der meine falschen Schritte lenkt.
Zieh um mich, dunkler Bote,
den Kreis, den schützenden,
und sprich mit mir, wie nur
der Bruder spricht, der lang schon tote,
dem du gleichst.
Ich warte, Tag um Tag,
bis du mich anrührst,
leise winkend
hinaus mich führst
zu unserem Vater.*

Bernhard Rang

Schwetzingen Spargel ist der König unter den Gemüsen

Gernot Umminger, Freiburg

Alljährlich freuen sich die Spargelliebhaber auf die Zeit vom 20. April bis etwa 20. Juni. Denn diese Zeitspanne beinhaltet die Spargelsaison, auch wenn Liliencrenns Verse so lauten:

„Am vierundzwanzigsten im Junischwall
verlassen Spargel uns und Nachtigall“

Schon bei den Griechen und Römern galt der Spargel als Delikatesse. Bei den Römern gehörten Spargel zu den Vorspeisen. Augustus pflegte seinen Ratgebern zu empfehlen: „Mache es kurz — brauche nicht länger, als bis die Spargel fertig sind!“

Bis die Mitteleuropäer auf den „Spargel“-Geschmack gekommen sind, hat es lange gedauert. Im Jahre 1567 sollen bei Stuttgart die ersten Spargel in Deutschland angebaut worden sein. Als Delikatesse ausschließlich für die Tafel der Reichen. Goethe schwärmt allmäienlich in seinen Zettelbriefen an Frau von Stein von „Spargels“ und Lenau schildert eine Einladung: „Spargel wie Kirchtürme wurden da gefressen, ich allein verschlang das letzte Mal fünfzig oder sechzig“.

Heute gilt der geradegewachsene, weiße, frische Spargel als „König“ unter den Gemüsen. Obwohl die Zahl der Spargelliebhaber von Jahr zu Jahr zunimmt, ist der Anbau gegenüber den Jahren 1971/76 von damals 730 Hektar auf nur noch 520 Hektar in diesem Jahr zurückgegangen. Diese 30prozentige Abnahme bescherte 1979 nur noch eine Ernte von etwa 20 000 dt Spargel im Wert von ungefähr 16,5 Millionen DM. Das sind

etwa zehn Prozent weniger als 1978, in dem die nordbadischen Spargelanbauer rund 18 Millionen DM erwirtschafteten. Nahezu alle Spargelanbauer betreiben dieses Geschäft im Nebenerwerb. Da Spargel täglich gestochen werden muß, und eine geschickte Hand Voraussetzung dafür ist, andererseits jedoch keine Saisonarbeitskräfte für diese Tätigkeit mehr zu bekommen sind, bleibt die Anbaufläche so begrenzt, oder ist sogar leicht rückläufig, denn die Familienbetriebe müssen die tägliche Ernte selbst bewältigen können. Andererseits könnte der Markt das Doppelte an Spargel aufnehmen. Spargel braucht drei Jahre Aufbauzeit bevor er zum ersten Mal in mühseliger Handarbeit wie eh und je gestochen wird. Dieses Delikateß-Gemüse hat einen hervorragenden Markt, doch muß man wissen, daß die Anlage eines Hektars Spargelfläche rund 20 000 DM kostet. Vom dritten Jahr an (erstes Ertragsjahr) belaufen sich die Fixkosten auf etwa 6 000 DM pro Jahr.

Es gibt Leute, die bleiben angesichts jeder Spargelpracht lebelang kühl, während für andere — wohl die größere Zahl — schon die Zubereitungsart zur Weltanschauung wird. Und erst das Spargeessen! „Spargel esse man so, daß man mit der Spitze von Daumen und Zeigefinger den Stiel packt und sie, mit leichter Anhebung vermittels der Gabel, Kopf voraus zum Munde führt“, lehrte ein „Anstandsbuch für die Töchter gehobener Kreise“. So oder so, wir freuen uns jedenfalls schon wieder auf die nächste Spargelsaison!

Das Rohrbacher Schlößchen im Wandel der Zeit

Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg

Die ehemalige bis 1927 selbständige Gemeinde Rohrbach, bzw. der heutige Stadtteil Heidelbergs, beherbergt in seinen Mauern ein echtes Kleinod, das leider nur wenige zu Gesicht bekommen, da es nicht frei zugänglich ist. Es liegt eingebettet im großen Areal des Rohrbacher Krankenhauses zwischen Amalien-, Park- und Schelklystraße und befindet sich im Besitz der Landesversicherungsanstalt Baden. Ich spreche vom „Rohrbacher Schlößchen“, dessen Ursprünge um 1770 liegen.

Rohrbach um 1770: Das waren nach einer Gebäudezählung 133 Häuser und 50 Scheunen, rd. 700 Einwohner, die sich von Landwirtschaft und Weinbau ernährten und unter ihrem Schultheißen Johann Christian Frey ruhig und mehr oder weniger zufrieden lebten.

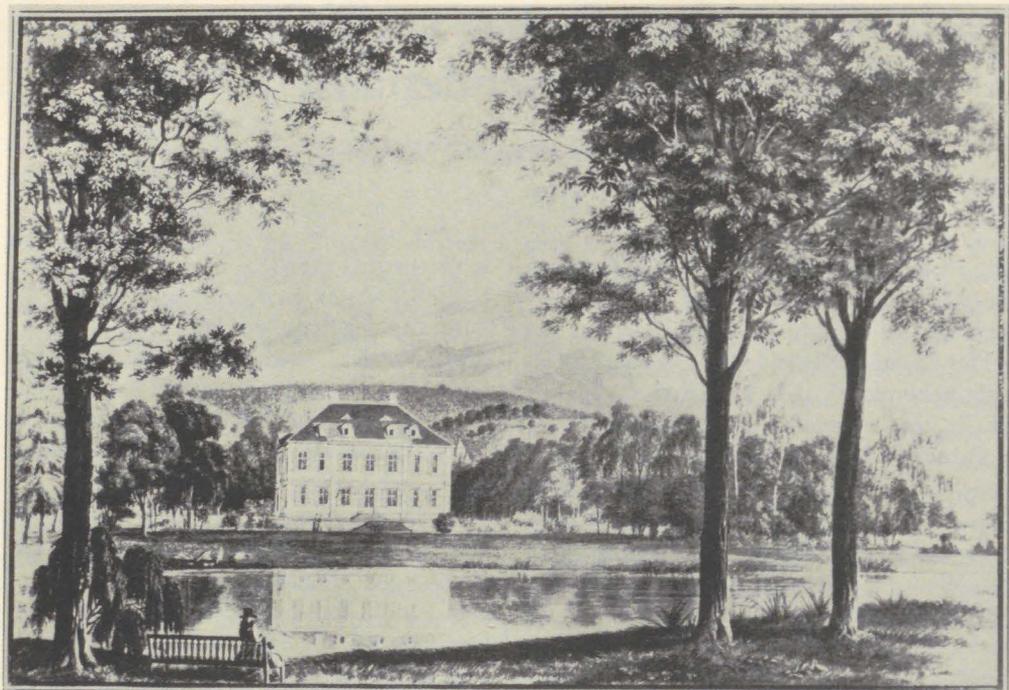
Da wurde plötzlich das dörfliche Idyll gestört. Ein junger, leibhafter Prinz, schön von Gestalt und Aussehen, wenn man seinen Zeitgenossen Glauben schenken darf, klopfte an die nicht vorhandenen Tore der Gemeinde und stiftete Furore unter Bürgern und Gemeindeverwaltung. Es war der 25jährige Prinz Karl August von Pfalz-Zweibrücken, Birkenfeld, Bischweiler, der in seiner Jagdleidenschaft gut vergleichbar mit dem legendären „Jäger aus Kurpfalz“, Land in Rohrbach aufkaufte, um ein Landhaus als Jagdaufenthalt zu errichten.

Wer war dieser Prinz Karl August und wo kam er her? Karl August war der älteste Sohn des Pfalzgrafen Friedrich Michael, Kaiserlich-österreichischer Feldmarschall und jüngerer Bruder des Herzogs Christian IV. von Zweibrücken. Die Mutter war die Wit-

telsbacherin Franziska Dorothea von Sulzbach, Schwester der Kurfürstin Elisabeth Auguste von der Pfalz, der Frau Carl Theodors. Somit war Karl August der Neffe und Nachfolger des Herzogs Christian IV. von Zweibrücken, der eine nicht standesgemäße Ehe führte, als auch der Neffe des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz.

Obwohl die Familie die reiche Grafschaft Rappoltstein im Elsaß zur Nutznießung und Verwaltung erhalten hatte, lebte man in einem ländlichen Schloßgut im pfälzischen Oggersheim. Nach dem Tod des Vaters Friedrich Michael im Jahre 1767 zog die Familie dann nach Mannheim, wo sie in der Nähe des Schlosses — in L 2,9 — und am Theaterplatz — B 4,2 — eigene Häuser hatte. Welche Charaktereigenschaften waren nun dem jungen Prinzen zuzuschreiben? Karl August, im Hinblick auf sein künftiges Erbe als Herzog von Zweibrücken, war als Kind seiner Zeit im Sinne des „erleuchteten Despotismus“ erzogen und groß geworden. Die natürliche Folge war, daß er sich über alle Menschen erhaben dünkte und schließlich sogar hart gegen alle wurde, die seinen Launen und Neigungen nicht willfährig waren; Hand in Hand dabei gingen Verschwendung und Prunksucht. Eigenschaften, die sich in seiner zweiten Lebenshälfte immer stärker profilierten. Doch neben diesen negativen Eigenschaften war er bekannt als unerhört scharfblickend und rasch in seinem Urteil, vor allem in politischen Fragen, und entwickelte sachverständiges Interesse an Baukunst, Malerei und Sammlungen aller Art.

Doch zurück zum Rohrbach des Jahres 1770. Karl August hatte am südlichen Ende



Das Rohrbacher Schloß

Gemälde von Philipp Le Clerc 1797

des Dorfes umfangreiches Gelände aufgekauft, das in etwa die heutige Parkstraße, Karlsruher Straße, Burnhofweg und Leimer Straße umschließt. Gleichzeitig kaufte er der Stadt Heidelberg den Bierhelderhof ab.

Die Rohrbacher glaubten nun das „Gras wachsen zu hören“ und meinten in Erwartung späterer Vergünstigungen, dem Prinzen in all seinen Wünschen entgegenkommen zu müssen. Doch zuerst gab es an Stelle der klingenden Münze nur zusätzliche Arbeit und Belastung. So wurde die Hauptstraße (heutige Rathausstraße) von der Landstraße (heutige Karlsruher Straße — B 3) bis hin zum heutigen Rathaus gepflastert und gleichfalls ein breiter Weg zum Bierhelderhof angelegt, um dem fürstlichen Herrn die Anfahrt zu erleichtern, was alles auf Kosten der Gemeinde vorgenommen wurde.

Inzwischen war auch der Bau des Schloßchens ausgeführt worden. Entstanden war ein im späten Barock des 18. Jahrhunderts gehaltenes zweistöckiges Anwesen mit Dachstock, dessen dreifenstriger Mittelbau von den beiden je zweifenstrigen Flügelbauten etwas hervortritt. Die Hauptfront ist nach Westen gerichtet und öffnet den Ausblick in die Rheinebene mit dem Haardtgebirge im Hintergrund. Diese älteste Ansicht hat der Zweibrücker Hofmaler Philipp Le Clerc 1797 in einem Gemälde festgehalten, das sich heute im Besitz des Kurpfälzischen Museums in Heidelberg befindet. Der Baumeister des Landhauses ist nicht bekannt, doch ist anzunehmen, daß es sich um den Architekten Sigmund Jacob Haeckher handelt, der in zweibrückischen Diensten stehend, 1767 in Trippstadt in der Pfalz einen im Stil ähnlichen Bau erstellt haben soll.

Karl August, von der Jagdleidenschaft gepackt, war häufiger Gast in seinem Landhaus und streifte mit einer Schar Gleichgesinnter durch die heimischen Wälder. Aus einer Lüne heraus ließ er auf halbem Wege zwischen Rohrbach und dem Bierhelderhof einen Ruheplatz errichten, der heute noch als sog. „Karlslust“ existiert und Ausgangspunkt des berühmten „Fürstenpfades“ war, der von hier in etwa identisch mit dem heutigen Randweg des Odenwaldklubs, bis zum Gossenbrunnen oberhalb Leimens führt. Am Gossenbrunnen hatte Friedrich Michael, der Vater Karl Augusts, ein kleines Jagdhaus und nur wenige Schritte hin findet man heute noch einen in eine kleine Brücke eingelassenen Stein mit folgender Inschrift:

Serenissimo
Carolo Augusto
Friederici Magni filio,
Orbis Palatini
per Carolum Theodorum
filicis amori.
Pons hic dicatur
uno eius nomine
gloriosus.
Coelum annuat
et vota nostra
secundet.

In dem lateinischen Text ist ein Chronostikon eingefügt, das die Jahreszahl 1770 ergibt.

Der Prinz scheint zu der Zeit in der Bevölkerung nicht unbeliebt gewesen zu sein, sonst hätte man wohl kaum ihm zum Gedenken, im Bereich des kleinen Odenwaldes bis hin nach Buchen, so viele Gasthäuser mit seinem Namen — „Prinz Carl“ — versehen.

Was Karl August Sorge machte, war die Unterbringung seiner Jagdgäste und deren Bedienstete. Deswegen kaufte er 1772 kurzerhand für 40 000 Gulden den Thannschen Hof in Rohrbach von der Familie von der Thann (s. Bad. Heimat 49, 1969). Da ihm jedoch nur an den Gebäuden des freiadligen

Gutes lag, die er für seine Hofhaltung brauchte, verkaufte er alles dazugehörige Gelände — Äcker, Weinberge, Wiesen — insgesamt 160 Morgen auf Rohrbacher, Kirchheimer, Nußlocher, Wieslocher und sogar St. Ilgener Gemarkung, bereits im folgenden Jahr. Selbst den dem Hofgut zustehenden Weinzehnt veräußerte er noch für 1000 Gulden an die Kurpfälzisch Geistliche Administration in Heidelberg. Der ihm verbleibende Hof umfaßte jedoch nicht nur den heute noch bestehenden „Thann'schen Hof“ in der Heidelberger Straße bzw. Junkergasse, sondern es gehörte auch noch das gesamte Gelände der heutigen Eichendorff- und Gregor Mendel-Schule dazu.

Ein Dorn im Auge des Prinzen war das alte Rohrbacher Rathaus in der heutigen Amalienstraße 4, das direkt vor der Einfahrt zum Landhaus lag. Der beflissene Schultheiß Frey richtete daraufhin am 29. August 1772 sofort eine Eingabe an das Oberamt in Heidelberg mit der Bitte, das Rathaus an den Prinzen für 600 Gulden verkaufen zu dürfen. Begründet wurde das Gesuch u. a. damit: „Um der Hauptstraß ein gutes Aussehen zu geben und seiner Hochfürstlichen Durchlaucht eine bequemere Einfahrt zu verschaffen“. Man war wohl des Glaubens, daß Karl August das „uralte Gebäude“, wie es in Urkunden bezeichnet wird, abreißen lassen würde. Doch dem war nicht so. Als am 27. August 1774 die Genehmigung zum Verkauf einging, ließ der Prinz das Gebäude stehen und verwendete es zum Ärger der Rohrbacher als Pferdestall, nachdem er vorher gnädigst genehmigte, daß Uhr und Glocke auf dem Gebäude verbleiben dürfen. Es dauerte dann 37 Jahre bis zum Neubau des Rohrbacher Rathauses, das sich auf neuem Gelände, noch heute in der Form darstellt, wie man es 1811/13 errichtet hat (s. Bad. Heimat 49, 1969).

Die Verärgerung der Rohrbacher über den Rathaushandel wurde jedoch durch die Einrichtung einer kleinen Garnison, bestehend aus sechs Dragonern und einem Wachtmei-



ster sehr gemildert. Man war stolz „Residenzluft“ atmen zu dürfen.

Um nun seinen Gästen die rustikale Umgebung etwas vergessen zu lassen, ließ Karl August 1774 durch den bekannten in pfälzischen Diensten stehenden Gartenbauarchitekten Friedrich Ludwig Sckell einen Park mit Teich anlegen, der seinesgleichen suchte. Sckell, der im Schwetzingener Schloßgarten wirkte und später den berühmten „Englischen Garten“ in München schuf, und – gedelt zum bayrischen Staatsgärten-Intendanten avancierte, ließ das Landhausidyll Karl Augusts verblassen und schaffte die gemäße Umgebung für das Rohrbacher Schloßchen des Herzogs Karl August von

Zweibrücken. Jawohl, Herzog; denn 1775 verstarb Herzog Christian IV. von Zweibrücken und Karl August trat seine Nachfolge an, um sich sogleich in die Regierungsgeschäfte zu stürzen.

Im Rohrbacher Schloßchen wurde es dadurch sehr ruhig und nur ab und an kam der Herzog noch zur Jagd. Jagd und Wälder ließ er jedoch durch die von ihm eingesetzte Oggersheimer Försterfamilie Stauch beaufsichtigen, die bis zum Jahre 1806 hier tätig war. Nachdem 1777 die bayerische Kurfürstenlinie ausstirbt und Carl Theodor von der Pfalz dieses Erbe zusätzlich übernimmt, wurde auch für Karl August, als künftiger Erbe Carl Theodors ein neuer Wirkungskreis ge-

schaffen. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln versucht er sein künftiges Erbe zusammenzuhalten, vor allem, wenn Carl Theodor seine Interessen nicht standhaft genug verfocht. Doch noch eine andere Leidenschaft hatte Karl August ergriffen, die er wie andere Wittelsbacher bis zum Ruin seines regierten Landes betrieb: die Freude am Bauen, sowie Kunst- und Sammelleidenschaft. Ab 1777 läßt er sich bei Homburg einen prunkvollen Fürstensitz, den sog. „Karlsberg“ bauen, wozu er 14 Millionen Gulden aus seinen Untertanen herauspreßte. Doch Karl August sollte keine große Freude an seinem Werk haben. Im Feuerschein der Französischen Revolution ging die gesamte wunderschöne Schloßanlage im Jahre 1793 unter.

Der Herzog flüchtete nach Mannheim, wo er am 1. April am Schlagfluß verstarb. Sein Erbe wurde sein jüngerer Bruder Max Joseph — ein Herzog ohne Land, denn die Franzosen hatten inzwischen die linksrheinischen Gebiete fest in ihre Hand gebracht. So blieb dem neuen Herzog letztlich nichts anderes übrig, als sich in sein letztes ihm verbliebenes Refugium zurückzuziehen — dem Rohrbacher Schloßchen, wo er am 4. Dezember 1795 mit seiner Familie Einzug hielt. Von diesem stillen ländlichen Winkel aus konnte er mit einiger Ruhe die Entwicklung der Dinge abwarten und seine persönlichen Chancen abwägen. Was ist nun zur Person Max Josephs zu sagen? Er wurde, wie bereits erwähnt, als der

Teilansicht des von Friedrich Ludwig Skell angelegten Parks (1774)





jüngere Bruder Karl Augusts, am 27. Mai 1756 im Schloß zu Schwetzingen geboren. Mit 21 Jahren — 1777 — war er bereits Oberst im französischen Regiment Royal-Alsace in Landau, später in Straßburg. Im Gegensatz zu Karl August war er durch sein offenes, leutseliges Wesen überall sehr beliebt. Am 30. September 1785 vermählte er sich mit der 20jährigen Auguste Wilhelmine Maria, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt. Vier glückliche Jahre verlebte das Ehepaar in Straßburg, im sog. Zweibrücker Hof am Kleberplatz, wo auch am 25. August 1786 der erste Sohn, Ludwig, der spätere bayerische König Ludwig I., geboren wurde, dem 1788 eine Tochter folgte. 1789 durch die Französische Revolution aus

Straßburg vertrieben, flüchtete das Ehepaar nach Mannheim, wo bis 1795 noch drei weitere Kinder geboren wurden, das letzte am 7. Juli 1795, fünf Monate vor der Übersiedlung nach Rohrbach.

Die Wohnsitznahme der Herzogfamilie im Schloßchen bedeutete für Rohrbach, daß es zur offiziellen Residenz erhoben wurde. Obwohl Max Joseph außerhalb seines eigenen Landes Hof halten mußte, was in einer sparsameren als der gewohnten Lebenshaltung Ausdruck fand, wurde das Schloßchen Tummelplatz illustrier Gäste, Freunden und Beratern der fürstlichen Familie. Während das Schloßchen seine Blütezeit erlebte, genoß das dörfliche Rohrbach das Flair des großen gesellschaftlichen Lebens, das man bisher nur



vom Hörensagen kannte, und man war dankbar für jede klingende Münze, die dabei für die Bürger abfiel.

Durch die schriftlich festgehaltenen Lebenserinnerungen des bekannten Malers und Schriftstellers Johann Christian von Mannlich, finden wir eine ziemlich genaue Beschreibung über die damalige Hofhaltung im Schloßchen, die Mannlich selbst miterleben konnte. Er wurde in einem vierspännigen Wagen von Mannheim abgeholt und an der Hoftafel vom Herzog Max Joseph begrüßt, der ihn der Herzogin sowie deren anwesenden älteren Schwester, Prinzessin Amalie von Baden, vorstellte. Anwesend waren ferner Freiherr Wolfgang von Dalberg und dessen Sohn Emmerich. v. Dalberg war badischer

Staatsminister und Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, das während seiner Amtsführung eine hohe Blüte erreichte, so u. a. die erste Aufführung von Schillers „Räuber“, und berühmte Schauspieler wie Iffland, Beil, Beck u. a. in seinem Ensemble hatte.

Weitere Tafelmitglieder waren die beiden Fürsten von Liechtenstein, ihres Zeichens k. und k. Feldmarschälle, sowie der spätere bayerische Minister und enge Vertraute des Herzogs, Graf Montgelas. Nach einem reichhaltigen Diner wurde Mannlich von Max Joseph zu einem Spaziergang durch den „schönen Garten“, wie er schreibt, mitgenommen. Den Eindruck, den er dabei gewann, lassen wir Mannlich mit seinen eigenen Worten sagen: „...Der Anblick auf die

prächtige Kette der Vogesen, die sogenannte Bergstraße, und auf eine durch Wälder und Dörfer belebte Ebene, die sich vor unseren Augen bis ins Endlose erstreckte, entzückte mich, ja es kam mir fast vor, als ob ich nie ein lieblicheres Bild geschaut hätte ...“

Auf einer Bank sitzend führten beide noch ein langes Gespräch über Zweibrücken und die derzeit herrschenden politischen Verhältnisse. Doch lassen wir Mannlich selbst noch einmal zu Wort kommen: „...Die acht Tage meines Aufenthalts in Rohrbach verliefen aufs angenehmste. Der Zwang, der am Hofe Karl Augusts geherrscht hatte, ließ mich als Schüler an jenem seines Nachfolgers erscheinen, von dem jede Etikette verbannt war, wo Freiheit herrschte und ehrfurchtsvolle Liebe, die ein jeder freiwillig dem liebenswürdigen Herrscher zollte und die ihn, in den durch dessen Würde gezogenen Grenzen hielten ...“ Nun, glänzender kann eine Charakterbeschreibung nicht ausfallen.

Zur gewöhnlichen Umgebung der herzoglichen Familie gehörten noch zwei Hofdamen der Herzogin, sowie die in Diensten des Herzogs stehenden Kavaliere von Gohr, Keßling, Pantz und Rumling. Zu diesem Kreis gesellten sich noch die Erzieher und Erzieherinnen der vier Kinder — ein Mädchen war mit 3½ Jahren gestorben. Hier vor allem die Hofrätin Luise Weyland, der ihr Zögling Ludwig, als bayerischer König, im Jahre 1837 die bezeichnenden Verse auf ihr Grabmal im Mannheimer Friedhof setzte:

Weyland, wirst mir nie weiland,
Gegenwart bleibst du mir immer!
So die Liebe zu dir,
so auch die Trauer um dich.

Ferner sind als Lehrer und Erzieher zu erwähnen Ludwig Rheinwald, und speziell für Ludwig der gelehrte Theologe Joseph Anton Sambuga aus dem nahen Walldorf. In Erinnerung an diese Zeit stellte der spätere König Ludwig eindeutig fest: „Es war kein Spaß, ich wurde wirklich hart gehalten.“

Doch noch ein Gast ist unbedingt zu erwähnen, der zwar an der Hof Tafel nichts zu suchen hatte, aber im Arbeitszimmer des Herzogs wohl des öfteren empfangen wurde. Es war der in Leimen wohnhafte Geldgeber des verschuldeten Max Joseph, der Jude Aron Elias Seligman. Seligman folgte später Max Joseph nach München, wurde dort Hofbankier und geadelt und nannte sich Baron von Eichthal.

Doch mitten in das friedliche Rohrbacher Hofleben fiel jäh ein tiefer Schatten. Am 30. März 1796 verstarb plötzlich die Herzogin im Alter von nur 31 Jahren. Max Joseph ließ die Leiche seiner Frau im feierlichen Trauerzug vom Schloßchen nach Heidelberg und von dort weiter die Bergstraße entlang bis nach Darmstadt bringen, wo die Tote in der heimatlichen Schloßkirche die letzte Ruhe fand. Fast gleichzeitig mit diesem Schicksalsschlag traf den Herzog weitere Unbill. Er mußte Ende 1796 mit seinen Kindern vor den anrückenden Truppen des Marschalls Moreau Rohrbach kurzfristig verlassen und fand Zuflucht in Ansbach, wo er mit der ebenfalls geflüchteten badischen Fürstenfamilie zusammentraf.

Hier wurden nun wahrscheinlich auch die Fäden zu seiner zweiten Heirat geknüpft. Die Wahl des 41jährigen Witwers fiel auf die 21jährige Prinzessin Karoline Friederike Wilhelmine, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden-Hochberg und dessen Frau Amalie von Hessen-Darmstadt. Amalie als frühere Schwägerin Max Josephs wurde jetzt seine Schwiegermutter.

Die Vermählung fand in aller Stille am 9. März 1797 in Karlsruhe statt. Max Joseph führte dann seine zweite Gemahlin am 15. März 1797 im Rohrbacher Schloßchen ein, wo ihr zu Ehren ein großer Hofball veranstaltet wurde. Noch zwei Jahre hält die herzogliche Familie Hof in Rohrbach, bis der Tod des Kurfürsten Carl Theodors, und die neue politische Konstellation Max Joseph veranlaßten, 1799 Rohrbach zu verlassen und

Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken,
später bayer. König



PFALZGRAF MAX JOSEPH ALS OBERST
des französischen Regiments „Royal Alsace“ in Straßburg

nach München überzusiedeln, um dort
zuerst die Kurwürde, später die bayerische
Königskrone zu übernehmen.

Ludwig I., der seinem Vater als bayerischer
König nachfolgte, hat in einem kleinen Ge-
dicht alle seine Erinnerungen zusammenge-
faßt:

„Dich vergesse ich nicht, die du Aufenthalt
warst meiner Kindheit

Pfalz, und auch Pfälzer, euch nie, liebe auch,
die ihr mich liebt.

Stiller Wehmut umschweben mich jetzo die
Träume von meinem

Frühesten Leben, sie nur haben alleine mir
Wert.

Wiederum seh' ich mich in Schwetzingens
Garten mit meiner Mutter,

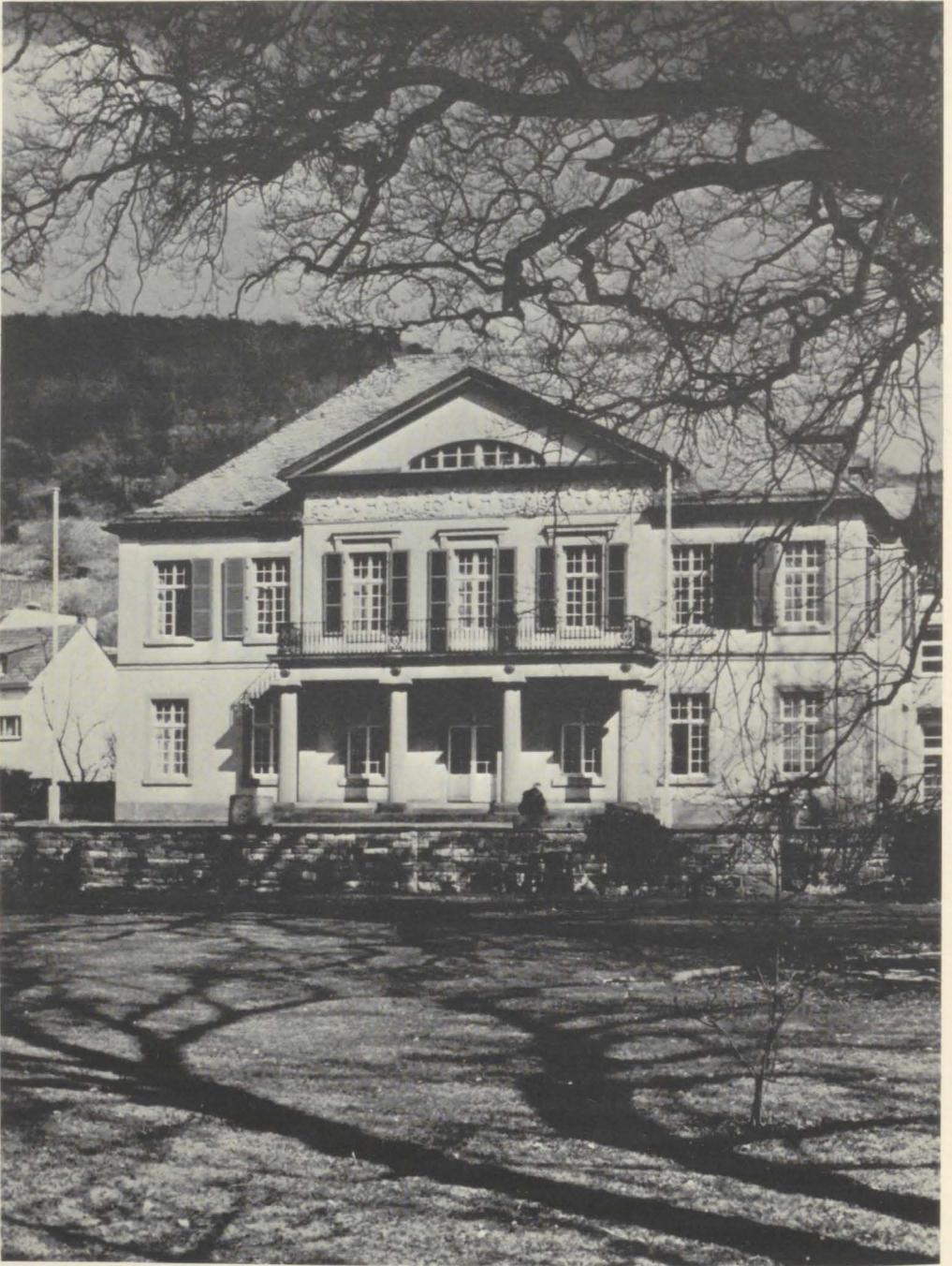
Der besten die's gab, die unvergeßlich mir
ist.

Friedlich liegst du in heiterer Ruhe, mein
ländliches Rohrbach

An dem Fuße des Berges, unfern Heidelbergs
Schloß,

Meiner Vorfahren Sitz!“

Es war still geworden im Rohrbacher
Schlößchen und auch im Dorf. Wo elegante
Kaleschen und Reiter über die heutige Rat-
hausstraße trabten, zuckelten jetzt nur noch
knarrende Bauernfuhrwerke. Doch unbe-
merkt von der Öffentlichkeit war der Name
Rohrbach weiterhin Gesprächsthema, zu-
mindest im Kreise der Hofbeamten. Grund
waren die völlig zerrütteten Finanzverhält-
nisse des Kurfürsten Max Joseph in Mün-



Das Rohrbacher Schloßchen heute

chen, der nun versuchte, seine Besitzungen in Mannheim und Heidelberg günstig zu Geld zu machen. Eine sog. „Kurpfalz-bayerische zu Beendigung der zweibrückischen Angelegenheiten gnädigst angeordnete Special-Commission“ wurde eigens dafür ins Leben gerufen. Unter anderem erfolgte dabei am 24. Mai 1804 der Verkauf des Thann'schen Hofes für 8300 Gulden an den Berliner Handelsmann Jacob Friedrich Brämer, womit das Hofgut in bürgerliche Hände geriet. Die Original-Verkaufsurkunde ist im Rohrbacher Heimatmuseum ausgestellt.

Dieses Schicksal, in bürgerliche Hände zu geraten, blieb dem Schloßchen erspart. Max Joseph schenkte den gesamten Besitz am 8.1.1803 seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Amalie von Baden. In Rohrbach wurde nun wieder Hof gehalten, und die Rohrbacher waren von der Persönlichkeit der Markgräfin begeistert. Amalie lebte jedoch nur sporadisch in Rohrbach, ihr Hauptwohnsitz als Witwe blieb nach wie vor das Bruchsaler Schloß.

Die Markgräfin, deren Ehemann Karl Ludwig von Baden 1801 bei einer Schlittenfahrt tödlich verunglückte, war eine resolute Frau, die soweit es ihr möglich war, kräftig in der Politik mitmischte. Persönlich sehr gut bekannt mit dem großen Preußenkönig — dem alten Fritz — stieß sie mit ihrer Geradlinigkeit und Standhaftigkeit vielen Politikern der Napoleonischen Ära vor den Kopf, wodurch sie sogar bei Napoleon selbst einen nachhaltigen Eindruck hinterließ, was nicht viele für sich in Anspruch nehmen konnten. In Sachen Heiratspolitik entwickelte sie ungeahnte Fähigkeiten, was ihr den Beinamen „Schwiegermutter Europas“ einbrachte. Ob es zum Glück ihrer Kinder beigetragen hat, wollen wir dahingestellt sein lassen. So wurde ihre älteste Tochter, wie bekannt, Königin von Bayern. Ihre Tochter Luise wurde als Elisabeth Alexiewna die Frau Alexanders I. und somit Kaiserin von Rußland. Friederike war Königin von Schweden und Gemahlin von

Gustav IV.; Marie vermählte sich mit dem Herzog von Braunschweig, und Wilhelmine mit dem Großherzog Ludwig II. von Hessen-Darmstadt. Amaliens Sohn Karl, der spätere Großherzog von Baden, wurde schließlich verheiratet mit der Nichte Napoleons, Stefanie Beauharnais. Geburt und rätselhafter Tod des ersten Sohnes des letztgenannten Paares schufen die Grundlage zu der heute noch nicht geklärten Geschichte des berühmten Nürnberger Findelkinds Kaspar Hauser.

Doch zurück zum Rohrbacher Schloßchen. Anlässlich der Schenkung an die Markgräfin wurde am 27. April 1803 eine Art Inventur gemacht. Wenn ich mir erlaube, darüber etwas ausführlicher zu berichten, so nur deshalb, weil man hierbei wirkliche Studien über die Wohnkultur vor 180 Jahren machen kann. Soweit verständlich, möchte ich mich dabei der Worte des Protokolls bedienen.

„Das Schloß ist 3 Stock hoch. Zu ebener Erde befinden sich: Unterer Speißesaal, Kleiner Compagnie Saal Rechter Hand, Schlafzimmer, Cabinet, Kleines Compagnie Zimmer Linker Hand, Schlafzimmer, Kammerjungferzimmer, zusammen sieben Räume.

Im ersten Stock liegen: Vorzimmer, Entresole, Spülküche unter der Treppe, Vorgang vor dem Compagnie Saal, Compagnie Saal, Compagniezimmer Rechter Hand, Schlafzimmer, Cabinet, Kleines Compagnie-Zimmer Linker Hand, Schlafzimmer, Cabinet, Garderobe, Kammerjungferzimmer, Entresole.

Der zweite Stock beherbergt in fünf zum Teil kleinen Räumen ein weiteres Kammerjungfer- und die Hofdamenzimmer.

Doch nun zum Inventar. Der Speißesaal, welcher von Stuckatur-Arbeit ist, ist ausgestattet mit: 2 Marmorne Kamine, 1 großer tannener Weißtisch, 1 Kaminschirm mit Papier überzogen, 1 Paar Feuerhunde mit Bronze vergolgt, samt Schipp und Kluft nebst Kaminbesen, 8 Consols Tische von Gips mit 8 römischen Köpfen, 2 halbrunde

Commode von Mahagoniholz mit Marmorplatten, 4 Stühle mit rotem Baumwollsammet überzogen, 10 Stühle von gebeizt Holz, die Sitze mit rothem Saffian überzogen, 2 Tannene Tische mit grünem Wachstuch überzogen, 2 Spiegel mit vergoldten Rahmen, 1 Kronleuchter, 6 weiße Vorhänge mit Trapezrie.

Die Schlafzimmer beinhalten: 1 Ofen mit Rohr, 1 zitartige Papier Tapet, 1 garnierte Bettlade mit grünem Damast überzogen, 4 grüne mit Damast überzogene Stühle, 1 Nußbaumener Toilette Tisch mit Spiegel, 1 mit fremd Holz eingelegter Tisch mit 2 Schubladen, 1 Strohsack, 2 Matrazen, 1 Federbett, 2 Rouleaux, 1 Kopfkissen, 1 grüne gesteppte taftene Decke, 1 grün Damastener Bett-Überzug, 2 dito Bettvorhänge mit Kranz, 2 grüne taftene Fenster-Vorhäng, 1 Dintenfaß, 1 Lavoir mit Krug.

Die Garderobe ist ausgestattet mit: 1 eingelegter Nachttisch mit Marmorplatte, 1 Leibstuhl mit fayencenem Hafen, 1 Bidet samt Cuvette von dito Nachtgeschirr von feinem Porzellan. Die Kammerjungferzimmer sind ausgestattet mit: 1 Marmor Kamin, 1 Tannene Bettlade, 1 Strohsack, 1 Matratz, 1 Federbett, 1 Kopfkissen, 1 Zwerchkissen, 3 wollene Teppich, 1 kleiner Spiegel, 1 tannener Tisch, 4 grün taftene Vorhäng.“

Da die Hofdamenzimmer eine ähnliche Ausstattung haben, nur daß die Bettlade weiß gestrichen ist, können wir uns weitere Aufzählungen schenken.

Nun Vergleiche zu heute anzustellen, bleibt jedem selbst überlassen. Was die Markgräfin mit dem Inventar vornahm, ist nicht bekannt. Um jedoch der einfachen Fassade des Schloßchens ein vornehmeres oder auch zeitgemäßeres Aussehen zu geben, ließ sie bauliche Veränderungen vornehmen, in denen sich das Rohrbacher Schloßchen noch heute vorstellt.

Im klassizistischen Stil und unverkennbar unter der Leitung des Karlsruher Hofarchitekten Friedrich Weinbrenner wird eine von vier

dorischen Säulen getragene Vorhalle mit einem vom zweiten Stock her zugänglichen Balkon und eine Freitreppe nach dem Park zu vorgelegt. Gleichzeitig erhielt das alte Mittelstück des Hauses einen Giebel mit reichgeschmücktem Fries. Ferner wurden auch im Innern des Hauses Veränderungen vorgenommen, die das Gebäude wohnlicher machten.

Nachdem noch das alte, inzwischen als Pferdestall verwendete Rathaus in der heutigen Amalienstraße umgebaut und eine Stallung für 24 Pferde geschaffen wurde, war das Schloßchen gerüstet, seine Gäste zu empfangen. Und die Gäste kamen, Gäste, wie sie die Rohrbacher noch nicht gesehen hatten.

Der Stern Napoleons war seit dem Brand von Moskau am Erlöschen. In der Völkerschlacht von Leipzig unterlag er erneut der Allianz und mußte fliehen. Die vereinigten Armeen nahmen die Verfolgung auf. Unter ihnen Zar Alexander I. von Rußland, der seinen siegreichen Soldaten folgte; und was liegt näher, als daß er am 27. November und am 2. Dezember 1813 anläßlich seines kurzen Heidelberg-Aufenthalts seine Schwiegermutter im Rohrbacher Schloßchen besuchte. Die Markgräfin hatte in all den Jahren ihrer „Rohrbacher Zeit“ immer ein offenes Herz für die Rohrbacher Bevölkerung. Ein allerdings nicht belegter Ausspruch wird ihr zugeschrieben. Als man ihr einmal sagte, sie brauche doch nicht soviel für die Rohrbacher zu tun, soll sie geantwortet haben: „Ich brauche die Rohrbacher wohl nicht, aber die Rohrbacher brauchen mich!“

Nun, selbst in ihrem Testament machte sie noch eine Stiftung von 500 Gulden für die Rohrbacher Ortsarmen. Markgräfin Amalie verstarb am 21. Juli 1832.

Ihre Erben verkauften das Schloßchen am 30. August 1834 an Georg Browne Stulz, der mit der früheren Hofdame der Markgräfin Amalie, einer geb. Sohn aus Heiligenzell, verheiratet war. Woher kam nun der neue

Besitzer mit dem halb englisch klingenden Namen?

Georg Browne Stulz war der Adoptivsohn des ehem. Schneidermeisters Johann Georg Stulz aus dem badischen Kippenheim bei Lahr. Diesen Schneidermeister Stulz trieb es auf seiner traditionellen Walz in vielen Ländern Europas um, bis er in London landete und auf Grund seiner Fähigkeiten zum Hofschneider des englischen Königshauses avancierte. Hierbei verdiente er so gut, daß er sich bald zur Ruhe setzen konnte. Auf Grund aufsehenerregender Schenkungen in den Jahren 1828 bis 1832 — allein 200 000 Gulden wurden für den Bau der Waisenanstalt in Lichtenthal bei Baden-Baden verwendet — erhob ihn Großherzog Leopold in den badischen Adelsstand, und er durfte seinem Namen denjenigen des ausgestorbenen Geschlechts von Ortenberg bei Offenburg anhängen. Sein neuer Name war also Stulz von Ortenberg. Da er kinderlos war, adoptierte er zwei junge Leute, darunter Georg Browne Stulz, den neuen Besitzer des Rohrbacher Schloßchens, der anscheinend das Vermögen seines Adoptivvaters erbt. Durch die Fürsprache seines Schwagers — einem Freiherrn Röder von Diersburg — wurde Georg Browne Stulz am 28. Juli 1841 ebenfalls in den Adelsstand erhoben und durfte sich von da an Georg von Stulz nennen.

Der neue Besitzer zeichnete sich in Rohrbach durch viele Wohltaten aus. Er ließ das Dach der evangelischen Kirche auf seine Kosten mit Schiefer decken, unterstützte die Ortsarmen und sprang auch der Gemeindeverwaltung helfend bei. Leider verübte er, an einem Gehirnleiden erkrankt, 1841 Selbstmord.

Auch seine Frau unterstützte in der Folge Gemeinde und Einwohner durch Geldspenden immer wieder und wurde in Rohrbach sehr geachtet. Doch 1847 machte sie Furore, als sie den in ihren Diensten stehenden Ökonomie- und Garteninspektor Ulrich Schelkly, einen gebürtigen Schweizer, heiratete.

Dieser Schelkly soll — und das ist Überlieferung und nicht zu belegen — bei seiner Heirat den Ausspruch getan haben, vielleicht im Hinblick auf den Standesunterschied: „Wohlauf, es sei!“

Die Familie der Frau, die gegen die Verbindung war, versuchte alles um die Ehe zu annullieren; man stellte sogar den Antrag, die Frau für verrückt zu erklären, doch sie blieb bei ihrer Wahl, und beide führten eine harmonische Ehe. Der Gemeinde Rohrbach ließen beide viele Guttaten zukommen. Als Frau Schelkly 1850 starb, fiel das ganze Vermögen ihrem Ehemann zu, in dessen Familie es auch nach seinem Tod blieb.

1898 verkauften dann die Schelkly-Erben für 35 000 Mark das Schloßchen an den von Kommerzienrat Haas in Mannheim gegründeten „Verein für Genesungsfürsorge“. Als Schenkung erhielt es 1899 Großherzog Friedrich I. von Baden, der es als „Großherzog-Friedrich-Jubiläumsspende“ wieder an den Verein zurückgab. 1912 wurde das Schloßchen als Erholungsheim für badische Krankenkassenmitglieder verwendet und bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Jahre 1914 bis Kriegsende als Reservelazarett benutzt.

Im Herbst 1920 richtete der Verein ein Tuberkulose-Krankenhaus ein, zuerst nur für Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene, später dann für alle Kranken aus dem nordbadischen und pfälzischen Raum. Im Jahre 1928 erwarb die Landesversicherungsanstalt Baden Gebäude und Gelände und erstellte in den Jahren 1929 bis 1931 auf dem Parkgelände ein aus mehreren Gebäuden bestehendes modernes Tuberkulose-Krankenhaus, das 1936/37 und in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg baulich wesentlich erweitert, zu einer hochmodernen Schwerpunkt-klinik für Tuberkulose und Thoraxchirurgie ausgebaut wurde. Das eigentliche Schloßchen wurde bereits nach 1931 aus dem Klinikbetrieb herausgenommen und diente als Domizil für die ärztliche Leitung, Verwal-

tung und Schwesternunterkunft. Seit Auszug der Verwaltung in ein neues Gebäude im Jahre 1967 wird das Schloßchen nur noch zu Unterrichts-, Vortrags- und Repräsentationszwecken benutzt. Der Landesversicherungsanstalt Baden und der Verwaltungsleitung des Krankenhauses sei abschließend Dank gesagt für die behutsame Pflege und Erhaltung dieses Kleinods Rohrbacher Geschichte.

Quellen- und Literaturhinweise

Stadtarchiv Heidelberg. Gemeinde Rohrbach.
Adalbert Prinz von Bayern, Max I. Joseph von Bayern. 1957
Badische Biographien. 2, 1875

E. v. Becke-Klüchtner, Stammtafeln des Adels des Großherzogtums Baden. 1886
Albert Becker, Das Rohrbacher Schloßchen als Residenz, in: Heidelberger Fremdenblatt 1939
Karl Otto Frey, Die Inneneinrichtung des Rohrbacher Schlosses, in: In einem Kühlen Grunde 1951/52
10 Jahre Genesungsfürsorge in Baden. 1908
Karlsruher Zeitung 5.2.1833
Johann Keiper, Das Landhaus zu Rohrbach bei Heidelberg und sein einstiger Bewohner, in: Pfälzisches Museum 43, 1926
Karl Lohmeyer, Südwestdeutsche Gärten des Barock und der Romantik. 1937
Johann Christian von Mannlich, Ein deutscher Maler und Hofmann. 1910
Siebmacher, Großes und allgemeines Wappenbuch II, 6, 1878
Verein Genesungsfürsorge. 1898

Fotos: Bildarchiv des Heimatmuseums Rohrbach

Wandel

*Wie ein welkes Blatt vom Baum
fall'n wir eines Tags zur Erde,
endet unser Lebenstraum,
wandelt uns das Stirb und Werde.*

Helmut Steinbach

Heidelberg vor der Reichsgründung 1871. Der Freundeskreis Wilhelm Wundts

G. A. Ungerer, Heidelberg

Die zu ihrer Zeit vielgelesenen Erinnerungen des Philosophen und Psychologen Wilhelm Wundt (geb. 1832 in Neckarau bei Mannheim, gest. 1920 in Grossbothen bei Leipzig) bieten uns ein farbenreiches Bild des Heidelberger Lebens der Jahre 1848 bis 1874¹⁾. Bei genauerer Analyse der geschilderten Ereignisse erkennt man freilich, daß der Autor Wundt eine Auswahl getroffen hatte, die vor dem Hintergrund der jetzt zugänglichen Quellen betrachtet, vieles unbeachtet ließ, manches „unterdrückte“. Ein Grund hierfür — neben anderen — könnte sein, daß Wundt seine Autobiographie nicht als „Konfession“ vielmehr als ein geschichtliches Panorama begriffen hat. Er schrieb im Vorwort seiner Erinnerungen:

„Ein solches Leben zu schildern erweckt aber nur insofern ein allgemeines Interesse, als der Geist der Zeit irgendwie in dasselbe eingegriffen hat, und auf diese Eigenschaft kann der Verlauf meines Lebens wohl Anspruch machen, wenn ich aus demselben die Vorgänge, die ich erlebt habe, und die Ereignisse, in die es mir einzugreifen vergönnt war, in Betracht ziehe.“

Wundt wird in diesem Jahr mannigfach geehrt als „Vater“ der modernen Psychologie. Er gründete vor hundert Jahren in Leipzig das erste Institut für experimentelle Psychologie der Welt. Schon zu Lebzeiten wurde er zu einem zweiten Leibniz oder Aristoteles stilisiert. Heute sehen die Historiker ihn allerdings mit weniger Heldenverehrung²⁾. Bei den Festakten, die zum Ritus solcher Jubiläen gehören, wird oft vergessen, daß der Geehrte seine wissenschaftliche und persönliche Entwicklung zu wesentlichen Teilen den

Freunden, Bekannten, den „dienstbaren Geistern“ (und auch seinen Feinden) verdankt hat. Dies ist das Thema des folgenden Beitrags, der ein Jahrzehnt versucht darzustellen, in dem Heidelberg ein Zentrum der politischen und kulturellen Avantgarde im deutschen Sprachraum bildete. Baden war in der Zeit von 1860 bis 1870 bestimmt kein Märchenstaat, wie Golo Mann sich ausdrückt³⁾. Wenn von den Freunden und Bekannten Wundts gehandelt wird, ist eine kurze Vorbemerkung nötig: In seinen Erinnerungen erwähnt er sehr enge Beziehungen zu seinem Hauslehrer und zu Jugendfreunden. Die seelische Zuwendung in solchen intensiven Bindungen hat ihn Zeit seines Lebens „verfolgt“. (Aus dem Briefwechsel kann man entnehmen, daß er abtrünnige Freunde mit einer merkwürdigen Mischung aus Patriarchalität und Unterwürfigkeit behandelt hat.) Wir setzen mit der Beschreibung Heidelbergs zu Beginn der sechziger Jahre ein, ohne die persönliche Vorgeschichte Wundts darzustellen⁴⁾.

Das Erbe der Romantik und die exakte Forschung

Der Wahlspruch der Romantiker: *ad fontes*, zu den Quellen, übertrug sich auch auf die Wissenschaften. Ihr Janusgesicht blickte einmal nach den historischen Ursprüngen von Kultur und Natur zurück, nach der anderen Seite auf die Erforschung der vorhandenen Welt. Das erste Bestreben entwickelte die Geschichtswissenschaften, Philologie und Völkerkunde eingeschlossen, das zweite die exakten Methoden der Physik, Chemie und



Wilhelm Wundt (1832—1920), Marmorbüste von Max Klinger 1908

Foto: J. Klinger

der Medizin, darin vor allem der Physiologie. Wundt und Creuzer trennte ein Menschenalter, trotzdem war der Geist der Romantik in Heidelberg noch um die Mitte des Jahrhunderts virulent, und ohne ihn sind viele Werke jener Jahre unverständlich. Auch die frühen Arbeiten von Bunsen und Helmholtz z.B. bedurften einer naturphilosophischen Begründung, die uns heute spekulativ erscheint. Erst Helmholtz' Untersuchungen über die Physiologie des Gehörs versuchte ohne solche Überlegungen auszukommen⁵). Die empirische Forschung löste sich mehr und mehr von der Notwendigkeit, den Sinn und die Einbettung in den Kanon der Wissenschaften der Forschung voranzustellen. In Wundts Arbeiten — und jenen aus seinem Bekannten- und Freundeskreis — sind solche

spätromantischen Tendenzen deutlich zu erkennen. Sein politischer und persönlicher Freund, der Mathematikhistoriker Moritz Cantor (1829—1920), versuchte 1863 in einer Gesamtschau den Zusammenhang des mathematischen Erbes aller Völker zu beweisen. Im gleichen Jahr erschien Wundts Buch „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele“, in dem er eine umfassende Begründung der Psychologie entwarf. Ein dritter Freund im Kreise Wundts, Julius Braun (1825—1869), knüpfte direkt an die romantische Heidelberger Schule von Wilhelm Creuzer an. Braun war ein weitgereister Kunsthistoriker, ideenreich in seinem Fach, führte als erster die bildliche Darstellung in den Vorlesungsunterricht ein und arbeitete rastlos an einer Kunstgeschichte, die den Ursprung aller Kultur in Ägypten suchte. 1864/65 veröffentlichte er die „Naturgeschichte der Sage. Rückführung aller religiöser Ideen, Sagen, Systeme auf ihren gemeinsamen Stammbaum und ihre letzten Wurzeln.“ Schon im Titel ist das globale anthropologische Motiv seiner Forschung zu erkennen, wie in den beiden Werken von Cantor und Wundt.

Der Kreis junger Gelehrter

Störig hat darauf hingewiesen⁶), daß die Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre rasche Evolution selbst zum Forschungsthema machen: der Frage nach der Evolution nämlich. Gerade Wundt hat — von Darwin beeinflusst — diesen Aspekt für die Psychologie zur Maxime erhoben. Erkenntnisse können allerdings nach Wundts Auffassung nur induktiv, auf dem Wege gesicherter Erfahrung, gewonnen werden; was davon abweicht, ist Spekulation. Dies Denken war Allgemeingut der jungen Gelehrten Heidelbergs.

Wundt war nach seiner Promotion und darauffolgenden Weiterbildung von 1858 bis 1863 Assistent bei Herrmann Helmholtz

(1821—1894). Das Verhältnis beider war freundschaftlich. Ein Jahr nach seinem Weggang von Heidelberg schreibt Helmholtz an den bekannten Physiologen Adolf Fick (1829—1901⁷):

„Sie fragen mich um meine Meinung über die Berufung von Prof. Wundt zu einer Professur der Philosophie. Ich würde dieselbe für einen sehr glücklichen Griff halten. Ich glaube, daß der Philosophie nur wieder aufzuhelfen ist, wenn sie sich mit Ernst und Eifer der Untersuchung der Erkenntnisprozesse und der wissenschaftlichen Methoden zuwendet. . . Metaphysische Hypothesen auszubauen, ist eitel Spiegelfechtere.“

1874 erhielt denn auch Wundt, wahrscheinlich durch die Vermittlung von Friedrich Albert Lange, den Lehrstuhl für induktive Philosophie in Zürich.

Wir sind der Zeit etwas vorausgeeilt und kehren in das Heidelberg der späten fünfziger Jahre zurück. Die Amnestie für Verurteilte aus den Revolutionsjahren 1848/49 und das nationale und liberale Fest zum hundertsten Geburtstag Schillers 1859 und schließlich die versöhnliche Thronrede des Großherzogs ein Jahr später brachten auch für das gesellschaftliche Leben Heidelbergs ein sichtbares Aufatmen nach den Jahren der Reaktion. Unvergessen blieb den jungen Gelehrten allerdings das Schicksal Kuno Fischers, Moleschotts und Gervinus' in Heidelberg. Für diese Wissenschaftler war es natürlich, dem Beispiel anderer Kreise zu folgen, sich ein Forum zu schaffen, das den regelmäßigen Austausch ihres Fachwissens garantierte, unbehelligt von akademischer Aufsicht.

Der „Naturhistorisch-Medizinische Verein“ beherbergte dabei die „crème“ der Wissenschaft (Bunsen, Kirchhoff, Helmholtz, Friedreich, Erb). Auch Wundt trug hier einer kritischen Runde seine neuesten Forschungsergebnisse vor. Die Vorträge waren beinahe alle publikationsreif ausgearbeitet. Die Lebendigkeit dieser Veranstaltungen stand da-

bei in krassem Gegensatz zu den oft langweiligen konventionellen Einladungen der Ordinarien, während derer klassische Dramen gelesen wurden, und die Rollen nach der Würde und dem Ordensreichtum der Geladenen verteilt wurden.

Zwangloser noch verliefen die Zusammenkünfte des „Historisch-Philosophischen Vereins“. Die Gründungsversammlung 1863 war von seinem Freund, dem Theologen Adolf Hausrath (1837—1909) und Wundt selbst arrangiert worden. Hausrath hatte sich gerade einen Namen gemacht mit seiner „Neutestamentlichen Zeitgeschichte“. Auch er war, wie Wundt, ein linker „Freissinniger“, in dessen Haus die Keimzelle der Nationalliberalen beheimatet war. Er wurde 1864 in den neuen unorthodoxen Kirchenrat berufen. Im Folgenden wird er uns noch öfter begegnen. Der Versammlungsort beider Vereine war das Haus der Museumsgesellschaft, das später dem Schurmann-Bau der Neuen Universität weichen mußte. Das Motto des Vereins

Helmholtz, aus der Serie ‚Gelehrtenköpfe‘ an der Heidelberger Stadthalle, von Comel 1902/1903 geschaffen

Foto: I. Klinger





Adolf Hausrath (1837–1909), Theologe

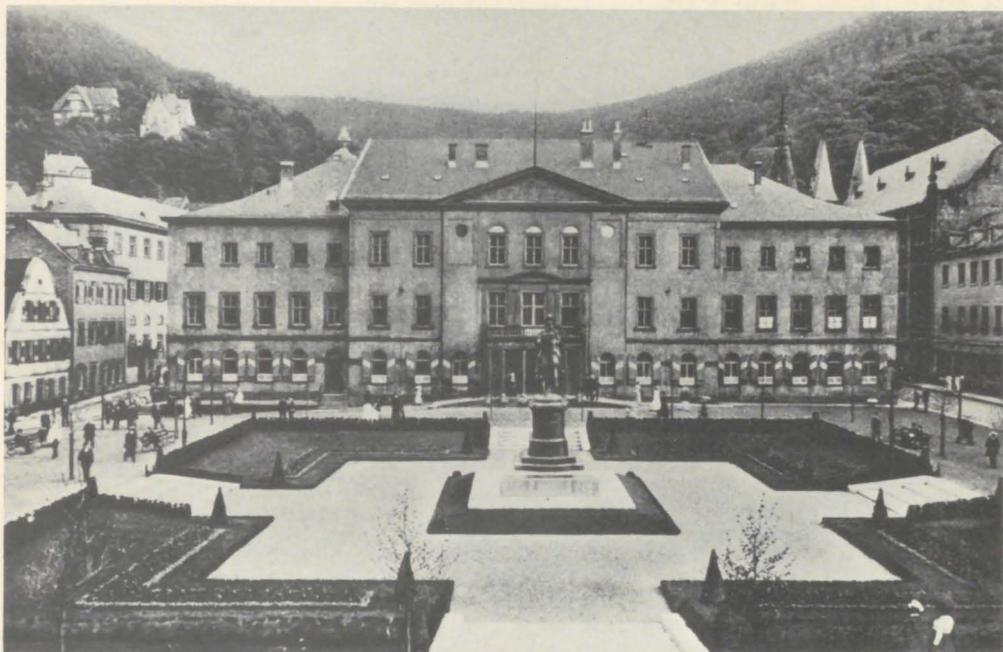
Foto: Th. Schibalski

ist der Aufruf zur Kritik jeder dogmatischen Gesinnung gewesen. Zur Gründung des Vereins erschienen außerdem der Historiker Wilhelm Wattenbach (1819–1897), der später durch die Bearbeitung der *Monumenta Germaniae Historica* berühmt wurde. Hinzu kam der enge Freund Hausraths und Wundts aus Schultagen Julius-Heinrich Holtzmann (1832–1910), mit dem Wundt noch lange Jahre korrespondierte. Er war von Ausbildung Theologe, unorthodox wie Hausrath, politisch ebenso aktiv wie Wundt. Zeitweise arbeitete er mit Josias Bunsen an dessen Bibelwerk. Seine Frau war die Tochter des Historikers Georg Weber (1808–1888), mit dem Wundt häufig in den Ferien zusammentraf, und an dessen „Allgemeiner Weltgeschichte“ Henriette Feuerbach mitarbeitete. Auch Moritz Cantor war anwesend. Der Gründungsversammlung wurde Glanz verliehen durch die Anwesenheit des Staatsrecht-

lers und Politikers Johann Caspar Bluntschli (1808–1881), ohne dessen Wissen und gegen dessen Willen im damaligen Heidelberg nur selten sich etwas bewegte. Hofmann nannte 1936, in einer Niederschrift über die Geschichte des Vereins, vier positive Kriterien: 1. Er war unpolitisch, und deshalb dem Parteigezänk entzogen. 2. Die Zusammenkünfte waren wissenschaftlich motiviert, d. h. exklusiv. 3. Der Verein war in den verhandelten Themen kritisch im Sinne einer grundsätzlichen Diskussion der wissenschaftlichen Methoden und Forschungsergebnisse, und schließlich 4. der Verein wurde sehr à la longue geleitet, er besaß eigentlich keinen Vorsitzenden⁸⁾. Den Kern bildeten jene Privatdozenten und außerordentlichen Professoren, die so beschrieben werden können: Die Ausbildungszeit während der Reaktion hatte sie gelehrt, auf jede kirchliche, staatliche und akademische Bevormundung empfindlich zu reagieren. In ihrem methodischen Denken nahmen sie für sich in Anspruch, jede Spekulation zu verdammen, ohne freilich zu ahnen, wie nahe sie im Denken der verachteten „Hegel-Zeit“ standen. Und letztlich: beinahe alle jungen Gelehrten befanden sich in miserabler finanzieller Situation. Derartig in ihrem Verhalten geprägt, taugten sie für die Zwecke der Liberalen, die den sogenannten Kleinen Kulturkampf in Baden erneut entfacht hatten⁹⁾.

Realer Fortschritt und Liberalismus

„Freiheit für Alle!“, das war der Ruf der Freisinnigen in Baden nach der innenpolitischen Öffnung 1859/60¹⁰⁾. In dieser Bewegung spielte Eduard Pickford (1823–1866) eine bedeutende Rolle. Moritz Cantor schrieb später in dessen Nekrolog, daß Pickford auf dem Totenbett ausgerufen habe: „Frei Regieren!“, was eher als Bestätigung denn als politischer Wunsch zu interpretieren ist. Wesentlichen Anteil hatte er an dem Gesetz zur Gewerbefreiheit 1861, das viele so-



Der Museumsbau, das Gesellschaftszentrum der bürgerlichen Kreise Heidelbergs

Foto: mit freundl. Gen.: Stadtarchiv Heidelberg

ziale Veränderungen in Baden in Gang setzte. Ihm waren Handelsfreiheit und Handlungsfreiheit noch identische Begriffe. In Heidelberg gründete er getreu seiner Ethik und politischen Richtung den Gewerbeverein, den Arbeiterbildungsverein und den Nationalverein. In den engeren Freundeskreis Wundts trat er wahrscheinlich dadurch, daß er John Stuart Mills „On Liberty“ 1860 in deutscher Sprache herausgab. Dieses Buch wurde ein Bestseller in jener Zeit. Überdies erhielt Wundt 1866 das Abgeordnetenmandat Pickfords, überraschend und sicher nicht ohne Bluntschlis Hilfe. Wundt verfolgte Pickfords Lebensgang sehr genau — noch mit über achtzig Jahren erinnerte er sich in seiner Autobiographie der aufopfernden Pflege Henriette Feuerbachs für den todkranken Pickford. Einige Theaterrezensionen lieferte Wundt für die 1860 von Pickford gegründete „Volkszeitung für Süddeutsch-

land“. Später verband beide die organisatorische Lösung der Arbeiterbildungsfrage und der Berufsschulfrage. Lassalle war Mitschüler Pickfords in Leipzig gewesen und eine kurze Zeitspanne tauschten sie ihre gegensätzlichen Ideen aus, wie z. B. auf dem Arbeitertag in Frankfurt/Main 1863. Wundt war, nach dem Weggang Pickfords, ab November 1863 — wahrscheinlich bis 1868 — Vorsitzender des Heidelberger Arbeiterbildungsvereins und reiste mit Wattenbach und Cantor in Baden, um mittels Vorträgen Geld für ein Arbeiterhaus zu sammeln. Die abendliche „Volkshochschule“, die Wundt mit seinen Kollegen zusammen für die Fortbildung der Arbeiterhandwerker in Heidelberg einrichtete, zeitigte aber bald viele Schwierigkeiten, liberale Maximen in die Tat umzusetzen. Sowohl die Arbeiterbildung selbst als auch die soziale und finanzielle Stellung der wandernden Arbeiterhandwerker, und deren allge-



Eingangshalle des Museumsbaus, Tagungsort wissenschaftlicher und geselliger Vereine im 19. Jahrh.
Foto: mit freundl. Gen.: Stadtarchiv Heidelberg

meiner Wunsch nach direktem Wahlrecht, stießen sehr bald auf realpolitische Widerstände, an denen letztlich auch Wundts politische Karriere scheiterte¹¹).

Heidelberg änderte sein Gesicht in jenen Jahren, freilich in zwiespältiger Weise. Im Vergleich zur Nachbarstadt Mannheim stellten die wenigen prosperierenden Betriebe Heidelbergs um 1865 keine Konkurrenz dar, obwohl längere Zeit zuvor das „Rennen“ unentschieden geblieben war. Zusätzlich ging nach dem Neubau der Rheintalbahnlinie über Schwetzingen der weitere industrielle Aufschwung an Heidelberg vorüber. In Heidelberg entwickelte sich als Äquivalent das „Bäderleben“, aber weniger glanzvoll als in Baden-Baden. Es entstanden die Privatpraxen berühmter Professoren der Medizin, deren Reichtum noch heute sich ablesen läßt, z. B. an den Villen von Prof. Friedreich (jetzt Amerika-Haus) und Prof. Erb (Neptungarten, heute Konrad-Adenauer-Platz). Heidelberg wurde in jenen Jahren Ferien- und Badeort. Trotzdem genoß die Stadt auch den kleinen gewerblichen Fortschritt. Täglich eröffneten Apotheker, Drogisten, Marchands, Tailleurs, Zigarrenfabrikanten, kleinere Manufakturen ihren Betrieb, das Handwerk blühte. Der Lärm auf der westlichen Hauptstraße wurde selbst dem tauben Treitschke Anlaß, zu den „Überflüssigen“ jenseits des Neckars zu ziehen, wie er und Hausrath im Bekanntenkreis wegen ihrer Wohnlage gern genannt wurden. Die Alte Brücke war nicht mehr, wie seit Jahrhunderten, der Hauptzugang zur Stadt. Seit dem Bau des Bahnhofs strömte der Verkehr durch die Hauptstraße vom Darmstädter Hof bis zum Karlstor.

Das bürgerliche Leben war dennoch — ausgenommen vielleicht das der prominenten Professoren — sehr bescheiden. Rosalie Artaria-Braun, die Frau des Kunsthistorikers (s. o.), schreibt über ihren jungen Hausstand¹²:

„Die niederen Zimmer erhielten wohl durch meine schönen neuen Möbel und den guten

Flügel ein ganz stattliches Aussehen. Aber das Übrige! Eine Küche unterm Dach, ein Herd mit offenem Feuer, ohne Backofen, nur mit etlichen Dreifußen zum Aufstellen der Töpfe, eine „Speisekammer“ unter Latten nebenan, in der im eisigen Jahr 1861 sogar die Milch gefror, kein Abschluß gegen die Treppe, also eine Kälte im Flur, die man heute für unerträglich erklären würde.“

Ebenso unpräntiös lebte Henriette Feuerbach (1812—1892) in Heidelberg, die Mittelpunkt einer Reihe von jungen Künstlern und Gelehrten war. (Die biographische Verkürzung, sie nur an der Vermarktung der Werke ihres Sohnes Anselm arbeitend zu sehen, scheint inzwischen geschwunden.) Auch Wundt war zu jenem bohème-haften Kreis hingezogen¹³).

Die neue Stadtplanung im Heidelberg der sechziger Jahre veränderte auch den Standort der naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultäten, gleichsam als Spiegel der „modernen“ Auffassung dieser Wissenschaften. Im späten Mittelalter waren die Naturwissenschaften aus der Kernaltstadt zum Universitätsplatz umgezogen. Im 19. Jahrhundert wurden sie — nach den privaten Vorstellungen von Bunsen und Helmholtz — in der Voralstadt angesiedelt (Anatomie und Akademie). Danach wurden Institute und Kliniken in Bergheim, und in unseren Tagen im Neuenheimerfeld, sozusagen in der fünften Generation ihrer Geschichte, neugebaut. In den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts war die Einheit von Forschen und Wohnen noch ungebrochen. Wundt, Helmholtz und Bunsen hatten ihre Privathaushalte entweder im Institut selbst oder wohnten unweit ihres Arbeitsplatzes. Wundt betrieb bis zu seinem Weggang nach Zürich 1874 in der Akademiestraße 2 ein privates psychophysisches Laboratorium, neben seiner Lehrtätigkeit als Assistent von Helmholtz und a. o. Professor.



*Henriette Feuerbach (1812–1892), von ihrem Sohn
Anselm Feuerbach 1865 gemalt* Foto: Th. Schibalski



*Rosalie Braun-Artaria, Bildnis von Anselm Feuer-
bach 1868* Foto: Th. Schibalski

*Kirchhoff, Steinmetzarbeit von Bildhauer Comel
(1902/1903) an der Stadthalle Heidelberg*
Foto: J. Klinger



*Bluntschli, an der Heidelberger Stadthalle von Bild-
hauer Comel 1902/1903 geschaffen* Foto: J. Klinger



Die Soziale Frage in Baden und Heidelberg

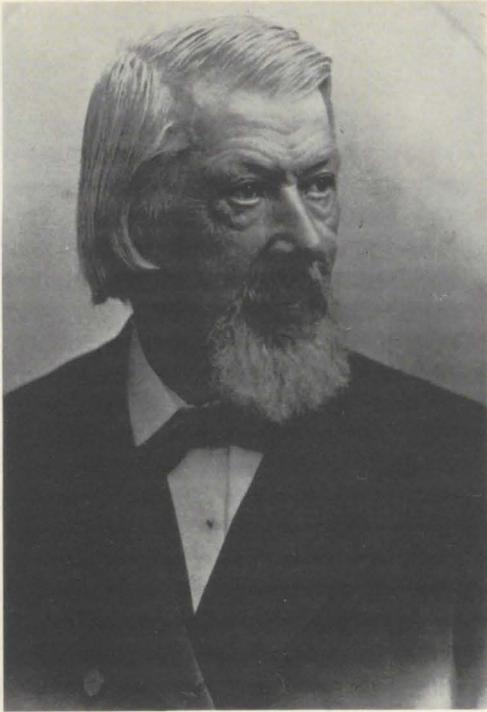
Schon vor Beginn seiner Abgeordnetenzeit (1866) traten im Bekanntenkreis einige Veränderungen ein. Die Freunde teilten sich — oft auch gesellschaftlich geschieden — in Großdeutsche und Kleindeutsche. Wundt hatte A. Hausrath auf die Reden des jungen Historikers v. Treitschke aufmerksam gemacht. Dessen Artikel wurden von Hand zu Hand gereicht, ohne Einvernehmen über die Schlüssigkeit von Treitschkes Wirken für die preußisch-deutsche Lösung zu erreichen. Die politische Situation in Baden war verwickelter als Treitschke sie unter dem Stichwort „Partikularismus“ darzustellen pflegte. Wundt z. B., der frischgebackene und mit Vorschußlorbeeren ausgestattete Parlamentarier, besaß eine eigenständige Auffassung der politischen Zukunft Badens und Deutschlands¹⁴).

Holtzmann, Hausrath, Wattenbach, Cantor und Wundt waren noch von Pickford gedrängt worden, im Sinne der Ideen von Schulze-Delitzsch einen Arbeiterbildungsverein in Heidelberg zu gründen. Zu gleicher Zeit war die Frage der Simultanschule und der Zivilehe in eine neue Phase des Streites zwischen Staat und vornehmlich katholischer Kirche getreten. Hierbei führte Wundt mit seinen Freunden im Arbeiterbildungsverein und in der Partei der Freisinnigen einen engagierten Kampf für die liberalen Grundsätze. Wundt und Wattenbach vertraten laizistische Vorstellungen, und forderten die gänzliche Trennung von Staat und Kirche; Bildung und Ausbildung zum Beispiel sollten aus der lenkenden Hand der Kirche dem Staat übergeben werden. Darüber hinaus verurteilten sie die Politik Bismarcks, und setzten die unbedingte Verfassungstreue der badischen Regierung dagegen. Sie verlangten ein Volksheer nach Schweizer Vorbild, allgemeine, direkte Wahlen und Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz. Mit diesen politischen Forderungen gehörten sie zum linken

Flügel der Freisinnigen, und besonders Wundt hat diese Grundsätze bis zu seinem politischen Abgang 1869 konsequent verfolgt.

Wenn von Freunden die Rede ist, so sollten die „unbequemen“ Geister und zeitweiligen Feinde nicht vergessen werden: In der innenpolitischen Lage Badens in jenem Jahrzehnt spielte die Katholische Volksbewegung und in geringerem Maße die orthodoxen protestantischen Kreise die Rolle der Opposition. (Zu ihnen gesellten sich gelegentlich, bei politischer Übereinstimmung, die Demokraten und die Lassalleaner.) Auch hier ging der Kampf von Heidelberg aus. Der Kaufmann Jakob Lindau (1833—1898) bildete binnen zwei Jahren eine Bürgerrechtsbewegung vorwiegend unter der ländlichen Bevölkerung. 1864 wurde auf sein Geheiß ein Flugblatt verteilt, gegen die Wahl ziviler statt priesterlicher Ortsschulräte, in dessen Gefolge ca. 75 000 Unterschriften in Baden gegen die Politik der Regierung Lamey gesammelt wurden. Lindau führte die Protestaktionen — die sog. Wandernden Casinos — mit viel Erfolg im ganzen Lande an¹⁵).

Wundt, Schenkel und Mittermaier agitierten in zahlreichen Veranstaltungen für die Einführung der „gemischten Schule“ in Heidelberg gegen die Auffassung der Katholischen Volksbewegung. Wundt beteiligte sich aber nicht an den oft provozierenden Aktionen mancher Liberaler, die in dieser Bewegung gegen die liberale Regierung Anarchismus und Staatsumsturz vermuteten. Dafür wurde er in dem von Lindau gegründeten und in Heidelberg verlegten Kampfblatt „Pfälzer Bote“ gelobt, was ihn wiederum in Konflikt mit seinen freisinnigen Parteifreunden brachte. Die scharf geführten Attacken gegen die Katholische Volksbewegung und endlich die Einführung der Simultanschule in Heidelberg wurde denn auch Mittermaier zugeschrieben, wofür er Orden und Ehren erhielt, Wundt jedoch leer ausging¹⁶).



August Lamey (1816—1896), badischer Reformpolitiker
Foto: mit freundl. Gen.: Stadtarchiv Karlsruhe.

Die Beschreibung der innenpolitischen Situation — und die Stellung der Freunde Wundts dazu — wäre unvollkommen, wenn der sozialpolitische Hintergrund nicht genannt würde: Seit der Verwirklichung der von Pickford initiierten Gewerbefreiheit in Baden entwickelten sich die (vorwiegend katholischen) landwirtschaftlichen Gebiete und das (vor allem protestantisch geführte) städtische Gewerbe so divergierend, daß das ärmlichere Landvolk von der Sammelbewegung der Katholischen Volkspartei auch eine Verbesserung der finanziellen Stellung bäuerlicher Betriebe erhoffte (Abbau der Zölle, Erhöhung der Erzeugerpreise, staatliche Zinskontrolle, Verbesserung des Erbrechts, Kürzung der Militärdienstzeit). Im Gegensatz dazu

prosperierten Handel und Gewerbe in den Städten; aber auch hier verdroß die freie Niederlassung nichtbadischer Unternehmer. Aus diesen Gründen wurde Jakob Lindau zum ersten oppositionellen Abgeordneten gewählt, und das direkte Wahlrecht brachte ihm 1868 ein Mandat für das Deutsche Zollparlament¹⁷⁾.

Eine Zwischenstellung — Freund und Unfreund — nahm Bluntschli, der nationalliberale Manager in Heidelberg, gegenüber Wundt ein. Der Historiker G. Weber war sich mit Hausrath über die Bedeutung der Person Bluntschlis einig¹⁸⁾:

Die Menschen „mit denen er in Berührung kam, galten ihm als Außenwesens, gleichsam als Nummern, die er zu bestimmen, auf die er einzuwirken, die er zu gewissen Zwecken zu gebrauchen habe.“

Wundt arbeitete in politischen Dingen häufig mit Bluntschli zusammen, schon deshalb, weil er selbst die Interessen Heidelbergs in der Zweiten Kammer und Bluntschli in der Ersten Kammer vertrat. Dennoch scheint es zu einer näheren Freundschaft zwischen beiden nicht gekommen zu sein. Zwei „Befunde“ mögen dies beleuchten: Während es Usus war, daß die bekannten und befreundeten Gelehrten sich gegenseitig ihre Werke und Separatdrucke schenkten, auch über die Fachgrenzen hinaus, wurde in der umfangreichen Bibliothek Bluntschlis keine einzige Veröffentlichung Wundts gefunden. (Im Gegensatz hierzu zitierte Wundt sehr viel später, in seiner Ethik, gelegentlich Bluntschli.) An seinen Freund Sigfried Brie (1838—1931) schrieb er 1881 lapidar nach Breslau¹⁹⁾:

„Durch Bluntschlis plötzlichen Tod sind Sie gewiß auch sehr überrascht worden. Von einem Nachfolger desselben habe ich noch nicht gehört.“

Wundt, so scheint es, hatte mehr Interesse an der Besetzung des vakant gewordenen Ordinariats als an der Person Bluntschlis. Brie

war Staats- und Kirchenrechtler, hielt öfter Vorträge im Arbeiterbildungsverein Heidelberg und korrespondierte lange Jahre mit Wundt. Er begleitete Wundt auf Spaziergängen um Heidelberg und mag ihn aus seinem wissenschaftlichen Gebiet, Staats- und Völkerrecht, orientiert haben. Bries Mutter war die Tochter des Theologen Daniel Schenkel, eines militanten Protestanten unorthodoxer Prägung, der die Bürger zu seiner Zeit mehr verschreckte als anzog. Auch mit Schenkel zusammen trat Wundt für die Einführung der Simultanschule in Heidelberg öffentlich auf.

Die politischen und oft auch wissenschaftlichen Gedanken der Freunde kreisten um die Lösung der sozialen Frage. Einig waren sich die Liberalen aller Schattierungen, daß nur sie selbst es seien, die der sozialen Misere abzuhelpen imstande wären. Deshalb wurden Lassalles Agitationen als Irrweg betrachtet. Man schloß sich der Devise Schulze-Deletzchs an: Hilfe zur Selbsthilfe für die Arbeiterhandwerker. Liberale Aufklärung, laizistische Ideen, romantische Idylle und manchmal auch realpolitische Einsicht vermischten sich. Was uns dabei heute erstaunt, ist die Kurzlebigkeit der Volksbildungsarbeit der Liberalen, denn die Arbeiter nahmen ab ca. 1865 „ihre Kultur“ selbst in die Hand. Wundt schreibt anerkennend in einem Aufsatz „Die Weltkatastrophe und die deutsche Philosophie“ 1920:

„Gehören doch die Organisation von Volkshochschulkursen, die Aufklärung durch Wanderredner und aus eigenem Antrieb in Stadt und Land wirkende Männer und Frauen heute zu den verbreitetsten Erscheinungen. Ein nicht geringes Verdienst hat sich in dieser Beziehung gerade die Sozialdemokratie erworben. An ihr haben wir eines der merkwürdigsten Beispiele jener Heterogonie der Zwecke erlebt, die einen so bedeutsamen Bestandteil der Kulturentwicklung überhaupt bildet. Unentwegt hat die Sozialdemokratie an der Bildung des Arbeiter-

standes gewirkt, nicht um der Gemeinschaft als solcher, sondern nur um sich selber zu dienen, und man muß anerkennen, daß sie in dieser Beziehung ein Ziel erreicht hat, hinter dem die Arbeiterbevölkerungen aller anderen Länder weit zurückgeblieben sind... Im gleichen Maße, in welchem sie sich zu dieser Höhe erhoben hat, muß sie aber auch allmählich aufhören, sich als eine den übrigen Gliedern der Gemeinschaft feindlich gegenüberstehende Klasse zu fühlen.“

Hineingestellt waren die Freunde Wundts und er selbst in die permanente parlamentarische Krise der Nationalliberalen. Die Opposition beherrschte binnen eines Jahrzehnts die politische Bühne. Darin läßt sich das Ende der Honoratiorengesellschaft ablesen, die mit dem Aufkommen der demokratischen Massenparteien nicht Schritt halten konnte und keine Methoden neuer Propaganda ent-

Jakob Lindau (1833—1898), Mitbegründer der Katholischen Volkspartei

Foto: Th. Schibalski





Georg Weber (1808–1888), Verfasser der *Allgemeinen Weltgeschichte*. Stahlstich von Fr. Fränkel
Foto: Th. Schibalski

wickelt hatte. Bluntschli, Lamey, Kirsner, Kiefer, die Phalanx der Freisinnigen, waren dem Ministerpräsidenten Jolly schon deshalb unterlegen, weil sie dem Regierungsapparat nur ihre eigene Person und keine Parteiorganisation entgegensetzen konnten. Da sie wenig „Volk“ hinter sich hatten, waren sie zu immer neuen Kompromissen mit der Regierung gezwungen. Das System von Forderung und Nachgiebigkeit in sozialen und politischen Dingen hemmte zum Beispiel die Einführung der allgemeinen Wahlen, eines sozialen Arbeitsrechts, die Verkürzung der Militärdienstzeit und ließ sogar einen Verfassungsbruch Jollys passieren²⁰).

In diesen realen Zwängen hielt Wundt unbeirrt an seinen politischen Grundsätzen fest. 1869 verließ er das Parlament deshalb, weil er sich unverstanden fühlte. An seine spätere Frau Sophie Mau schrieb er 1872²¹):

Es „zog mich die politisch erregte Zeit, die dem Sommer 1866 voranging, in ihren Strudel; ich war so unvorsichtig, mich von der Stadt Heidelberg zum Abgeordneten in die badische Ständekammer wählen zu lassen, und hier hielt ich nicht nur, wie es sich von selbst versteht, nirgends mit meiner Meinung zurück, sondern versäumte überdies in meinem Auftreten diejenige Klugheit, die mit Pflicht und Überzeugungstreue ganz wohl vereinbar ist. Daß ich mir dabei den maßgebenden Minister unseres Landes (Jolly. Verf.) nichts weniger als zum Freunde gemacht habe, war eine ganz natürliche Folge. Meine politischen Illusionen wurden leider bald zerstört.“

Er zog sich — sehr erfolgreich — in seine wissenschaftliche Arbeit zurück.

Großdeutsch oder Kleindeutsch

Zum Bekanntenkreis Wundts gehörten auch Gervinus und von Treitschke, Antipoden in ihren Vorstellungen über die Zukunft Deutschlands. Wundt hatte Hausrath auf Treitschke aufmerksam gemacht, und noch 1901 schrieb Hausrath über die beiderseitige Freundschaft²³):

„So kamen wir in erneuten Verkehr, und da die Parteien der Preußenfreunde und Preußenfeinde sich immer schärfer sonderten, machte sich der Anschluß ganz von selbst.“

Es existiert ein merkwürdiges Dokument, das von dem evangelisch-orthodoxen Universitätsbibliothekar Bähr über diese Zeit geschrieben wurde, ein geheimes Gutachten für den Hof in Wien, das die akademische Welt Heidelbergs in „Gothaer“ (Liberale, Demokraten und Preußenfreunde) und „Rechtgläubige Menschen“ (Großdeutsche, Katholiken und konservative Protestanten) teilte. Diese Schrift Bährs zeigt die unselbige Zerrissenheit in der Auffassung über die nationale Einigung, die oft auch persönliche Freundschaften zerstörte.

Die demokratische Tradition in Baden hatte vielen Persönlichkeiten, darunter Wundt, den Verfassungsbruch Bismarcks als eine politische Todsünde erscheinen lassen. Die Linksliberalen in Baden sprachen deshalb von dem Militärdiktator Bismarck. Auch die Zollparlamentswahlen 1868, die zum ersten Mal direkt und geheim geführt wurden, waren in den Augen der Liberalen nur ein Alibi für die von Zensur gekennzeichnete preußische Regierung.

Wundt hat die ablehnende Haltung zur Hegemonie Preußens zwar noch nach dem Krieg 1866 beibehalten, aber differenzierter gesehen als manche Verfechter der großdeutschen Lösung²⁴). Man kann sich die Euphorie über die bevorstehende nationale Einigung vergegenwärtigen, wenn man beachtet, daß Italien das große Vorbild jener Jahre war. Dort hatte sich die Einigung rasch und laizistisch-liberal vollzogen. Das „Bildungsland“ der Deutschen war nun auch zum politischen Ideal geworden.

Für Wundt wurde allerdings die Situation in Heidelberg 1866 immer schwieriger. Über die Einschätzung des preußisch-österreichischen Krieges als Wende der Entwicklung waren sich alle Freunde einig. Der politische Standort trennte sie aber, wenn es in der Diskussion um die Ziele Badens und die mögliche Dauer des Krieges ging²⁵):

„In den gleichen Tagen spielte sich in der ersten Kammer der Landstände zwischen den beiden ihr angehörigen Staatsmännern, Robert von Mohl, . . . und Bluntschli, . . ., eine inhaltreiche Debatte ab, in der beide ihre weit voneinander abweichenden Ansichten über die Zukunft aussprachen. Mohl blickte düster in diese. Ein langer, vielleicht jahrelanger Krieg werde die deutschen Staaten in zwei feindliche Lager zwingen, um als wahrscheinlich letzten Erfolg die bleibende Spaltung des Deutschen Bundes in zwei feindliche Staatengruppen herbeizuführen. Aus völlig entgegengesetzter Tonart klang Bluntschlis Rede. Mit einer merkwürdigen Voraussicht der Wirklichkeit prophezeite

er, dieser Krieg werde der kürzeste sein, den die Welt seit langem gesehen, denn Bismarck sei ebenso den österreichischen Staatsmännern wie die preußische Armee in ihrer musterhaften Disziplin dem buntscheckigen österreichischen Heer überlegen.“

Der reformfreudige Ministerpräsident August Lamey (1816—1896), den Wundt verehrte und bewunderte, mußte bei Beginn des Krieges demissionieren. Sein Nachfolger Mathy amtierte zu kurz, um Wesentliches in Gang zu setzen. In Heidelberg propagierte Wundt die Neutralität Badens, sich sowohl von der Hegemonie Preußens als dem „Pfafenregiment“ Österreichs fernzuhalten²⁶). Mit seiner politischen Ansicht geriet er zunehmend in Opposition zu seinen Parteifreunden, und die Katholische Volkspartei zupfte sich aus seinen Reden das, was ihr angenehm zu hören war. Die Anhänger Heinrich von Treitschkes (1834—1896), der in Heidelberg Nachfolger Häussers wurde, rührten die Trommel für eine politische und institutionelle Angleichung Badens an Preußen. Nach dem Kriege schrieb er an Gustav Freytag:

„Die Bekehrung hat allerdings gewaltige Fortschritte gemacht, aber mehr in den Köpfen als in den Herzen.“

Die Uniformierung in einen deutschen Einheitsstaat befürwortete Wundt sowenig wie der Historiker Georg Gottfried Gervinus (1805—1871), dem Wundt im Kreise des Hauses Fallenstein-Hausrath begegnete. Beider Gedanken über ein zukünftiges Deutschland mögen in jenen Jahren sehr ähnlich gewesen sein; Gervinus verstarb, fast vergessen, während des Krieges 1871. Wundt warnte noch 1866 — nach dem für Baden reichlich teuren und wirkungslosen Zwist — vor dem „Messias“ aus dem Norden, womit er Bismarck meinte²⁷).

Wundt hatte Einblick in die parlamentarische Arbeit gewonnen, er hatte gelernt politi-

schen Sachverstand und Polemik einzusetzen. Bei der Diskussion um einen Südbund nach 1866 hatte er eine Rolle gespielt, ebenso bei der Behandlung der Einführung allgemeiner und direkter Wahlen, der Berufsschulfrage, der Reorganisation des Heeres und der Sanität, der Volksschulfrage, der Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetz, dem Vereinsgesetz, dem Gesetz über das Pressewesen, dem Zustand der Psychiatrien im Lande und schließlich dem Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit. Das ergab eine Fülle von Einblicken in die politische Arbeit des Parlaments und der Verwaltung, die später als Lehrbeispiele in seine Ethik (1886) eingingen.

Die nationale Selbstgewißheit

Richard Benz schrieb 1961 über die Ereignisse von 1866 und 1870 bezogen auf Heidelberg²⁸⁾, daß sie

„... indes keine so radikale Veränderung der Dinge bewirken, wie man annehmen sollte — im Ganzen geht gerade die kulturelle Entwicklung ... ungestört weiter.“

Wir sind uns dessen nicht mehr so sicher, denn der Deutsch-Französische Krieg und seine Folgen haben aus vielen Amateurpolitikern wie Hausrath, Cantor, Holtzmann, Brie und Wundt Gelehrte werden lassen, die der Politik als einem integralen Bestandteil ihres bisherigen Lebens abgeschworen und sich in den „Elfenbeinturm“ der Wissenschaft zurückzogen. Wundt macht auch hier eine gewisse Ausnahme. Sein organisatorisches Talent, das er in jenen Heidelberger Jahren sich erwarb, setzte er nun ein für die Institutionalisierung der experimentellen Psychologie, eine hochschulpolitische Tätigkeit, die ihn in der ganzen Welt berühmt machte. Und dennoch scheint der Rückzug ins „Private“ ein Zeichen der Zeit nach 1870 zu sein.

Im Folgenden wird die selbstgestellte Aufgabe Wundts und seiner Freunde 1870/71 be-

schrieben, die beinahe alle noch einmal im sozialen Dienst zusammenführte. Der Mediziner und Physiologe Wundt trat für kurze Zeit in die Praxis ein.

In Heidelberg — wie in Mannheim, Schwetzingen, Bruchsal, Karlsruhe — wurde die freiwillige Krankenpflege mit zwei Schwerpunkten organisiert: 1. Der Einrichtung der Hilfslazarette, denen sogenannte Hülfs-corps beigegeben wurden, die Verwundete von der Front abholten und 2. dem Frauenhilfsverein, der die Pflege in den Lazaretten übernahm²⁹⁾.

Am 26. Juli 1870 unterstellte Baden den gesamten Lazarettendienst dem preußischen Kommissar Fürsten Pless, dessen Weisungen von Karlsruhe aus der Geheime Hofrat Vierordt weiterleitete. Bluntschli und Dr. W. Blum, der spätere Reichstagsabgeordnete, gründeten den Frauenverein in Heidelberg, dem unter anderem die Frauen Feuerbach, Bluntschli, Holtzmann, Schenkel, Trübner und Blum angehörten. Die Lazarette und Kantinen wurden fast ausschließlich aus Spenden eingerichtet.

Ende Juli glichen Schwetzingen und Heidelberg großen Krankenhauszentren. Am 7. August waren in Heidelberg folgende Lazarette eingerichtet:

Akademisches Krankenhaus, Innere Abt.	Prof. Friedreich
Akademisches Krankenhaus, Äußere Abt.	Hofrat Simon
Universität, 1. Abt.	Prof. Erb
Universität, 2. Abt.	Dr. Wolf
Marstall	Geh. Hofrat Lange
Katholisches Casino Loge	Dr. Fischer Dr. Gross
Akademische Augenklinik	Prof. Becker
Katholisches Krankenhaus, (St. Anna)	Prof. von Chelius
Augenheilanstalt	Dr. Roeder
Louisenheilanstalt	Prof. von Dusch
Fabrik Reiss, 1. Abt.	Hofrat Simon
Fabrik Reiss, 2. Abt.	Prof. von Chelius

Baracke Bergheimer Str., 1. Abt. Prof. Moos
Baracke Bergheimer Str., 2. Abt.

Dr. Mittermaier Wundt war 38 Jahre alt, als der Krieg begann. 1856 hatte er einen schweren Blutsturz erlitten, und die Ärzte hatten ihn aufgegeben, wie er selbst schreibt. Dennoch stellte er eine Gruppe von Trägern und Hilfssanitätern zusammen, die in abenteuerlichen Fahrten mehrmals mit ihm an die Front reiste und Verwundete nach Heidelberg transportierte. Die Mannschaft bestand aus Mitgliedern des Arbeiterbildungsvereins, der freiwilligen Feuerwehr und der Gesangsvereine. Helmholtz, Pagenstecher, Nuhn, Goldbeck und Mittermaier hatten ebenfalls eigene Gruppen aufgestellt, die oft ohne finanzielle Unterstützung reisen mußten. Helmholtz versammelte die Ärzte, um die ersten Erfahrungen austauschen zu lassen. Für Wundt, der damals an seinem Buch „Physiologische Psychologie“ zu arbeiten begann, war es wohl ein grausiger Anschauungsunterricht, den er auf den Schlachtfeldern erhielt. Über 1300 Verwundete und Kranke wurden im zweiten Halbjahr 1870 in Heidelberg gepflegt. Je länger der Krieg dauerte, desto häufiger mußten seuchenkranke Soldaten in Heidelberg versorgt werden. Deshalb schlug Prof. Friedreich vor, Isolierbaracken zu bauen und einige Lazarette aufzulösen, was auch geschah. Als das Rote Kreuz die erste Versorgung der Verwundeten voll übernommen hatte, wurden auch die Hilfscorps aufgelöst.

Am 2. September wurde Kaiser Napoleon III. gefangen genommen. Einen Tag darauf, als er gerade Wachdienst am Bahnhof tat, erhielt Wundt das Telegramm mit dieser Nachricht; es war mitten in der Nacht, und er zog mit einem Trommler durch die Straßen Heidelbergs, um diese Neuigkeit zu verbreiten, was ihm eine Rüge der Polizei — wegen Ruhestörung — einbrachte³⁰⁾.

Sie wurden alle keine Hurra-Patrioten, Bluntschli, Hausrath, Cantor, Wundt. Auch

Treitschke hatte sich wohl schon zu Weihnachten 1871 besonnen als er schrieb:

„Die Klänge des Siegesjubels verrauschen schnell, die Furchen des Kummers haften tief und lange.“

Für Beratung und technische Hilfe danke ich insbesondere Dr. W. Bringmann (Mobile, USA) und Dr. V. Schäfer, Tübingen, sowie den Damen und Herren der Stadtarchive Heidelberg und Karlsruhe und des Generallandesarchivs.

Anmerkungen

¹⁾ W. Wundt: Erlebtes und Erkanntes, Stuttgart 1920 (im Folgenden cit. E. E.)

²⁾ G. A. Ungerer: Wilhelm Wundt als Politiker und Psychologe. In: Psychologische Rundschau, Heft 1. Göttingen 1908.

³⁾ G. Mann: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Sonderausgabe. Deutscher Bücherbund o. O. 1966, S. 372.

⁴⁾ W. Bringmann, Balance, W.: Wilhelm Wundts Lehr- und Wanderjahre. In: Psychologie heute, Weinheim 1976, Heft 12.

⁵⁾ H. Helmholtz: Die Lehre von den Tonempfindungen, als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik. Braunschweig 1870. 3. Aufl.

⁶⁾ H. J. Störig: Kleine Weltgeschichte der Wissenschaft. Fischer Handbücher. Ffm 1970, S. 48–58.

⁷⁾ W. und G. Bringmann, D. Cottrell: Helmholtz und Wundt an der Heidelberger Universität 1858–1871. In: Heidelberger Jahrbücher Nr. 20, Heidelberg 1976, Separatdruck.

⁸⁾ E. Hofmann: Zur Erinnerung an die Gründung des Historisch-Philosophischen Vereins. Am 7. Febr. 1863. In: Ruperto Carola, 5. Jg. Nr. 9/10, 1953.

⁹⁾ W. Bringmann, G. A. Ungerer: Between Socialism and Liberalism: Wilhelm Wundt's Political Career 1863–69.

¹⁰⁾ Für das Folgende wurde benutzt:

A. Hausrath: Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke. Leipzig 1901.

G. Weber: Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Stuttgart 1886.

J. Becker: Liberaler Staat und Kirche in der Ära von Reichsgründung und Kulturkampf. Geschichte und Strukturen ihres Verhältnisses in Baden 1860–1876. Mainz 1973.

Fr. Kistler: Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Baden 1849—1870. Diss. Freiburg/Brsg. 1952.

¹¹⁾ G. A. Ungerer: Wilhelm Wundt und Heidelberg. In: Badische Heimat Heft 1/1978, S. 31—43.

¹²⁾ R. Braun-Artaria: Von berühmten Zeitgenossen. München o. J., 23. Aufl., S. 32.

¹³⁾ E. E., S. 149—169 und S. 234—241.

¹⁴⁾ K. Bauer: Adolf Hausrath Leben und Zeit. I. Band 1837—1867, Heidelberg 1933, S. 203 f.

¹⁵⁾ F. Dor: Jakob Lindau. Ein badischer Politiker und Volksmann. Freiburg/Brsg. 1909.

¹⁶⁾ A. Sickinger: Fünfzig Jahre badische Simultanschule. Bühl/Baden 1926.

¹⁷⁾ Literatur s. Anm. 10.

¹⁸⁾ G. Weber: a. a. O., S. 286.

¹⁹⁾ G. A. Ungerer: Findbuch der Briefe Wilhelm Wundts. Unveröff.

²⁰⁾ S. Anm. 11.

²¹⁾ S. Anm. 19.

²²⁾ Für das Folgende: H. v. Srbik: Großdeutsche und Kleindeutsche an der Universität Heidelberg. In: Zeitschrift der Geschichte des Oberrheins N. F. 43, Heft 2/1929.

²³⁾ A. Hausrath: a. a. O., S. 34.

²⁴⁾ S. Anm. 9.

²⁵⁾ E. E., S. 25.

²⁶⁾ S. Anm. 11.

²⁷⁾ P. Petersen: Wilhelm Wundt und seine Zeit. Stuttgart 1925, S. 25. Die von Petersen zitierte Stelle war von Wundt ironisch gemeint.

²⁸⁾ R. Benz: Schicksal und Geist. Konstanz 1961, S. 443.

²⁹⁾ Lazarettakten des Krieges 1870—71. Stadtarchiv Heidelberg.

³⁰⁾ Persönliche Mitteilung von W. Bringmann.

Da du zurückdenkst...

*Wie ein Traumland dämmern in der Weite des Erinnerns die Tage:
Leuchtende Zinnen reiner Gebirge,
Täler voller Herden und Geläut,
Fest in Dörfern, Musik und Tanz,
und alles gehörte dir an,
und warst ein Teil des Lächelns und des Reigens.*

*Da du zurückdenkst,
trägst du schwerer die Einsamkeit.
Aber über deinen Schmerzen geht jeden Tag die Sonne auf,
und in dir wächst langsam
die Heiterkeit der letzten Tage.*

Otto Gillen

Die bäuerlich weinliche Epistel von Neuenheim

Otto Jaeger, Heidelberg

*Alt Heidelberg du feine ...
doch zuvor, do war schun Neuene!*

Dies ist ein alter Neuenheimer Spruch, der besagen will, daß die im Jahre 1891 nach Heidelberg eingemeindeten Neuenheimer ihren besonderen Stolz haben ... Und spricht Weinbruder Josef Victor von Scheffel zu seiner Zeit begeistert von Heidelberg als einer Stadt, deren *genius loci* feucht sei, so muß man sagen, jawohl 80prozentig Neuenheimer weinfeucht, denn der berühmte Tagungsort des „Engeren“¹⁾ war die Weinwirtschaft „Waldhorn ob der Bruck“ in Neuenheim und der dort ausgeschenkte Wein war der noch berühmtere „Windbeutel aus dem Rothenbühl“. In jenen Jahren galt Neuenheim als zweitgrößte Weinbaugemeinde im nördlichen Bezirk der Bergstraße nach Schriesheim.²⁾

Doch lassen wir jetzt dem alten und ebenso schlaun Bauern-Advokaten aus Neuenheim das Wort:

Also, da war dieser große schwere Homo mit dem Unterkiefer, der Heidelbergensis hieß und nach dem die Stadt Heidelberg später benannt wurde. Dieser arme Mensch wußte vor ungefähr einer halben Million von Jahren noch nichts vom Wein, was ihn so grämte, daß er sich im Neckar vor Kummer ersäufte³⁾.

Und dann kam eine Weile nichts mehr auf dieser Erde wie Wasser und Eis und die Sintflut und so Zeugs und riesig große Viecher, das ging aber auch vorüber.

Unsere Vorfahren, die Ur-Ur-Neuenheimer, in der gelehrten Geschichte kurzerhand die Kelten genannt, bauten auf dem Heiligenberg, den sie Eberenberg nannten, um das Jahr 200 herum vor unserer christlichen Zeit-

rechnung einen großen Verteidigungswall⁴⁾ und es hat ihnen dabei so richtig gestunken bis oben hinaus, weil sie immer nur Met zum Frühstück und Vesper haben trinken müssen statt einem guten Viertele — wenn sie nur schon den Wein gekannt hätten. Eines schönen Tages war es nun soweit: Da kamen von über dem Rhein herüber die Römer und bauten auf unserer Gemarkung ein paar Kastelle, einen Hafen an den Neckar und über diesen eine Brücke für ihre Landstraße von Mainz nach Straßburg. Mit der Zeit wurde eine große Siedlung daraus und sie nannten unser schönes Land „CIVITAS ULPIA NICRETUM“, was lateinisch ist, das heißt „ulpische Gaugemeinde am Neckar“. Soldaten bringen immer was mit, meistens sind es üble Sachen, aber die Römer brachten den Wein mit, daher waren sie die beste Besatzung, die so an die 200 Jahre dauerte. Und der Boden war gut, die Sonne schien fröhlich und die Legionäre freuten sich über den herrlichen Wein, der auf dieser Erde wuchs⁵⁾. Der römische Kaiser Julian um 360 nach Christus redete in einem griechischen Spottgedicht den Met wie folgt an:

*„Was bist du Wein? Wo kompst du Her?
Dich kenn ich nicht, beim Wein ich schwer,
(schwör)
Der Wein schmückt wie der Götter Trank,
Du schmäckst nach eines Bocks Gestank.
Die Teutschen, so der Trauben entpebrn,
Dich han gesotten aus Gersten Eern (Ähren)
Ein Gerstenbrüh du heißen magst,
Nicht Rebensaft, dann du auch plagst
Den Leib mit unlustigem Krachen,
Nicht wie Wein fröhlich Leut magst du machen!“* (Nach einer Übersetzung aus d. 15. Jh.)



Heidelberg von Süden mit der Klosterruine und den Neuenheimer Weinbergen

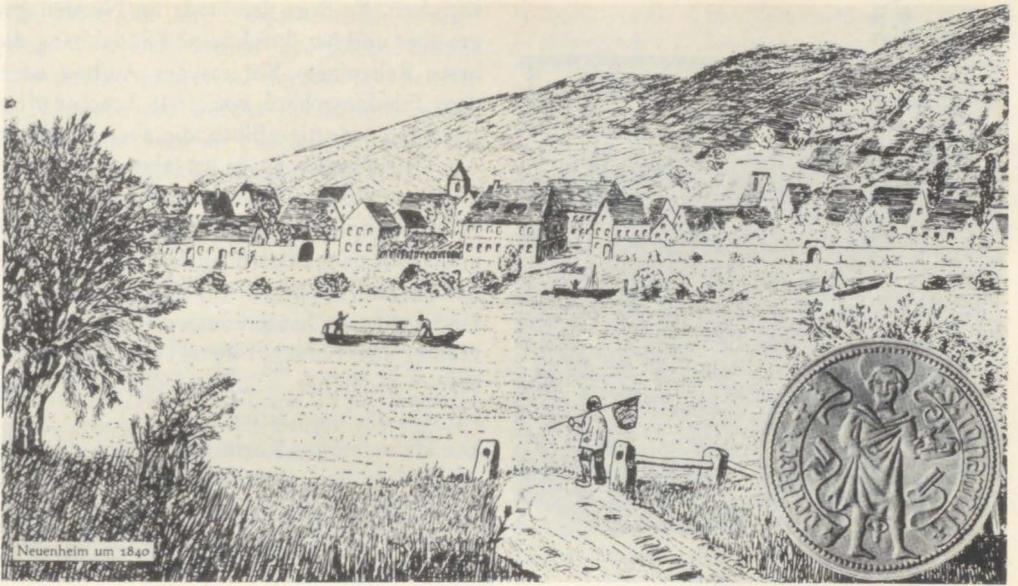
Stich von Merian um 1640

Die Römer redeten unsere Vorfahren mit „Sueben“ an und meinten damit Schwaben, die haben das mitgekriegt, da sie überschlaue waren. Und es war eine friedliche Zeit und unsere Vorfahren halfen den Römern, beim Anbau, bei der Weinernte und beim Trinken. Bis die Römer eines Tages mehr wie frech wurden, sim serim simsim, und da wurden sie einfach hinausgefeuert mit furor teutonicus! Aber unsere Vorfahren hätten keine Neckarsueben(schwaben) sein müssen, wenn sie das nicht gleich spitz bekommen hätten, das mit dem Weinbau und mit dem Trinken.

Das blieb dann so und die Jahrhunderte vergingen, es kam eines schönen Tages das Christentum über unsere Vorfahren, und die Mönche waren von dem vielen Bekehren und Predigen und Beten auch sehr durstig.

In der Neuenheimer Geburtsurkunde vom Jahre 765 hat ein Mann mit Namen Gumpertus einen Weinberg dem Reichskloster Lorsch⁶⁾ zur besseren Beurteilung seines Seelenheils bei der letzten Abrechnung vor unserem Herrgott geschenkt, und viele ande-

re Neuenheimer Bauern folgten seiner guten Tat. Das hat den geistlichen Herren so gut gefallen, daß sie über den Neuenheimer Weinbergen auf der Höhe gleich zwei Klöster bauten und den Buckel „Allerheiligenberg“⁷⁾ taufte. Da aber das Geld knapp war (und wo ist das Geld nicht immer knapp?), haben die Neuenheimer ihre Kirchensteuern mit Wein bezahlt. Mönche sind immer vorsichtig und schlau dazu, auch absolut nicht geneigt, gewässerten Bauernschlamper zu trinken. Wenn nun so die Beth abgeliefert wurde, stellte sich der Bruder Kellermeister in den Klosterhof und probierte erst einmal den Wein. War dieser rein und gut, so gab er dem Bruder Glöckner ein heimliches Zeichen zum Ziehen der großen Glocke, die freudig zu brummen anfing: „Vinum bonum—bonum!“ War es aber ein liederlicher, saurer „Gänsefüßer“, gewässert, nicht ganz ausgegoren oder kahmig, so zog der Bruder an der kleinen Glocke, die gewaltig schnepperte und gen Himmel schrillte: „Vinum miserum miserabilis!“ Diesen Wein behielten die Mön-



Neuenheim mit Ortssiegel „Deiffer Joannes“

che aber trotzdem und berechneten ihn nur zur Hälfte. Er wurde verwendet für ihren grünen und Kartoffelsalat, daher kommt der Name „Weinessig“.

Um das schöne Fest der Kirchweihe feiern zu können, erbauten unsere Vorfahren anstelle einer alten hölzernen und klostereigenen Kirche eine solche in romanischem Baustil anno 1137. Da sie gute Beziehungen zu dem Herrn Bischof Buggone von Worms hatten, baten sie diesen um einen freundlichen Schutzheiligen für die Kirche und das Dorf. Dem war aber nicht so. Dem Herrn Bischof war von seinem Kellermeister hinterbracht worden, daß die Weinlieferung der Neuenheimer das letztemal sehr dürftig und nur zum Fensterputzen zu verwenden war. Grimmig verordnete der Herr Bischof, daß der neue Kirchenheilige Sankt Johannes der Täufer sein soll und dabei blieb es dann auch, sehr zur Freude der Nachbargemeinden. Nomen est nomen⁸⁾. Der Herr Bischof aber war zur Einweihung der Kirche selbst dabei und nach der heiligen Handlung gab es

viel Gesottenes und Gebratenes vom Schwein und Kalb, auch weißen Käse und Handkäs mit Brot zum Wein. Mit der Zeit aber kamen die Neuenheimer darauf, daß der Kirchenheilige mit dem Tausen nicht der Schlechteste war, und sie nahmen ihn sogar als Gemeindesiegel auf. Und so ging wieder ein Jahrhundert dahin, und Heidelberg wurde gegründet⁹⁾. Jetzt wurden durch die Kurfürsten andere Zeiten aufgezogen! In jedem Jahrhundert wurde unser Neuenheim, die Kurpfalz und die Lande am Oberrhein zur höheren Ehre Gottes oder sonst einem Grunde mindestens einmal gründlichst zerstört und die Weinberge verwüstet. Den guten Wein aber in den Kellern sofften die Soldaten und wenn die Fässer leer oder zerschlagen waren, dann merkten unsere Ahnen, daß Quellwasser auch etwas Gutes zum Trinken war. So war es auch im Dreißigjährigen Krieg, wo unser unglückseliges Land oftmals den Besitzer wechselte und 1622 bei der Einnahme von Heidelberg durch Tilly auch Neuenheim niedergebrannt wurde. Im Jahre



Neuenheimer Wingerter am Rothenbiehl
Ausschnitt aus dem Merianstich Heidelberga 1620

1623 wurde durch die damalige bayrische Regierung mitten im Reb Gelände des Neuenheimer Feldes ein dreischläfriger Galgen errichtet, der in den damaligen Verhältnissen viel Betrieb hatte. Ein Denkmal besonderer Art überlieferte Mathaeus Merian auf seinem berühmten Kupferstich „HAIDELBERGA“ im Jahre 1620 mit zwei hart arbeitenden Neuenheimer Wingertern, wie man damals die Winzer nannte. Zwölf Stunden bei geringem Lohn wurde täglich in den Weingärten reicher Heidelberger Bürger und Edelleute gearbeitet, denen hier ein Teil des Grund und Bodens auf Neuenheimer Gemarkung „im roden Bühel“¹⁰) gehörte. Einer der Wingerter „rührt“ mit seiner Wingertershau (Karst) den Boden um, der andere bindet mit Weidenruten die Reben an den „keschtebaumernen Wingerterstiffel“, auch „Korporal“ genannt¹¹).

Das Reb Gelände des „Rothen Bühl“, wie er heute genannt wird, bot allen Angreifern eine vortreffliche Einsicht in die Stadt Heidelberg und auf das Schloß mit seinen zur damaligen Zeit fast uneinnehmbaren Fortifi-

kationen. Er liegt der Stadt im Norden gegenüber und hat durch seinen Südabhang die beste Rebenlage. Ein rascher Aufbau nach dem Friedensschluß von 1648 brachte dem Land seine einstige Blüte, die aber jäh durch den Orléanischen Krieg im Jahre 1689 unterbrochen wurde. Neuenheim wurde am 12. Februar geplündert und völlig eingäschert und teilte damit das Schicksal anderer Orte der Bergstraße¹²).

Und wiederum bauten unsere Vorfahren ihre Häuser auf, richteten die verwüsteten Weinberge wieder her — und warteten mit Angst auf den nächsten Krieg.

Die Heidelberger Kurfürsten waren jederzeit dem Wein auch sehr zugetan, und um an diesen recht billig heranzukommen, erhöhten sie je nach Durst und Jahrgang die Steuern. Was den Durst anbelangt, so haben wir unter den Herren des Schlosses wahre Musterexemplare gehabt, und wer dächte jetzt nicht gleich an Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz und dessen berühmtes Tagebuch mit den lapidaren Eintragungen „bin ich folgewest“¹³). Anstelle des Finanzamtes ließen die Kurfürsten auf dem Schloß Riesenfässer bauen, das allergrößte mit 221726 Litern liegt heute noch im Faßkeller des Schlosses und war etliche Male gefüllt. Und der größte Finanzamtsdirektor jener Zeit war der Zwerg Perkeo, der von Jos. Victor von Scheffel im Jahre 1847 mit seiner Dichtung „Das war der Zwerg Perkeo im Heidelberger Schloß, an Wuchse klein und winzig, an Durste riesengroß ...“ als Heidelberger Symbol verewigt wurde. Und andere Zeiten kamen wieder in das Land, als sie mein Urgroßvater gekannt hatte, viel Rebland wurde Wohngebiet, die Weinberge waren abgewirtschaftet, Rebkrankheiten ließen keine Ernten mehr zu, mehr und mehr wurden Mandelbäume und Kirschbäume gepflanzt, bis auf wenige Ausnahmen war der Weinbau verschwunden und nur noch die Flurnamen, die eingefallenen Wingertermauern erinnern an eine jahrtausend alte Bodenkultur.

Wie hatte der alte Advokat doch gesagt:
„Der Weu isch heilich net alleen durchs
Nachtmohl, sundern aa dorchs viele Schaffe
im Wingert und dorchs Beede ums guude
Wedder biß mern im Faß hot, dernteweeye
soll mern andächtich drinke!“

Anmerkungen:

- 1) Dr. Joseph Victor von Scheffel 1826—1886
Heidelberger Kreis des „Engeren“, gegr. 1846 von
Prof. Dr. Ludwig Häusser, „dem glänzend impro-
visierenden Redner“, Scheffel wurde 1848 Mit-
glied als „der Dichter“ und dem Pfarrer Schmezer
von Ziegelhausen als „dem Sänger und Comp-
onist“ neben anderen Mitgliedern. zit. a. Richard
Benz in „Heidelberg, Schicksal und Geist“ 1961.
2) J. Ph. Bronner: Der Weinbau in Süddeutschland
Heft 7: Der Weinbau und die Weinbereitung an
der Bergstraße etc. Heidelberg 1842

3) Fund i. J. 1907 in der Neckarschleife von Mauer
b/Heidelberg s. E. Beckmann in der Amtl. Kreis-
beschrbg. der Stadt- & Landkreise Heidelberg &
Mannheim 1966 Band I S. 19

4) desgl. A. Daub und H. Gropengießer S. 148

5) desgl. B. Heukemes S. 150 ff.

6) CL 274 Cod. Lauresh. dipl. 353; Karl Glöckner,
Hist. Kommission Darmstadt 1929—1936 Lorsch-
er Kodex

7) Stemmermann-Koch 1940; BF Sonderheft
10/23 Amtl. Kreisbeschrbg. II S. 113 ff.

8) Der Gemeindesiegel ist erstm. bekannt auf ein-
em Gültbrief 1421 Dez. 24 Perg. Orig. Conv. 179
GLA Karlsruhe

9) Erste urkdl. Erwähnung i. J. 1196, als Stadt 1225
Orig. Urk. GLA Karlsruhe 43 Sp. 83

10) FLNhm. „by dem roden bohel“ 1490 Zinsbuch
des Augustiner Klosters Heidelberg NAH IV S. 85

11) Namen s. u. Anm. 2)

12) Dr. Ludwig Häusser, Gesch. d. Rhein. Pfalz II
S. 776 ff. und Theatr. Europ. XIII S. 676/677

13) wie oben II. S. 241

Wer unseren Namen zu lang findet, sagt einfach „BW-BANK“

Dabei sind wir stolz auf
unseren Namen:
Baden-Württembergische
Bank AG. Und auf unser
Land: Baden-Württemberg,
das wirtschaftsstarke, export-
intensive Bundesland im reiz-
vollen Südwesten. Seine
Wirtschaftskraft verdankt
diese Region dem Erfinder-

geist, dem Fleiß und der
Sparsamkeit seiner Bewohner.
Auch mit Worten sind wir
sparsam. Wenn wir also
„BW-Bank“ sagen, meinen wir
Baden-Württembergische
Bank. Sie ist mit mehr als
100 Niederlassungen die
große, flächendeckende
Regionalbank im Land. Indu-
strie, Handel und Gewerbe
in Baden-Württemberg haben
- ebenso wie unsere privaten
Kunden - Vertrauen in die
BW-Bank.

Für sie sind wir:
Die Vertrauensbank im Land.

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK
Stuttgart · Karlsruhe · Heilbronn · Über 100 x in Baden-Württemberg

BW
BANK

Weinlied

Golden schimmert der Wein.
Die Blume trink ich
Und träum versonnen
Dem Weg der Sonne nach,
Die ihn durchglutet.
Südbang und Wind,
Leise nur fächelnd
Über die Hügel hin.
Tänzelnde Boote
Auf blauem Strom
Hinter der Welle
Fliehender Kuppen.
Sonne und immer nur Sonne
Und wenig Frost,
Der die Reben gefährdet,
Und sorgende Hände,
Schützend den kostbaren Wein.
Mühsal und Schweiß
Und tausend Gebete
Des Dankes, der Sorge, der Not
Und wieder des Dankes
Wirken im köstlichen Trank,
Schimmernd aufleuchtend im Wein.

Hans Babrs

Macht und Stütze der Karolinger

Das 1200jährige Reichskloster Lorsch war kultureller Mittelpunkt

Gernot Umminger, Freiburg

Lorsch! Heute eine kleine Stadt im hessischen Ried nahe der Bergstraße, jener uralten Völkerstraße, von der wir nicht wissen, wer ihr den Namen gab — der römischen „Strata Montana“ —, die östlich vorbeiläuft; im Westen die alte Straße nach Gernsheim und Mainz, die heutige Oberrheintalautobahnstrecke. Nach Osten führt, erinnerungsschwer in Sage und Geschichte, die Siegfriedstraße und weiter nördlich die Nibelungenstraße. Hier lag das Zentrum des Alten Reiches, die „vis maxima regni“, und moderne Verkehrswege und uralte, von Sagen umwobene Pfade, begegnen sich auch heute in dieser Landschaft.

Bei Konrad Dahl, Stadtpfarrer zu Gernsheim und des Bergsträßer Landkapitels Kämmerer, finden wir aus dem Jahre 1812 eine frühe Gründungsangabe: „Im Jahre nach Christi Geburt 764, im XII. Jahre der Regierung des Fränkischen Königs Pipin, stiftete Cancor, ein vornehmer Graf des Oberrheingaus, mit seiner Mutter, der frommen Williswinda, einer Wittwe des Grafen Ruperts, das Kloster Lauresham und erbaute es auf einer Insel der Weschnitz, welche in der Folge, so wie das auf demselben befindliche Kloster, Altemünster genannt wurde. Sie übergaben solches dem Bischoffe Rutgang von Metz, einem Anverwandten des Grafen Cancor, damit er in demselben die klösterliche Verfassung einrichtete, und es mit den nöthigsten Geistlichen besetzte. Rutgang berief eine Anzahl Mönche von Gorz nach Lorsch, errichtete mit ihnen ein Kloster nach den Regeln des hl. Benedikts und ward selbst der erste Abt daselbst. Die Klosterkirche weihte er zu Ehren des heil. Petrus ein, verwaltete sein

Amt mit großer Klugheit und Heiligkeit, und schenkte dem Kloster den Körper des heil. Nazarius, den er vom Pabste Paulus erhalten hatte, und welcher in der Folge dem Kloster Lorsch so reichliche Schenkungen zuwege gebracht hat...“¹⁾ In der offiziellen Festschrift zur 1200-Jahrfeier von Lorsch 1964 „Laurissa Jubilans“ schreibt Karl J. Minst: „In der Zeit, da Pippin III., der Kurze, als König über das Frankenreich herrschte, lag im östlichen Zwickel der Mark Bürstadt (Bisistade) in dem gegen die Bergstraße sich dehrenden Gebiete die Flur Lauresham an der ‚Dreiländerecke‘ (Lobdengau-Heppenheimer Odenwald-Bürstädter Gemarkung). Lauresham (römisch: Laurissa, fränkisch: Lauresham, mittelhochdeutsch: Lorse) war Eigengut, ein ‚Allod‘ des Gaugrafen Kankor. Dieser, ein entfernter Verwandter des königlichen Hauses, verwaltete den fränkischen Oberrheingau (Pagus Rhenensis). Der Herrenhof dieses Gutes war eine einstige römische villa rustica gewesen, ein hufeisenförmiger Bau, dessen drei rechtwinkelig zueinander gestellten Gebäudeflügel, nach innen von Wandelhallen begleitet, einen nach Norden, nach der dort vorbeiziehenden Römerstraße hin offenen Binnenhof umschlossen. Das römische Landhaus war ohne Grundrißänderung ein fränkischer Gutshof geworden, nach Norden durch eine Abschlußmauer mit Pfeilerhalle und Hoftor ergänzt. Gaugraf Kankor und seine fromme Mutter Williswinda, Witwe des Gaugrafen Rupert I. und Tochter des vermutlichen Wormsgaugrafen Adelhelm, hatten um 760 den Südflügel dieses Edelhofes zu einer kleinen einschiffigen Basilika, westlich mit vorgelagertem und umbauten



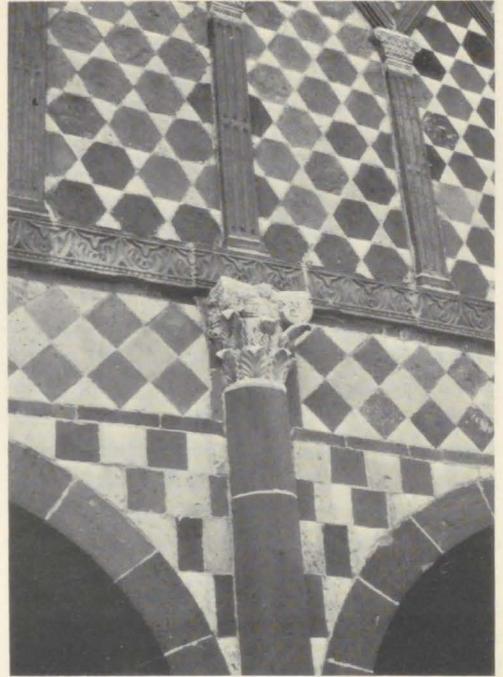
Die „Königsballe“ (Torballe) des Reichsklosters Lorsch, eine der wichtigsten Inkunabeln der deutschen Baukunst

Foto: Umminger

Atrium, östlich mit flacher rechteckiger, durch einen Lettner vom Laienschiff abgeschlossener Chornische umgebaut. Einige Zeit darauf schenkten Mutter und Sohn diese Bauanlage dem ihnen blutsverwandten, also ebenfalls dem karolingischen Hause angehörenden Erzbischof Chrodegang (Rutgang) von Metz, damit er in derselben ein Kloster nach der ‚Regula Benedicti‘ errichte. Chrodegang besiedelte das neue Klösterchen mit Benediktinermönchen aus dem Kloster Gorzia (Gorze) bei Metz, das der Erzbischof schon 745 oder 749 gegründet hatte. Mit Urkunde vom 12. Juli 764 übergab Williswinda mit Zustimmung ihres Sohnes, des Gau grafen, der jungen Lorscherschöpfung ihr väterliches Erbe, ein Landgut in der Ortschaft Hahnheim (damals Hagenheim genannt) am Flusse Selz im Wormsgau (Pa-

gus Wormatiensis). Diese erste urkundliche Erwähnung zeigt uns das kleine Lorsch Kloster mit seiner Peterskirche auf einer Insel zwischen zwei Flußarmen der Weschnitz (Wisgoz), auf der heutigen Kreuzwiese östlich von Lorsch im Lichte geschichtlicher Wirklichkeit... Der große Chrodegang, zugleich geistlicher Primas und weltlicher Erzkanzler des fränkischen Reiches, die bedeutendste geschichtliche Gestalt in der Ära Karl Martells und Pippins des Kurzen, mag von Anfang an mit dieser Gründung große Pläne verfolgt haben. Schon im nächsten Jahre, am 11. Juli 765 erfolgte die feierliche Einbringung der Nazarius-Reliquien in die dem Apostel Petrus und allen übrigen Heiligen geweihte Klosterkirche zu Lorsch. Die Gebeine des römischen Märtyrers Nazarius hatte Papst Paul I. (757–767) im Jahre 764 in den Katakomben aufgefunden und dem Erzbischof Chrodegang geschenkt — eine Auszeichnung, deren Bedeutung für die damalige Zeit wir heute kaum noch ermessen können, denn Reliquien von römischen Märtyrern waren das Kostbarste, was das achte Jahrhundert kannte. Willihar, Bischof von Sitten (Sion) und Abt von St. Maurice (St. Moritz, Schweiz, Kanton Wallis, nahe der italienischen Grenze) hatte das päpstliche Geschenk im Auftrage Chrodegangs unter mannigfaltigen Abenteuern am 15. Mai 765 nach Gorzia gebracht. Von dort aus, von der frühesten Klostergründung Chrodegangs, dem Mutterkloster von Lorsch, erfolgte die Übertragung des Nazarius-Schreines nach Laresham, die zu einem überwältigenden Schauspiel wurde, zu einem Triumphzug, der von Ort zu Ort sich fortbewegte und von Ort zu Ort sich vergrößerte und answoll. Aus den berührten Siedlungen schlossen sich ‚Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Greise und Kinder an‘ (CL. annot. 3a). Und als diese kleine Völkerwanderung endlich in Lorsch zum Stillstand kam, da war die ganze Provinz zwischen Argonnenwald und dem Odenwald an der Wisgoz vertreten.

Besonders hervorgehoben wird die Anwesenheit vielen Volkes aus dem Wasgenwald, den Vogesen. Der Einzug von St. Nazarius in die Peters-Basilika von ‚Altenmünster‘ auf der Weschnitz-Insel am 11. Juli 765 erfolgte in feierlicher Weise und unter ungeheurem Andrang der Gläubigen. Die edelsten Herren der engeren und weiteren Umgebung, darunter der Kloster-Stifter Kankor, Graf vom Oberrheingau, sowie Warin, der Graf des Lobdengauers, Sohn des Wegelenzo (CL. ch. nr. 6a) und Vater des Widewowo (CL. ch. nr. 193) — alle drei Generationen als Wohltäter des Klosters Lorsch bekannt —, trugen die Reliquien-Lade, die für alle Zukunft der wertvollste Besitz, der kostbarste Schatz und das erhabenste Heiligtum von Lauresham bleiben sollte, auf den Schultern in das Gotteshaus, dessen ‚Dominus, Pater ac Patronus‘ der römische Ritter in diesem Augenblick geworden war...“²⁾ Diese Darstellung der Translatio des Nazarius-Schreines nach Lauresham erinnert uns stark an Einhard, den Biographen Karls des Großen (Vita Caroli). „Nach etwa 13jährigem Aufenthalt in der Odenwaldidylle Michelstadt siedelte Einhard 828 in sein anderes, von Kaiser Ludwig geschenktes Hofgut Obermulinheim unterhalb der Gersprenzzündung am linken Mainufer über, nachdem am 16./17. Januar 828 die Gebeine der Heiligen Petrus und Marcellinus in feierlicher Prozession dorthin verbracht worden waren. Einhard selbst gibt eine hochinteressante Schilderung dieses Vorgangs in seiner zwischen 828—31 vollendeten Schrift *translatio S. S. Marcellini et Petri* (Übertragung und Wunder der Heiligen Marcellinus und Petrus, in deutscher Übersetzung von K. Esselborn, Darmstadt 1925), die sich der in Michelstadt abgefaßten Lebensbeschreibung Karls des Großen (Vita Caroli) würdig zur Seite stellt und tiefe Einblicke in die Geistesverfassung und Verkehrsverhältnisse jener Zeit gestattet. An zwei milden Wintertagen zog die Prozession unter Begleitung einer ungeheuren, aus der



Ausschnitt mit Kompositkapitell der Lorseber „Königshalle“

Foto: G. Umminger

ganzen Gegend zusammengelaufenen Menge von Steinbach längs der Mümling bis Mömlingen und von hier über den flachen Gebirgssattel nach Groß-Ostheim ins Pflaumbachtal, wo übernachtet wurde und eine kranke Nonne aus dem benachbarten Kloster Machesbach (Mosbach) zur Heilung kam. Sowohl nach Steinbach wie nach Seligenstadt strömten aus der näheren wie weiteren Entfernung, ja aus der Schweiz, Frankreich und Belgien zahlreiche Kranken im Vertrauen auf die Heilkraft der Reliquien und fanden nach Einhards gläubiger Darstellung auch Gesundung...“³⁾

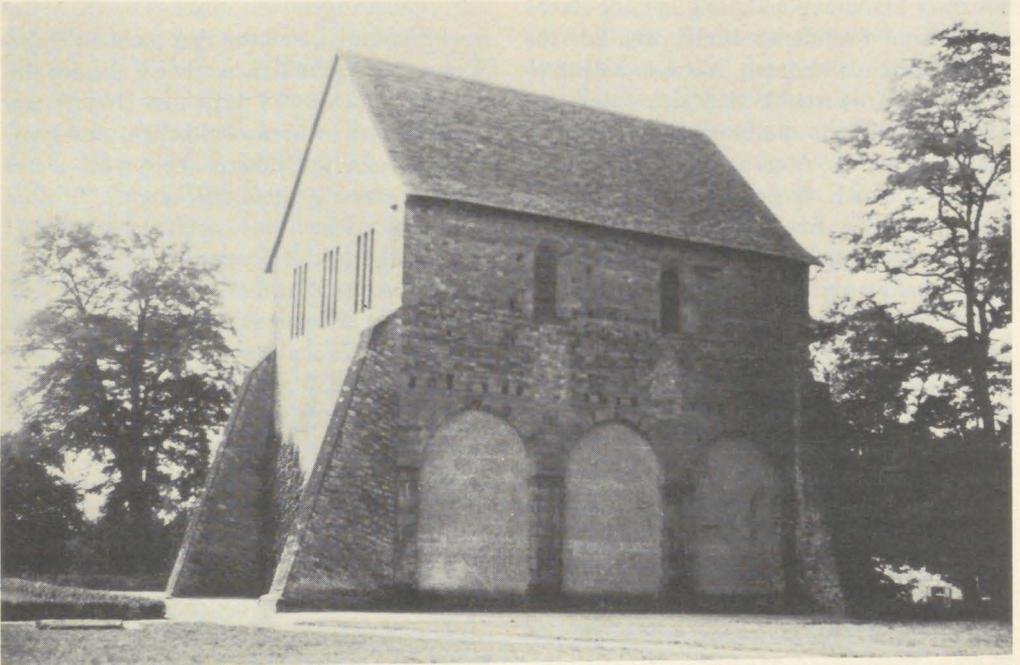
Ganz bewußt haben wir Konrad Dahl mit seiner „Historisch-topographisch-statistischen Beschreibung des Fürstenthums Lorsch“ aus dem Jahre 1812 an den Anfang unserer Erörterungen gestellt. Neben der

Geschichte des Klosters Lorsch tritt bei Dahl das Historisch-topographisch-statistische in der Art seiner Zeit — als Vorbild hat wohl J. G. Widder „Versuch einer vollständigen Geographisch-Historischen Beschreibung der Kurfürstl. Pfalz am Rheine“, Erster bis Vierter Theil, Frankfurt und Leipzig 1786—1788, gedient — in den Vordergrund, ein auf dem Zeitgenössischen beruhender Teil folgt. Im gesamten, eine vortreffliche Leistung für die Zeit vor dem Beginn der kritischen Geschichtsforschung⁴). Mit einem großen Sprung sind wir dann über zahlreiche Forschungsstadien⁵) hinweg geschichtswissenschaftlich mit Karl J. Minst und seinem Beitrag „Die Geschichte des Klosters Lorsch von der Gründung bis zum Jahre 1232“ in der Festschrift zur 1200-Jahrfeier von Lorsch 1964 „Laurissa Jubilans“, zum heutigen Forschungsstand gekommen⁶). Josef Semmler merkt an: „Mit seiner Übertragung an Erzbischof Chrodegang v. Metz war das junge Kloster Lorsch der östliche Vorposten Metz und damit reichsfränkischen Einflusses geworden, zugleich aber auch Ausstrahlungspunkt eines aktiven, bis in seine letzten Konsequenzen hinein gelebten religiösen Lebens. So wuchs es in seine Rolle als eines der ersten und mächtigsten mittelhessischen Reichsklöster hinein... Als bald nach der Ankunft der Nazarius-Reliquien in Lorsch stellte sich ob der zahlreichen Pilger, die das Grab des Heiligen besuchten, gebieterisch die Notwendigkeit, Kirche und Kloster zu erweitern. Da der vorhandene Platz jedoch zu Erweiterungsbauten nicht ausreichte, entschloß sich Abt Gundeland, vielleicht noch im Einvernehmen mit Chrodegang v. Metz, das Kloster zu verlegen. Ein Appell an die Großherzigkeit der Stifterfamilie hatte Erfolg: wohl im Jahre 767 überließ Graf Thuringebert dem hl. Nazarius ausgedehnte Güter und Liegenschaften zum Neuaufbau des Klosters. Unmittelbar darauf dürften die langwierigen Bauarbeiten begonnen haben. Eine dreischiffige Basilika sollte die Gebeine

des hl. Klosterpatrons aufnehmen; auch die notwendigen Klostergebäude nahm man in Angriff. Noch war der Neubau von Kloster und Kirche nicht vollendet, als ein Ereignis eintrat, das für die kommenden Jahrhunderte die Geschicke des jungen Klosters entscheidend bestimmen sollte. Im Jahre 771 starb Graf Cancor. Sofort machte sein Sohn Graf Heimerich erbrechtliche Ansprüche auf die Klosterherrschaft geltend. In der Tat bedurfte der rechtliche Status des Klosters an der Bergstraße einer gewissen Klärung. Chrodegang v. Metz hatte einst die Tradition des Klosters für seine Person entgegengenommen, von ihm war Lorsch auf dem Wege des Erbrechts an Abt Gundeland gelangt. Nicht nur die etwas unklare Rechtslage dürfte Graf Heimerich zu der Behauptung veranlaßt haben, sein Vater Cancor habe ihm das Kloster übertragen, es mag auch das Bestreben mitgespielt haben, dem monasterium, das seine toten Vorfahren barg und um das seine Sippe sich scharte, den Charakter des Familienklosters zu erhalten. Die überaus zahlreichen Schenkungen, die dem Kloster von überall her zuflossen, und der Besitz des wundertätigen Heiligen, jener innersten Kraftquelle der aufstrebenden Abtei, dürften zudem ihre Wirkung auf Heimerich nicht verfehlt haben. Abt Gundeland aber wandte sich im März 772 an das Königsgericht. Gegen die wohl mit handgreiflichen Maßnahmen dokumentierten Ansprüche des Grafen konnte der Abt als Stützen seiner Feststellungsklage die Rechtstitel vorweisen, durch die einst sein Bruder Chrodegang Herr und Eigentümer des Klosters Lorsch geworden war. Der König und die Beisitzer des Königsgerichtes erkannten auf die Rechtmäßigkeit dieser Tradition und den rechtlich einwandfreien Erbgang, der Abt Gundeland in den Besitz der Abtei gebracht hatte. Graf Heimerich, dessen Ansprüche urkundlich nicht zu beweisen waren, gab nach. Auf Grund des Gerichtsspruches sagte er zu, das Kloster künftig nicht mehr zu belästigen, und verzichtete in sym-

bolischer Handlung endgültig auf alle Rechte, die seine Familie als Fundatoren Lorsch geltend machen konnten. Abt Gundeland — in kluger Voraussicht, daß sich spätestens nach seinem Tode die Frage des erbrechtlichen Besitzes der Abtei erneut stellen werde — entschloß sich, Lorsch ein für allemal auf eine tragfähige Rechtsbasis zu stellen. Er übergab das Kloster samt dem ganzen Abteibesitz dem König. Sich selber und den seiner väterlichen Sorge anvertrauten Konvent kommandierte er in die Hände des Königs, um so des besonderen Schutzes der Königsgewalt teilhaftig zu werden. Karl der Große nahm Tradition und Kommendation an und bestätigte die beiden Rechtsakte durch eine Urkunde, die im Frühjahr 772 ausgestellt wurde: von nun an war Lorsch ein Kloster des Königs⁶⁷). Diesen komplexen Rechtsvorgang hat Hans-Peter Wehl in seiner im Jahre 1968 von der philosophischen Fakultät der Philipps-Universität Marburg als Dissertation angenommen und im selben Jahre mit dem Preis der Wolf-Erich-Kellner-Stiftung ausgezeichneten Arbeit eingehend dargestellt. „774 September 1. Es handelt sich bei dem Besuch Karls des Großen nicht nur um den ersten bekannt gewordenen, sondern wahrscheinlich um den ersten Aufenthalt dieses Herrschers im Kloster überhaupt. Der Anlaß war bedeutend genug: Im Frühjahr 772 hatte Abt Gundeland sein Eigenkloster unter königlichen Schutz gestellt, und Karl hatte es durch Immunitätsprivileg und Schutzverleihung und das Zugeständnis der freien Abtwahl zur Reichsabtei erhoben. Jetzt, im Sommer 774, war der 767 begonnene größere Neubau der Kirche fertig geworden, und der Abt ergriff die Gelegenheit, seinen soeben vom erfolgreichen Langobardenzug nach Deutschland heimkehrenden königlichen Freund und Gönner — und vielleicht auch entfernten Verwandten — zur Kirchenweihe in das Kloster einzuladen. Karl folgte Gundeland mit seiner gesamten Begleitung von Speyer, wohin ihm der Abt

enggegenzogen war, nach Lorsch... Bemerkenswert ist, daß das Fest nicht an einem Sonntag stattgefunden hat. Die Kalenden des September fielen 774 auf einen Donnerstag. Nach langen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen in früherer Zeit wird dieser Termin jetzt allgemein anerkannt...⁶⁸). Zum Vergleich ziehen wir noch einmal Josef Semmler herbei: „Nur einmal, im Jahre 774, weilte Karl der Große selber in seinem Kloster Lorsch. Die unweit der Erstgründung erbaute neue Kirche des Klosters war so weit fertiggestellt, daß sie die Gebeine des hl. Nazarius aufnehmen konnte. Auch die Klostergebäude konnten von den Mönchen bezogen werden. Abt Gundeland eilte nach Speyer, um dort seinen königlichen Herrn zu treffen, der gerade aus Italien, geschmückt mit der Eisernen Krone der Langobarden, zurückgekehrt war. Der König entsprach der Bitte des Abtes und nahm am 1. September 774 an der Weihe der prächtig ausgestatteten neuen Abteikirche teil. Die feierliche Konsekration vollzog der Diözesanbischof, Lul v. Mainz, der damit ausdrücklich als Ordinarius der Rupertinerstiftung anerkannt wurde und somit die jahrhundertelange Verbindung zwischen dem Erzstuhl Mainz und dem mittelhheinischen Kloster begründete. Der Reliquienprozession, die die Gebeine des Klosterheiligen in seine neue Grablege überführte, hatten sich zahlreiche kirchliche Würdenträger angeschlossen... Die Translation und die Kirchweihe vom 1. September 774 vereinigte noch einmal, ehe das Kloster Lorsch in seine zweite, mehr dem inneren Ausbau zugekehrten Phase seiner Entwicklung eintritt, die Repräsentanten aller jener Kräfte, die im ersten Jahrzehnt seines Bestehens auf Lorsch eingewirkt hatten: die Vertreter der Gründerfamilie, den Nachfolger Chrodegangs v. Metz, dem das Kloster seine monastische Formung und seinen Schutzheiligen verdankte, den Gründerabt, der als Erbe des Metzger Bischofs die Abtei auf die Stufe des Königsklosters erhob, den König sel-



Erbaltener Teil der ehemaligen Klosterkirche. Drei Joche des Mittelschiffes der romanischen Vorkirche (1141–1148) von Südosten

Foto: Umminger

ber, den nunmehrigen Klosterherren, und den Diözesanbischof. Die von Metz her geformte Stiftung einer Adelsfamilie war durch diese feierliche Konsekration nunmehr endgültig in den staatlich-politischen Aufbau des Karolingerreiches und seine reguläre kirchliche Organisation eingefügt. Welche Bedeutung Karl der Große indes noch in den siebenziger Jahren des 8. Jahrhunderts seiner neuerworbenen Abtei an der Bergstraße beimaß, zeigt sich nicht nur in seiner Teilnahme an der Konsekration der Klosterkirche, sondern nicht zuletzt auch an zwei wichtigen Schenkungen, die in unmittelbarem zeitlichen und sachlichen Zusammenhang mit der Übereignung des Klosters an den König und der Verlegung der Abtei stehen...⁹⁾.

Nach der heutigen Erkenntnis dürfte das einmalige Bauwerk der Lorscher „Königshalle“, inmitten des Kirchenbezirks des Reichsklosters, vor allem im Zusammenhang mit der

unmittelbar an das Kloster angebauten königlichen Pfalz zu sehen sein. Nachdem Reste des Thronsessels an der höchsten Stelle des leicht geneigten Fußbodens aufgefunden werden konnten, gewinnt der lange Zeit umstrittene Name „Königshalle“ wieder an Gewicht. Die Halbsäulen zwischen den drei Torbögen sind mit jonisch-korinthisch-römischen Kapitellen gekrönt, darüber läuft ein Fries aus seltsam verschlungenen Ornamenten. Die feine Gliederung wird noch durch ein rot-weiß-gelbes Karo-Muster aus Sandstein an den Längsseiten mosaikartig bunt, heiter und fast ein wenig verspielt, verstärkt¹⁰⁾. Man sollte dieses einmalige Bauwerk gegen Abend betrachten, wenn die letzten Sonnenstrahlen seine Formen und Farben herausheben und in wunderbarem Erglühen auch dem Herzen näherbringen wie eine Mahnung aus jener glaubensstarken Zeit. „Das geschichtliche Wirken mittelalterlicher

und neuzeitlicher Klöster versteht sich heutzutage nicht mehr von selbst. Was Benediktiner von gestern taten, dachten und wollten, hat sich in Urkunden und Akten, in Denkmälern der Kunst und Architektur niedergeschlagen, die erst durch mühsame Exegesen erschlossen werden müssen. Hinzu kommt, daß antimonastische Werturteile des Humanismus, der Reformation und Aufklärung vielfach zu Bestandteilen eines Verstehenshorizontes geworden sind, der kaum geeignet ist, das, was benediktinisches Mönchtum eigentlich war und sein sollte, sachlich angemessen in den Blick zu bringen ...“ meint Klaus Schreiner in „Germania Benedictina“¹¹). Während der ersten Jahrhunderte seines Bestehens hat Lorsch dem Benediktinerorden angehört. Bereits um die Mitte des 8. Jahrhunderts war Franken von Benediktinerklöstern angefüllt, von denen mehrere schon machtvoll waren. Die Benediktinerregel galt als verbindlich im Frankenreich. Lorsch, das sozusagen den Mittelpunkt dieser Klostergründungen bildete, sollte ganz natürlich von dieser Nachbarschaft Vorteil haben und von seinen Gründern die Regel des heiligen Benedikt empfangen. Chrodegang, Bischof von Metz, an den sich diese wandten, war Schüler der Benediktiner und, wenn nicht selbst Mönch in St.-Trond, ist er ihr Freund und Beschützer geblieben; er hatte gerade bei seiner Bischofsstadt die Abtei von Gorze nach der Benediktinerregel gegründet (748). Mönche dieses Klosters besiedelten die neue Gründung in Franken. Obwohl im tiefen Wald gelegen, erleichterten Straßen die Verbindung der neuen Abtei mit den klösterlichen Stiftungen, die es zerstreut in der Umgebung gab. Eine Straße, die an Lorsch vorbeiführte, verband die wichtigen Straßen, die Bergstraße (strata montana) mit der römischen Straße, die von Norden und von Süden her führte, der heutigen „Steiner Straße“. Überdies lag Lorsch nahe den großen sich bewegenden Straßen, nämlich den Strömen und Flüssen des Rheins, des Mains, des

Neckars und der Weschnitz. Die klösterliche Gründungswelle des 8. und 9. Jahrhunderts verdeutlicht nicht nur die geschichtsbildende Kraft klösterlicher Lebensideale, sie läßt überdies erkennen, daß religiöse Bewegungen und Institutionen auch immer politischen Zwecken nutzbar gemacht werden konnten. „Die Gesetzgebung Karls des Großen, soweit sie sich mit Klöstern befaßte, suchte nicht nur Grundsatzfragen der innerklösterlichen Lebensordnung und Disziplin zu regeln. In seiner programmatischen ‚Admonitio generalis‘ vom Jahre 789 machte der fränkische Herrscher allen monastischen Gemeinschaften zur Pflicht, in ihren Klöstern Schulen einzurichten, die sich der ‚sieben freien Künste‘ annehmen und auf diese Weise eine gründliche Ausbildung des geistlichen Standes gewährleisten sollten. Die sogenannten ‚Artes‘ umfaßten die drei formalsprachlichen Künste Grammatik, Rhetorik und Dialektik (Trivium) sowie die vier mathematischen Fächer Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie (Quadrivium). In seiner berühmten ‚Epistola de literis colendis‘ an Abt Baulgulf von Fulda begründete Karl eindringlich die Notwendigkeit literarischer und wissenschaftlicher Bildung ... So sind denn auch die Klöster des Frankenreiches zu wichtigen Trägern jener Bildungs- und Studienreform geworden, die gemeinhin als ‚karolingische Renaissance‘, als ‚Wiederaufnahme und Weitergeben des aus der Vergangenheit übernommenen lateinischen Sprach- und Liedergutes‘ (P. Lehmann), charakterisiert wird. . . Die kulturschöpferische Kraft des fränkischen Mönchtums zeigte sich nicht zuletzt in der Ausbildung einer einheitlichen Schrift (‚karolingische Minuskel‘), in dem erfolgreichen Bemühen um eine grammatikalisch korrekte Latinität sowie in der handschriftlichen Weitergabe antiker und patristischer Texte. . . Das Aachener Konzil vom Jahre 816 setzte dank seiner Initiative die bis dahin geltende ‚regula mixta‘, eine Mischform zwischen der Benediktinerregel und der



Matthäus Merian:
Lorsch in der ersten Hälfte
des siebzehnten Jahrhunderts

„Ein halbe Meil von Heppenheim liegt das Closter Lorsch / ein sehr altes / vor Zeiten stattlich / und reiches Closter / so aber meistens in diesen Kriegen verbrent / und zerstört worden.“

Matthäus Merian: Zustand des Klosters Lorsch vor 1621. Dieser Stich vom „Closter Lorsch“ findet sich in der *Topographia Palatinatus Rheni et Vicinarum Regionum*, deren erste Auflage 1645 herausgegeben wurde

Klosterordnung Columbans, außer Kraft und machte die ‚Regula S. Benedicti‘ zur einzigen Norm des fränkischen Mönchtums. Erst seit den denkwürdigen Aachener Reformgesetzen gibt es ‚Benediktinerklöster‘ im strengen Sinne — Gemeinschaften nämlich, die sich ausschließlich an den Satzungen des hl. Benedikt orientieren. Die von allen fremden Einsprengseln gereinigte Benedikt-Regel bildete seitdem das ‚Formgesetz der Einheit‘ (forma unitatis), welches die Einzelklöster zu einem übergreifenden Verband mit einheitlichen Lebensgewohnheiten zusammenschließen sollte. Mit recht ist deshalb die Tat des Reichsabtes Benedikt als eigentliche ‚Geburtsstunde des Benediktinerordens‘ (J. Semmler) bezeichnet worden. . .¹²⁾.

Die Geschichte des Reichsklosters Lorsch, der Macht und Stütze der Karolinger, ist von Anbeginn an aufs engste verbunden mit dem fränkischen Reich, angefangen bei Pippin dem Kurzen über Karl den Großen bis zu

Ludwig dem Deutschen. Zusammen mit den Benediktinerabteien Reichenau und St. Gallen wurde Lorsch durch die Macht der fränkischen Karolinger ein kultureller und geistiger Mittelpunkt Süddeutschlands und ragte, so scheint es, über diese beiden Benediktinerklöster noch hinaus. War es doch die Ruhestätte der letzten Karolinger! Nach der Teilung des Karolingischen Reiches wurde Lorsch das Hauptkloster des Ostfränkischen Reiches, also des späteren Deutschen Reiches, und sein erster Herrscher war Ludwig der Deutsche, der im Jahre 876 starb und in Lorsch beigesetzt wurde. Noch ehe die Gruft vollendet war, hatten sich auch noch andere Tote aus königlichem Geblüt in Lorsch eingefunden: 879 fiel Ludwigs Enkel (Hugo) im Kampf gegen die Normannen; 882 starb dessen Vater Ludwig III. Auch mehrere adelige Gefolgsleute, Wohltäter des Klosters, fanden in der stillen Gruft in Lorsch eine letzte Zuflucht¹³⁾.

Die Äbte von Lorsch geboten als weltliche Fürsten über weite Teile Südwestdeutschlands. Im 11. Jahrhundert war ihre Macht so groß, daß der Abt Udalrich auf dem Reichstag zu Trebur 1066 mit einem Gefolge von 1200 Rittern auftreten konnte. Die Besitzungen dieses Reichsklosters reichten von der Schweiz bis in die Niederlande. Dabei vollzog sich der ungeheure Aufstieg Lorsch zu seiner überragenden Bedeutung in relativ kurzer Zeit. Die Schenkungen Karls des Großen und mehr als 3500 (für die damalige Zeit eine unvorstellbare Zahl!) andere Überweisungen zeugen mehr als vieldeutig von der herausragenden Stellung des karolingischen Reichsklosters Lorsch! Bedeutende Äbte waren glänzende Verwalter und Mehrerer. Indes, die gewaltigen Schenkungen, die dem Kloster Lorsch durch Karl den Großen und vor allem seinen Enkel Ludwig dem Deutschen zuflossen, sind nur zu verstehen, wenn man die großen und herausragenden Leistungen dieses Volkes für das Christentum näher betrachtet. Ohne die Franken und Karl Martell gäbe es, hätten sie die Araber bei Poitiers und Tours nicht geschlagen, wohl keine christlich abendländische Kultur! Nur aus dieser Sicht ist das enge, ja brüderliche Verhältnis zwischen Pippin dem Kurzen, Karl dem Großen und Ludwig dem Deutschen zu ihren Klosterneugründungen und vor allem eben zu ihrer Macht und Stütze dem Reichskloster der Karolinger: Lorsch, zu verstehen! Lorsch war „Königskloster“ wovon heute noch die „Königshalle“ zeugt! Warum gerade dieses deutsche Herrschergeschlecht sich so zu Lorsch hingezogen fühlte, wird ewiges Rätsel bleiben. War es der Odenwald, dessen vordere Hänge bis einige Kilometer an das Kloster heranreichten und ein beliebtes Jagdgebiet war — denken wir nur an das Nibelungenlied und Siegfrieds Tod¹⁴⁾ — oder die Bergstraße, die durch ihr mildes Klima und ihre vielfältigen Schönheiten die Karolinger so sehr anzog? Wer vermag es zu sagen! Wichtiger war: hier lag das

Zentrum des Karolingerreiches, die „vis maxima regni“ — und folgerichtig wird das Reichskloster Lorsch unter Karolingern, Ottonen und Saliern, zu einem geistigen und politischen Mittelpunkt der Zeit. Ja noch mehr! Auch der Bayernherzog Tassilo starb hier, nach seiner Absetzung und Verzichtleistung, als Laienbruder im Jahre 797. Die Gründer und Schenker hatten bei der Wahl des Ortes nicht nur das mächtige Fulda im Auge, dem Lorsch Konkurrenz machen sollte, sondern auch die Verkehrswege nach Bayern, dessen reiche agilolfingische Klostergründungen dem Frankenreich in dieser Zeit wie eine reife Frucht in den Schoß fallen sollten. Die Bedeutung von Lorsch rückt so weit über die örtliche Wirksamkeit hinaus in geographische und dynastisch-politische Zusammenhänge hinein! Als Macht und Stütze der Karolinger war das Reichskloster Lorsch ein Knotenpunkt im geschichtlichen Netzwerk. Lorsch lag eben im politischen Zentrum wichtiger Nord-Süd- und West-Ost-Verbindungen, wie heute die Nibelungenstraße etwas nördlich vorbeizieht und durch die kleine Gemeinde im hessischen Ried die Siegfriedstraße nach Osten hindurchführt, wie auch die Bundesautobahn Frankfurt — Mannheim — Karlsruhe — Stuttgart — München — Karlsruhe — Basel Lorsch berührt! Der rasche Aufstieg zu weltlicher und geistiger Macht und überragender politischer Bedeutung und der rasche Zerfall ist mit eines der interessantesten und herausragenden Kapitel der Lorsch Geschichte. Es wird auch in Zukunft die Frage offenbleiben müssen, ob der durch Kaiser und Papst abgesetzte Abt Konrad die Schuld am wirtschaftlichen Niedergang alleine trug und damit das Ende der Reichsabtei heraufbeschwor oder ob Lorsch ganz einfach seine historische Aufgabe als karolingische Hausmachtgründung und Macht und Stütze des Reiches Karls des Großen und später Ludwigs des Deutschen erfüllt hatte. Keiner ihrer Nachfolger fand zu Lorsch ein so inniges Verhältnis mehr,

und keine wesentliche Förderung erfolgte. Wohl baute man im 11. Jahrhundert nach Hirsauer Art vor die Westseite zwei freistehende Türme mit einem Vorhof und schloß diese Gruppe dann im 12. Jahrhundert durch die Vorkirche an den Hauptbau an, aber bereits im 13. Jahrhundert setzte der Niedergang ein, nachdem mehrere Brände den ursprünglichen Bestand bereits stark beeinträchtigt hatten. An dieser Stelle sei an die kirchliche Feier des Benediktusfestes am 21. März des Jahres 1090 in Lorsch erinnert. „Es war gerade der vorerwähnte Tag des 21. März. Die Abenddämmerung senkte sich schon hernieder. Wie das hungrige Israel hatte das Volk sich zunächst zum Essen und Trinken niedergelassen gehabt, nun hatte man sich zum Spielen erhoben. Neben anderen Spielübungen schleuderte die wehrhafte Jungmannschaft gerade Scheiben durch die Luft, die, wie üblich, ganz außen am Rande angeglüht waren. Wurden sie in einem etwas kühnen Schwung gewirbelt, so zogen sie in lichtem Feuerbogen ihre Bahn; so boten sie für die Entfaltung der Körperkraft wie auch in ihrer Wirkung auf das staunende Auge der Zuschauer ein willkommenes Schauspiel. Da gab einer der Jungburschen seiner Scheibe, nicht etwa zu hastig, sondern nur zuletzt leider eine verkehrte Drehung. Infolge dieses ungeschickten Wurfes flog sie hoch empor auf das Kirchendach: da blieb sie zwischen den Ziegeln und dem morschen Sparrenwerk stecken und wirkte nun bei dem wehenden Winde wie Zunder für den daraus entstehenden Brand. . .“¹⁵). Diese Lorschener Nachricht aus dem Jahre 1090 ist die erste uns genauer bekannte Kunde von der heute nur noch weiter südlich im alemannischen Volkstumsgebiet heimischen Sitte des „Scheibenschlagens“ am „Funkensonntag“, dem ersten Fastensonntag¹⁶). Konrad Dahl¹⁷) schildert den Lorschener Klosterbrand des Jahres 1090 eingehender: „Aber — dagegen mußte auch Abt Anselm das Unglück erleben, daß den 21sten März 1090 die prächtige Klosterkir-

che mit allen darin befindlichen Kostbarkeiten samt dem größten Theile der Klostergebäude ein Raub der Flammen wurde. Am selbigen Tage (es war der Festtag des heil. Benedikts) wurden von den Soldaten und dem Volke zu Lorsch Spiele im Klosterhofe gehalten, die bis zu einbrechender Nacht dauerten. Zuletzt, als es fast dunkel geworden, warfen die Soldaten Feuerkugeln in die Luft, die am äußersten Ende angezündet, und dann schnell in die Höhe geschleudert wurden, wo sie durch ihre großen Schwingungen, die ringsumher ein glänzendes Feuer verbreiteten, dem Auge ein schönes Schauspiel darstellten. (Es wäre, meines Erachtens, der Mühe werth, zu untersuchen, welches Art von Feuerwerk dieses gewesen, und ob es Brandkugeln oder Raqueten waren, wodurch die Kirche zu Lorsch angezündet wurde. Wodurch wurden diese Kugeln so schnell entzündet, da man noch kein Pulver hatte? Welche Gewalt trieb sie so sehr und hielt sie so lange in der Luft, daß sie durch manigfaltiges radförmiges Umdrehen und Feuerspeien dem Auge ein unterhaltendes Schauspiel werden konnten, ganz auf die Art unserer heutigen Raqueten und Feuerräder? — Daß sich die Kugeln, wie die Chronik sagt, zwischen den Ziegeln und Schindeln fest angehängt, und das Dach sogleich in Brand gesteckt haben, ist ein deutlicher Beweis, daß solche eine Art des alten griechischen Feuers in sich hielten. Aber aus was bestand eigentlich dieses Feuer, und wie wurden damit alle die Wirkungen hervorgebracht, die wir so eben gehört haben?)! Zum Unglück fiel eine von diesen Kugeln auf die Kirche, wo sie zwischen den Ziegeln und wurmstichigen Schindeln hängen blieb, und mit Hülfe des Windes, ein schnelles Feuer verbreitete. Letzteres fieng gerade an dem Orte an, wo die Glockenseile hiengen, welche es zuerst verzehrte, und dadurch das Zeichengeben und Feuerleuten verhinderte. Als die schon allenthalben um sich fressende Flamme das Unglück von selbst verkündete,

war schon alle Rettung und Löschen unmöglich. Denn das Hauptdach der Kirche war mit Blei gedeckt, und dies, durch das Feuer geschmolzene und häfzig herabtriefende Metall, drohte Jedem, der sich dem Brande näherte, Tod und Verderben. Ein allgemeines Jammergeschrei erfüllte die Luft, als man solch herrliches Gebäude mit allen darin durch mehrere Jahrhunderte zusammengesparten Reichthümern und Kostbarkeiten, fast in einem Augenblicke und ohne alle Rettung verloren sah. Das schlimmste aber, was man fürchtete, war dieses, daß auch der Leichnam des heil. Nazarius ein Raub der alles verzehrenden Flamme geworden sey. Allein — zur größten Freude aller frommen Christen, fand sich beim Aufgraben der Ruinen, der bleierne Sarg, und in demselben der Leichnam dieses Heiligen, noch ganz unverehrt. Eine erstaunende Menge Volks aus allen Gegenden kam auf die erste Nachricht von dieser frohen Begebenheit zu Lorsch zusammen. Alle wollten den Leichnam des heil. Nazarius sehen, alle von der Wirklichkeit dieses Wunders (wofür die dessen Erhaltung hielten) sich durch den Augenschein überzeugen. Der Bischoff Ebbo von Worms, der bei der Erhebung des heil. Nazarius gegenwärtig war, sah sich gezwungen, den heiligen Leichnam auf einen erhabenen Ort bringen zu lassen, wo er den Kopf desselben dem ganzen Volk öffentlich vorzeigte, und dabei mit lauter Stimme ausrief: ‚Sehet hier den Leichnam, sehet das Haupt eures Herrn, eures Vaters, eures Patronen, des vor Gott ehrwürdigen und vielgeliebten heil. Nazarius, an dessen Gegenwart ihr zweifeltet, an dessen mächtigen Fürsprache ihr verzweifeln wolltet‘. Ein allgemeines Jubel- und Freudengeschrei erfüllte die Luft. Ein herzliches lautes Dankgebeth wurde zum Himmel geschickt, und als vorher viele Menschen durch das erschreckliche Gedränge und die große Hitze des Tages (es war der 5te des Junius) so abgeschwächt wurden, daß sie auf dem Platze ihren Geist aufgaben, so entstand gleich bei

der Erhebung des heil. Leichnams auf einmal ein so angenehmer und kühler Wind, daß sich alle Anwesende mächtig erquickt und gestärkt fühlten. Man hielt solches für ein durch den heil. Nazarius gewirktes Wunder. Alles dieses machte in den Herzen der anwesenden Gläubigen einen solchen Eindruck, daß alle sich beeiferten, den heil. Nazarius reichliche Opfer darzubringen. Es war ein ordentliches Wettrennen unter denen, die zum Sarge des Heiligen hinzuliefen, um dort Geld, Gold und Silber, gold- und silbernes Geschmeide, Edelgesteine etc. als Opfer niederzulegen. Auch von auswärts kamen von allen Seiten so reichliche Beiträge zusammen, daß die Kirche gar bald (freilich nicht so prächtig wie vorher) wieder erbauet werden konnte. Nachdem solches von dem Abte Anselm ins Werk gesetzt worden war, richtete er sein Augenmerk auch auf den Abrahamsberg, wo er ein neues Kloster zu Ehren des heil. Stephanus und Laurentius erbauete, und für 12 Mönche, mit Hülfe eines ansehnlichen Vermächtnisses, stiftete, und diese Stiftung von dem Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1103. bestätigen ließ. . .“ Als wesentliches Tochterkloster von Lorsch für den Rhein-Neckar-Raum ist St. Michael auf dem „Abirinsberg“, wie der Heiligenberg bei Heidelberg damals hieß, zu nennen. Abt Thiotroch (Dietrich) von Lorsch (863—875) hatte sicher eine Festigung des Lorschers Einflusses am Neckar im Auge, als er auf dem Heidelberger „Heiligenberg“ St. Michael gründete, das erste Kloster dort oben.

Wir haben bereits weiter vorn angemerkt, daß der Niedergang des Reichsklosters Lorsch bereits im 13. Jahrhundert einsetzte. Schließlich fielen die Sakralbauten endgültig dem Dreißigjährigen Krieg zum Opfer und letztendlich haben dann die Bauern der umliegenden Rieddörfer das aufgegebene Kloster als willkommenen Steinbruch ausgeschlachtet und dabei auch außerordentlich gründliche Arbeit geleistet. Nur das Mittelschiff der Vorkirche steht heute noch, weil

dieser Teil zufällig als Kornspeicher benutzt wurde! Die große Basilika, 50 Meter lang und 22 Meter breit, bei deren Weihe im Jahre 774 Karl der Große persönlich in Lorsch anwesend war, verschwand jedoch spurlos, so daß es erst einer mühsamen und langwierigen Spatenforschung bedurfte (1927/28 von Professor Dr. F. Behn und Dr. E. Schmidt¹⁸), um wenigstens die Fundamentgruben und die Reste der Königsgruft wiederzufinden. Fast wäre auch die Torhalle, die „Königshalle“, abgebrochen worden, denn die kurfürstlich-mainzische Verwaltung hatte dieses kunstgeschichtliche Juwel auf deutschem Boden im Jahre 1797 als Baumaterial an die Nachbargemeinde Kleinhäusen verkauft. Nur weil sich der Abbruch — als uns heute einmalig scheinender Glücksfall — verzögerte und Lorsch inzwischen hessisch geworden war, konnte Großherzog Ludwig I. im Jahre 1803 die „Königshalle“ zurückkaufen und somit einen der wichtigsten Zeugen deutscher Baukunst dieser sogenannten karolingischen Renaissance vor dem Untergang retten.

Auf uns gekommen sind auch die letzten der drei Bücher des Titus Livius, die sich heute in der Wiener Hofbibliothek befinden, ihre Rettung aber dem Reichskloster Lorsch verdanken. In Lorsch befand sich ebenfalls ein Teil der Schriften des für die ersten nachchristlichen Jahrhunderte in Südwestdeutschland landesgeschichtlich so bedeutsamen römischen Schriftstellers Ammianus Marcellinus, dem wir unter anderem auch einen Bericht über einen Aufenthalt des Kaisers Valentinian in Altrip verdanken. Das landeskundlich wertvollste Werk, das aus dem Reichskloster Lorsch hervorging und für unseren heimatlichen südwestdeutschen Raum von einmaligem unwiederholbarem Wert ist, ist der „Codex Laureshamensis“. Dieser Kodex ist ein prachtvoll auf Pergament geschriebenes Werk, in dem die Stiftungen genau aufgezeichnet sind und dem die meisten Orte des fränkischen Siedlungsgebietes der

alten Kurpfalz in der Rheinebene ihre Ersterwähnung verdanken. Das Gleiche trifft besonders auf den Kraichgau¹⁹), das Neckarland, ja ganz Südwestdeutschland zu, denn die Besitzungen reichten von der Schweiz bis in die Niederlande. Insgesamt werden im Lorsch Kodex 880 Orte mit 3836 Schenkungen genannt²⁰).

Mit einer Festwoche feierte vom 13. bis 21. Juni 1964 die Riedgemeinde Lorsch, das „Tor zum Kreis Bergstraße“, ein Jubiläum ganz besonderer Art: den Geburtstag des Reichsklosters Lorsch, das vor 1200 Jahren gegründet wurde. Eine damals beim Brunnen — unweit der erhalten gebliebenen Vorkirche — angebrachte Inschrift besagt: „IM JAHRE 764 — UNTER DER REGIERUNG DES KÖNIGS PIPPIN — GRÜNDETEN DER FRÄNKISCHE GAUGRAF KANKOR UND SEINE MUTTER WILLISWINDA DAS KLOSTER LORSCH UND ÜBERGABEN ES AN ERZBISCHOF CHRODEGANG VON METZ ZUR BESIEDLUNG MIT MÖNCHEN AUS DEM ORDEN DES HL. BENEDIKT“. Dem Besucher, der heute durch das verlassene Reichskloster wandert, wird bewußt beim Anblick der Reste, die von der Macht und Stütze der Karolinger übriggeblieben sind, daß er hier einen Sprung über zwölf Jahrhunderte macht und ein „Königlich Kloster, der Könige Wohnort und Thronitz der Kaiser“ betritt. Von der umfangreichen Klosteranlage des achten Jahrhunderts ist nicht mehr viel erhalten geblieben. Brand und Zerstörung im Gefolge politischer Wirren und kriegerischer Eroberungen haben dafür gesorgt, daß nur noch ein Teil der Vorkirche und die sogenannte „Königshalle“ oder „Torhalle“ überliefert worden sind. Daß aber gerade dieses „Wunder“ auf uns gekommen ist, können wir nicht genug schätzen und ist schon mehr als man gemeinhin erwarten darf. Da hier — in dem abseits der geistigen Zentren der Neuzeit liegenden Lorsch — eine nachträgliche Überbauung, wie sie bei anderen kirchli-

chen Bauten der Karolingerzeit zu finden ist, fehlt, konnte der Spaten des Forschers Zusammenhänge aufdecken und Urformen altdeutscher Baukunst freilegen, wie dies andernorts wohl kaum mehr möglich ist im deutschen Kulturraum.

Literatur

1) Dahl, Konrad, Historisch-topographisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Lorsch, Darmstadt 1812, Zweite Abtheilung. Geschichte des Klosters Lorsch. Erstes Hauptstück. § 1, Stiftung der Fürstlichen Abtei Lorsch, S. 57

2) Minst, Karl, J., Die Geschichte des Klosters Lorsch von der Gründung bis zum Jahre 1232, in, Laurissa Jubilans. Festschrift zur 1200-Jahrfeier von Lorsch 1964. Herausgegeben von der Gemeinde Lorsch. S. 21–31, S. 21/22

3) Schumacher, K., Aus Odenwald und Frankensland. Studienfahrten und Sonnentage in alten und neueren Kulturstätten, Darmstadt 1929, 2. Auflage, S. 86/87

4) vgl. hierzu Knöpp, Fr., Die geschichtliche Bedeutung der Reichsabtei, in, Die Reichsabtei Lorsch. Festschrift zum Gedenken an ihre Stiftung 764. I. Teil, Darmstadt 1973. II. Teil, Darmstadt 1977., I. Teil, S. 59–74, S. 59

5) Landau, G., Lorsch im Großherzogthum Hessen, o.O., ca. 1840 Falk, Fr., Geschichte des ehem. Klosters Lorsch an der Bergstr., Mainz 1866 Kieser, Fr., Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch, Bensheim 1908/09

Neundörfer, D., Studien zur ältesten Geschichte des Klosters Lorsch, Berlin 1920

Henkelmann, K. — Anthes, E., Das Kloster Lorsch, Bensheim 1922; Oeser, M., Lorsch Studien, Sonderbeihft „Der Wormsgau“, Worms 1943 — Sonderdruck aus „Vom Rhein“, 11. Jg., / 1912, S. 5–13, 17–22, 26–29, 41–46; ebd. S. 3–5 eine Einleitung von Erwin Frh. von Heyl zu Herrnsheim, Behn, Fr., Kloster Lorsch, Mainz 1949

Minst, Karl, J., Das Königskloster in Lorsch, Mannheim 1949

Walbe, H., Das Kloster Lorsch, Heppenheim 1950 Selzer, W., das karolingische Reichskloster Lorsch, Kassel 1955

Minst, Karl, J., Kloster Lorsch. Einheimische Überlieferung in der Steinmetzkunst des Mittelalters, Heppenheim 1958

Kloster Lorsch. Amtlicher Führer, Minst, Karl, J., Huth, H., Biehn, H., ¹1962 — ⁸1978

Laurissa Jubilans. Blätter zur 1200-Jahrfeier. Beila-

ge zum Lorsch Anzeiger. Schriftleitung: Schnit-zer, P., Lorsch 1963–1964

Büttner, H., und Duft, J., Lorsch und St. Gallen in der Frühzeit. Zwei Vorträge. Hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Konstanz 1965

6) Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch. Hrsg. vom Heimat- und Kulturverein Lorsch in Verbindung mit der Arbeitsgemeinschaft der Geschichts- und Heimatvereine im Kreis Bergstraße. Sonderband 4 in der Reihe der Geschichtsblätter für den Kreis Bergstraße. Schriftleitung: Schnit-zer, P., Lorsch 1978

7) Semmler, J., Die Geschichte der Abtei Lorsch von der Gründung bis zum Ende der Salierzeit (764–1125), in, Die Reichsabtei Lorsch. Festschrift zum Gedenken an ihre Stiftung 764. I. Teil, Darmstadt 1973. II. Teil, Darmstadt 1977. I. Teil, S. 75–173, S. 79/80

8) Wehlt, H. P., Reichsabtei und König dargestellt am Beispiel der Abtei Lorsch mit Ausblicken auf Hersfeld, Stablo und Fulda. Diss. phil. Marburg 1968. Ausgezeichnet mit dem Preis der Erich-Kellner-Stiftung. Veröffentlichungen des Max-Planck-Institutes für Geschichte 28. Göttingen 1970, S. 92; vgl. hierzu auch Gugumus, E., Die Lorsch Kalender in Cod. Pal. lat. 485 und 499 der Vatikanischen Bibliothek, Jahrbuch für das Bistum Mainz 1958–1960, 8. Band, S. 286–321, bes. S. 288

9) Semmler, J., a.a.O., S. 82/83

10) vgl. hierzu Adamy, R., Die fränkische Torhalle und Klosterkirche zu Lorsch an der Bergstraße, Darmstadt 1891; Weckerling, A., Das Kloster Lorsch und seine Torhalle, Worms 1903; Walbe, H., Kirche und Torhalle des Klosters Lorsch, Gießen 1941; Selzer, W., Die karolingische Königshalle zu Lorsch, in, Laurissa Jubilans. Festschrift zur 1200-Jahrfeier von Lorsch 1964, S. 129–134; Zeilinger-Büchler, R., Kunstgeschichtliche Betrachtungen zur Datierung der Lorsch Königshalle, in, Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch. Sonderband 4 in der Reihe der Geschichtsblätter für den Kreis Bergstraße. Schriftleitung: Schnit-zer, P., Lorsch 1978, S. 79–91; Fuchs, A., Die Königshalle des Klosters Lorsch, ebda. S. 93–98; Schnit-zer, P., Für die Rettung der Königshalle, ebda. S. 99–102

11) Schreiner, K., Benediktinisches Mönchtum in der Geschichte Südwestdeutschlands, in, Germania Benedictina. Hrsg. von der Academia Benedictina in Verbindung mit dem Abt-Herwegen-Institut, Ottobeuren, Bayerische Benediktiner-Akademie, Band V: Baden-Württemberg, Bearbeitet von Quarthal, Fr., in Zusammenarbeit mit Decker-Hauff, H. M., Schreiner K., und dem Institut für

geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften an der Universität Tübingen. 1. Auflage 1975. Kommissionsverlag Winfried-Werk Augsburg, S. 23–104, S. 23; vgl. S. 112–114 Literatur; vgl. auch Hemmerle, J., Die Benediktinerklöster in Bayern, *Germania Benedictina* 2, 1970

¹²⁾ Schreiner, K., a.a.O., S. 28/29

¹³⁾ vgl. hierzu Minst, Karl, J., Die Beisetzungen in der Königsgruft, in: Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch. Sonderband 4 in der Reihe der Geschichtsblätter für den Kreis Bergstraße. Schriftleitung: Schnitzer, P., Lorsch 1978, S. 135–141; Berlet, E., Der Sarkophag Ludwigs des Deutschen, ebda., S. 165–172

¹⁴⁾ vgl. hierzu Selzer, W., Lorsch und das Nibelungenlied, in: Laurissa Jubilans. Festschrift zur 1200-Jahrfeier von Lorsch 1964, S. 106–114; vgl. Umminger, G., Odenheim und sein Benediktinerkloster. — Drei Siegfrieds-Brunnen. — Umstrittene Nibelungenlied-Strophe der C-Fassung, in: Badische Heimat. Mein Heimatland, 52. Jg., Heft 3, August 1972, S. 234–242

¹⁵⁾ Becker, A., Das Lorsch Frühlingsfest vom 21. März 1090 und seine Bedeutung für die ober-rheinische Volkskunde, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 16. Jg., 1942, Heft 1/3, Bühl-Baden, S. 14–34, S. 16

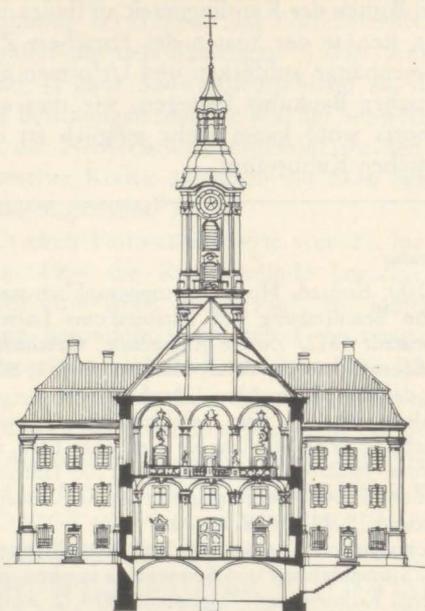
¹⁶⁾ vgl. hierzu Umminger, G., Altüberliefertes lebendiges Frühlingsbrauchtum in unserer Heimat, in: Badische Heimat. Mein Heimatland, 49. Jg., Heft 1, April 1969, S. 11–31, S. 21 und 22

¹⁷⁾ Dahl, K., a.a.O., S. 69/70

¹⁸⁾ Behn, Fr., Die Karolingische Klosterkirche von Lorsch an der Bergstraße nach den Ausgrabungen von 1927–1928 und 1932–1933, Berlin und Leipzig 1934

¹⁹⁾ vgl. hierzu Boy, E., Unsere Heimat im Lorsch Codex — I. Teil, in: Kraichgau. Heimatforschung im Landkreis Sinsheim., Folge 1, 1968, S. 84–99 und ebda. Folge 2, 1970, S. 112–126

²⁰⁾ vgl. hierzu Glöckner, K., Codex laureshamensis, Band I–III, Darmstadt 1923; Minst, Karl, J., Lorsch Codex. Deutsch. Urkundenbuch der ehemaligen Fürstenabtei Lorsch. Nach dem lateinischen Text der Urschrift, wiedergegeben von Lamey (1768–1770) und Glöckner (1929–1936), ins Deutsche übertragen von Karl Josef Minst, Lorsch 1966, 1 und 2; Hülsen, Fr., Die Besitzungen des Klosters Lorsch in der Karolingerzeit. Ein Beitrag zur Topographie Deutschlands im Mittelalter, Berlin 1913, Historische Studien veröffentlicht von Ebering, E., Heft 105; Bischoff, B., Lorsch im Spiegel seiner Handschriften, Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung, Beiheft, München 1974



Reclams Kunstführer Deutschland Band II: Baden-Württemberg

Kunstdenkmäler und Museen. Von Herbert Brunner und Alexander von Reitzenstein. 7., neubearbeitete und erweiterte Auflage. 925 Seiten. Mit 176 Abbildungen und Plänen sowie 2 Übersichtskarten. Format 10 × 16 cm. Gebunden DM 39,80

Der bisher ganz Südwestdeutschland behandelnde Kunstführer Deutschland II wurde bei Gelegenheit dieser Neubearbeitung geteilt in den vorliegenden Band und einen zweiten für Rheinland-Pfalz und das Saarland (Deutschland IV; erscheint Anfang 1980). Selbstverständlich wurden die Angaben und der Zustand der Bauten überprüft, auch die Veränderungen durch die Gebietsreformen voll berücksichtigt. Außerdem aber legte diese Neubearbeitung Wert auf eine angemessene Präsentation der Architektur unserer Zeit und des 19. Jahrhunderts. Leitende Mitarbeiter der Denkmalpflege und der Architektenkammer Baden-Württemberg haben wesentlich dazu beigetragen.



Das Augustiner-Eremiten-Hospiz in Wiesloch 1738—1802

Hermann Schmid, Überlingen/See

Wie allen Mönchsorden schlug die Reformation in der Kurpfalz auch den Augustiner-Eremiten schwere Wunden. So ging ihnen unter anderem ihre wohlhabende Niederlassung in Heidelberg verloren. Der ansehnliche, ab der Mitte des 16. Jahrhunderts zu schulischen Zwecken genutzte Bau wurde wie zahlreiche andere Gebäude der Stadt im Verlaufe des Pfälzer Krieges von den Franzosen unter dem berühmten General Melac — in Bayern auch als „Lackl“ bekannt — auf Befehl Ludwigs XIV. eingeeäschert, was die Aussichten des Ordens auf eine Restitution weiter verminderte. Dieses Kloster gehörte wie jene in Würzburg, Mainz, Speyer, Landau, Oberndorf am Neckar, Freiburg und Konstanz, um nur einige zu nennen, zur rheinisch-schwäbischen Augustiner-Provinz, die ebenso wie die bayrische, thüringisch-sächsische, kölnische und belgische aus der ursprünglichen einer deutschen hervorgegangen war.

Im allgemeinen zählen die Augustiner-Eremiten zu den älteren Mönchsgemeinschaften. Sie wurden im Jahre 1256 vom Papst Alexander IV. auf der Grundlage der Regel des heiligen Augustins aus mehreren Eremiten-Verbänden organisiert. Diese Regel, die Normen für das klösterliche Zusammenleben aufstellt, legt besonderes Gewicht auf die Einordnung des persönlichen Vollkommenheitsstrebens in die Gemeinschaft und betont die Liebe als das Wesen der Vollkommenheit. Außer der Selbstheiligung widmeten sich die Augustiner-Eremiten der Pfarrseelsorge und den Missionen, der Lehrtätigkeit und den wissenschaftlichen Studien. Von der Jurisdiktion der Bischöfe befreit, wurden sie

1567 endgültig den Bettelorden zugeordnet und hatten wie die Franziskaner und Kapuziner eine hierarchische Befehlsstruktur. An der Spitze des Gesamtordens stand ein General, an der Spitze einer jeden Provinz ein Prior provincialis mit einem Beirat von vier Definitoren.

Zurück zur rheinisch-schwäbischen Provinz. Nachdem es ihr im Dreißigjährigen Krieg nicht gelungen war, in der rechtsrheinischen Pfalz Fuß zu fassen, nahm sie verstärkt entsprechende Bemühungen nach dem Aussterben des calvinischen Kurhauses Pfalz-Simmern im Jahr 1685 auf. Einerseits, um an der Rekatholisierung der Pfalz tätigen Anteil zu nehmen, andererseits, um sich im Wettlauf mit anderen Bettelorden auch ein Einflußgebiet zu sichern.

Da damals die Zeiten des reinen staatlichen Konfessionalismus vorbei waren und es mit der auf den Augsburger Religionsfrieden von 1555 zurückgehenden Unsitte ein Ende hatte, daß die Untertanen beim Wechsel des Herrscherhauses bzw. dessen Bekenntnisses selbst zum Konfessionswechsel gezwungen wurden, so war es vorrangig Aufgabe der katholischen Säkular- und Regulargeistlichkeit zu versuchen, die Schäden, die der bilderstürmende Kurfürst Ottheinrich (1556—59) und seine reformierten Nachfolger in der Pfalz angerichtet hatten, wieder gutzumachen. Eine Augustiner-Niederlassung war unter den in Religionssachen behutsam operierenden katholischen Landesherren Philipp Wilhelm (1685—90) und Johann Wilhelm (1690—1716) in Heidelberg und Mannheim nicht möglich. So konzentrierten sich die Bestrebungen schließlich auf



Ehemaliges Hospiz und Kirche der Augustiner-Eremiten zu Wiesloch

Foto: Stadt Wiesloch

eine solche in der näheren Nachbarschaft, nämlich in Wiesloch, dieser verhältnismäßig kleinen, aber doch sehr alten pfälzischen Landstadt.

Schon einmal, 1713, hatte es einen Plan gegeben, hier ein Kloster zu gründen und dieses mit Ursulinen zu besetzen. Er zerschlug sich jedoch.

Aus dem Jahr 1729 ist uns ein Schriftwechsel erhalten zwischen dem Orden und dem Erzbischof von Mainz, zugleich Bischof von Worms und damit für Wiesloch zuständig. Die Augustiner führten hier ihre vorreformatorische Stellung ins Feld, die sie in der Diözese Worms innegehabt hatten, und die mißliche Lage, in der sich nun die Anhänger des römischen Bekenntnisses in der Wieslocher Gegend befanden. Ihrem Ersuchen um Unterstützung war jedoch kein Erfolg beschieden. Der Erzbischof blieb zurückhaltend und nach Meinung der geistlichen Regierung in Worms waren die Pfarreien in ihrem Sprengel gut versorgt und die Zahl der Mendikanten schon zu hoch.

Der Plan der Provinz nahm festere Formen an, als ihr die katholischen Pfarrer Johann Adam Stumpf aus Walldorf bei Wiesloch und Johann Ludwig Hartardt aus Nußloch bedeutende Schenkungen machten. Der erstere gab sein gesamtes ansehnliches Vermögen. Der Augustiner-Gelehrte Antonius Höhn berichtet in seiner 1744 gedruckten Provinzchronik unter anderem aus dem Jahr 1732, daß Stumpf dem Orden ein neu erbautes Haus in Wiesloch zwecks Errichtung einer Residenz geschenkt hatte und eigens ein Pater nach Mannheim gesandt wurde, um beim Pfalzgrafen Karl Philipp (1716–42) Stimmung gegen das opponierende Wormser Ordinariat zu machen.

Gleichwohl dauerte es noch Jahre, bis die Väter am Ziel waren. 1737 wurden sie erneut am Hof vorstellig, wobei der Provinzial Martinus Dröscher besondere Aktivitäten an den Tag legte. Er suchte vor allem Befürchtungen hinsichtlich des Lebensunterhal-

tes der zukünftigen Kommunität zu zerstreuen: Man hätte zwei Wohltäter an der Hand, die jeweils 2000 Gulden zu stiften bereit wären. Außerdem kämen jährlich 150 Gulden durch Lesung heiliger Messen herein. Eine besondere Belästigung der Wieslocher Einwohnerschaft fände also nicht statt. Das auslösende Moment scheint schließlich eine Bittschrift gewesen zu sein, die etliche Pfarrer aus der Gegend, darunter besagter Stumpf und Franz Leonhard Happel aus Wiesloch, im Jahr 1738 an den Kurfürsten richteten. Sie machten geltend, daß die Bevölkerung nichts gegen ein Klösterchen einzuwenden hätte und die Patres als nachweisbar fähige und verdiente Seelsorger zur Aushilfe im Wieslocher Distrikt gebraucht würden. Im übrigen sei der Augustiner-Konvent zu Speyer bereit, seinen rechtsrheinischen Bettelbezirk zugunsten der Wieslocher Residenz aufzugeben.

Gegen den Willen der Mannheimer Regierungskollegien, die ihre Bedenken nicht ausgeräumt sahen, erging am 1. September 1738 ein landesherrliches Reskript, gemäß dem den Augustiner-Eremiten eine Niederlassung in Wiesloch mit höchstens drei Priestern und einem Laienbruder gestattet wurde, wobei sich Karl Philipp am Hospiz der unbeschuheten Karmeliter in Mannheim orientierte. Sie hatten die Einhaltung dieser Vorschrift schriftlich zuzusichern, außerdem besagtes Kapital von 4000 Gulden zu legitimieren und nachzuweisen, wo und zu welchem Zins es angelegt war. Weiter mußten sie versprechen, daß sie umgehend den bischöflichen Konsens erwirken und die Insassen des Speyerer Klosters jegliches Terminieren rechts des Rheins unterließen. Überhaupt legte ihnen der Kurfürst nahe, sich in Wiesloch so aufzuführen, daß „unter den Unterthanen verschiedener Religion Fried und Einigkeit erhalten, christliche Lehr und Schul besorget, Gottes Ehr und Lob vermehret, fortan der Catholischen Religion Flor und Wachsthum befördert werden“.



Im Frühjahr 1739 bezogen einige Regularen das Stumpfsche Haus, das bis zum Herbst des Vorjahres nur im Rohbau fertiggestellt gewesen war. Der erste Vorsteher war P. Anselmus Gropp, zuvor Subprior im Speyerer Konvent, der sich nach der Aussage des Provinzchronisten Höhn durch seinen Einsatz bei der Errichtung des Hospizes diesen Posten verdient hatte.

Wo sich dieses Haus in Wiesloch befunden hat, darüber geben die Unterlagen keine Auskunft. Sicher ist nur, daß die Mönche zwei angrenzende Gärten, eine Scheuer und eine kleine Mühle dazu kauften. Jedoch scheint ihnen dieses Domizil auf die Dauer

nicht zugesagt zu haben. Im Verlauf der 1740er und in den frühen 1750er Jahren sind ein Klosterneubau und die stattliche Kirche entstanden, obwohl der Wormser Ordinarius eigentlich nur eine Kapelle genehmigt hatte, damit der in der Nähe einige Jahrzehnte zuvor errichteten katholischen Stadtpfarrkirche ad sanctum Laurentium keine unliebsame Konkurrenz entstünde. Da irgendwelche Bauakten und Pläne nicht aufzufinden sind, kann über das Bauwesen der Augustiner weiter nichts ausgesagt werden.

Nachdem sich der Orden in Wiesloch etabliert und einer der Geistlichen 1746/47 die Pfarrverwesung innegehabt hatte, kam es im

folgenden Jahrzehnt zu ernsthaften Versuchen, dem Stadtpfarrer Kompetenzen streitig zu machen und ihn schließlich zu verdrängen. Die Augustiner verlangten nämlich das „officium parochiali“ am Ort und arbeiteten bei Mitgliedern der Mannheimer Regierung und sonstigen einflußreichen Leuten vor, wobei ihnen der Wieslocher Stadtschultheiß Stengel half. So versuchten sie im Jahr 1758, sich in den Besitz des Pfarrhauses und der Pfarrkirche zu bringen, wogegen sich der Pfarrer Peter Schmitt erbittert zur Wehr setzte, schließlich mit Erfolg.

Mittelbar scheinen sie zu ihrem Unterfangen vom Kurfürsten Carl Theodor (1742–99), bekanntlich einem Freund der Mendikanten, ermutigt worden zu sein. Denn einem Gesuch von 1751 um Vermehrung des Klosterpersonals gab er ohne weiteres statt und bewilligte sechs Priester und zwei Laienbrüder. Allerdings stand dieses Mal das Ordinariat dem nicht im Wege. Es beurteilte die Tätigkeit der Ordensleute als nützlich und segensreich. Zwei Jahrzehnte später forderte die Kommunität schon die Zulassung von acht Priestern und die Erteilung der Bettelerlaubnis in den Städten Mannheim und Heidelberg und in den Oberämtern Heidelberg und Ladenburg.

Aus den Jahren 1778/79 ist ein bemerkenswerter Vorgang überliefert, der das Selbstbewußtsein und auch den Wohlstand der Wieslocher Augustiner verdeutlicht. In einer Bittschrift an Carl Theodor, in der sie sich selbst für unersetzlich erklärten, weil sie bislang die örtliche Jugend kostenlos in den freien Wissenschaften unterrichtet und kurpfälzische und hochstiftisch-speyerische Untertanen mit Beichthören, Predigen und anderen geistlichen Verrichtungen beglückt hätten, verlangten sie, das Hospiz erweitern zu dürfen. Die Anrufung des Kurfürsten war notwendig geworden, weil sich der Bürgermeister und einige calvinische Räte gegen das Vorhaben stellten. Die Mönche hatten vor, die Stadtmauer über den Graben zu versetzen und auf

dem so gewonnenen Platz einen Neubau zu erstellen. Es kam darob zu harten Auseinandersetzungen im Städtchen. Über 200 Bürger vorwiegend reformierten, aber auch lutherischen und katholischen Bekenntnisses schlossen sich gegen die Baulustigen zusammen. Jedoch umsonst. Nach einigem Hin und Her wies die Regierung das Oberamt Heidelberg an, „die klagende Bürgerschaft zur Ruhe zu verweisen“ und den Vätern den Bau zu gestatten.

Noch durch eine andere Affaire kamen die Religiösen in jenen Jahren ins Gerede. 1784 brach zwischen dem neu ernannten Superior Leonhard Schmitt, einem „verrufenen Geizhals“, und den übrigen Patres ein schwerer Konflikt aus, in welchen die geistliche und weltliche Obrigkeit eingreifen mußte. Sie warfen ihm vor, die tägliche Kost zu schmälern und so auch die zwei oder drei Studenten, die sie gewöhnlich in Pension hatten, zu vergraulen. Aus dem Untersuchungsprotokoll ergibt sich, daß zu dieser Zeit von den sechs Geistlichen nur einer als Lehrer tätig war und somit die Klosterschule, die in einem besonderen Gebäude untergebracht war und zumindest zeitweilig den Namen „Museum“ trug, nicht die Bedeutung gehabt haben kann, die ihr mitunter in der Literatur beigemessen wird. Bemerkenswerterweise suchte gerade diese eine Lehrkraft, P. Bernhardinus Welcker, 1791 das Weite und setzte sich nach Frankreich ab. Der Vorsteher Creuzberg klagte dem Wormser Vicarius, der im übrigen damals ziemlich rigoros in die Provinz hineinregierte, sein Leid über den hierdurch entstandenen Personalmangel, die Belastung, die die Administration der Stadtpfarrei und der starke sonntägliche Zulauf in die Klosterkirche dem Hospiz brachten, und bat um die Zuweisung eines fähigen Ordenspriesters.

Über einen wirtschaftlichen Niedergang der Augustiner im Gefolge der französischen Revolutionskriege ist zwar nichts bekannt, auch

nichts über besondere Schicksale derselben. Gleichwohl gerieten auch sie in den Sog einer Entwicklung, an deren Ende der Untergang der Klöster in Pfalz-Bayern und schließlich im ganzen deutschen Reich stand. Als nach dem Tode Carl Theodors im Jahr 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph, und sein Gehilfe Montgelas an die Regierung kamen, war die Aufhebung der Bettelklöster in der rechtsrheinischen Pfalz nur noch eine Frage der Zeit. Auf höheren Befehl nahm der Wieslocher Schultheiß Stengel im Zusammenhang mit der geplanten Säkularisation eine Untersuchung im Klösterchen vor und sandte Ende August 1801 einen Bericht an die zuständige Spezialkommission in geistlichen Angelegenheiten in Mannheim, der jedoch nur über den Personal-, nicht aber über den Vermögensstand Auskunft gibt. Demnach war der letzte Vorsteher der 60jährige P. Philibertus Schmitt aus Mainz, der im Ort als ein vorzüglicher Geistlicher galt und etlichen Bürgerskindern Elementarunterricht in Latein und Religion erteilte. Sein Stellvertreter war der 53jährige Aegidius Zirck aus Franken, als Almosensammler und auch als Frühmesser im hochstiftisch-speyerischen Ort Roth eingesetzt. Zirck stand im Rufe der Trunksucht und der Untauglichkeit für das Pfarr- und Lehramt. Der P. Bartholomaeus Sauhaber (49 Jahre, aus Franken) fungierte ebenfalls als Terminarius und versah *excurrando* die Frühmesse im speyerischen Mühlhausen. Nach den Beobachtungen des Schultheißen „liebte auch er den Trunk“ und war träge und unwissend. Der 41jährige Venantius Herre aus Schwaben betätigte sich als Sonn- und Feiertagsmesser in Sandhausen und als Bettler. Das obrigkeitliche Urteil über ihn: sittlich gut, aber geistig beschränkt. Schließlich lebten im Hospiz noch die Laienbrüder Lorenz Keller (36 Jahre) und Thaddaeus Maucher (33 Jahre), beide schwäbischer Abstammung und als Terminarien eingesetzt, dazu der erstere als Schreiner, der letztere als Koch. Irgendwel-

che Unsittlichkeiten wußte man ihnen nicht vorzuhalten.

Kurz vor Auflösung des Klosters scheint der 27jährige Bruder Stephanus Bretscher hinzugekommen zu sein. Er fand nach der Säkularisation Verwendung als Aufseher des leerstehenden Karmeliter-Klosters in Heidelberg und stritt sich mit der kurbadischen katholischen Staatskirchenbehörde in Bruchsal um eine angemessene Pension und Abfindung herum.

Am 12. Februar 1802 verfügte auf Befehl Max Josephs die Spezialkommission in geistlichen Angelegenheiten die Aufhebung der meisten Klöster in ihrem Kompetenzbereich. Unter ihnen war auch das Wieslocher Hospiz. Seine Insassen waren einstweilen zu den Karmelitern nach Weinheim versetzt und von diesen zu verpflegen, bis über jene eine endgültige Entscheidung gefallen war. Der Superior Schmitt blieb nachweisbar am Ort und starb wenig später. Die übrigen Regularen zogen zum Teil in die Heidelberger Karmeliter-Niederlassung, wo sich ihre Spur verlor. Dieses Ordenshaus wurde endgültig im Frühjahr 1803 von der badischen Regierung aufgehoben. Mindestens ein Augustiner kam tatsächlich vorübergehend in Weinheim unter. Jedenfalls befindet sich in den Akten ein Schreiben des P. Herre vom Mai 1802 an die Regierung, datiert in Weinheim und eine Geldforderung betreffend.

Als der größte Teil der rechtsrheinischen Pfalz und damit auch Wiesloch im Herbst 1802 provisorisch und ein halbes Jahr später endgültig an das neu geschaffene Kurfürstentum Baden gelangten, war also die Auflösung der Augustiner-Herberge längst vollzogen. Gleichwohl war der neue Landesherr gewissermaßen als politischer Testamentsvollstrecker des bayrischen Kurfürsten noch mit der Vermögensliquidation befaßt. Max Joseph hatte verfügt, daß sämtliche Habe der rheinpfälzischen Mendikanten zu frommen, milden und schulischen Zwecken und zur Versorgung der pensionierten Religiösen zu

verwenden war. Sie war somit zu Stiftungseigentum erklärt, das der neu gegründete Klosterfonds unter der Aufsicht des Staates zu verwalten hatte. Um rasch an Bargeld heranzukommen und Unterhaltskosten zu sparen, war die alte und die neue Regierung bemüht, vorab die Baulichkeiten loszuschlagen, was nicht nur in Wiesloch Schwierigkeiten bereitete. Der zuständige Regierungsrat und Landschreiber v. Wrede ließ Mitte März 1803 zum zweiten Mal das Anwesen versteigern. Als einziger Bieter trat der Stadtschultheiß Stengel im Auftrag der katholischen Gemeinde auf und ließ sich die ehemalige Mönchsbehausung, das Gotteshaus und den Garten für 6600 Gulden zuschlagen. Er erwarb im übrigen bei dem Termin ein weiteres ehemaliges Augustiner-Gebäude mit Hofraute und Garten für 2000 Gulden — möglicherweise das ursprüngliche Hospiz. Ein Teil der Kirchengenstände kam in ein staatliches Depot in Mannheim. Über den Verbleib des übrigen konfiszierten Mobilienbesitzes ist nichts bekannt. Daß das Gotteshaus an die Katholiken übergang, bewahrte es vor der ansonsten sicheren Zerstörung, die schöne Innenausstattung der Kirche vor der Verschleuderung.

Das heutige Wiesloch verdankt dieses spätbarocke Juwel dem Mut der damaligen kleinen katholischen Gemeinde. Denn Mut brauchte sie zu diesem Ankauf, brachte sie doch die Kaufsumme allein gar nicht auf. Ein Teil kam durch die Veräußerung entbehrlicher Liegenschaften und Kirchengenstände herein, ein anderer durch beachtliche Spenden, wie der frühere Stadtpfarrer von Wiesloch, Alois Hoffmann, in seinen wertvollen Aufzeichnungen zur Geschichte der Katholiken Wieslochs nachweist. Erbrachte doch eine Kollekte im ehemals hochstiftisch-speyerischen Territorium, die Kurfürst Karl Friedrich von Baden auf eindringliches Bitten des Kirchenvorstandes bewilligte, über 1300 Gulden. Im Jahr 1803 wurde dann auch die Augustiner-Kirche zur katholischen Pfarr-

und Stadtkirche erklärt und ist dies bis heute geblieben. Das angebaute Hospiz blieb ebenso weitgehend bis heute erhalten und dient nach wie vor kirchlichen und gemeinnützigen Zwecken.

Anmerkung

Eine spezielle Abhandlung über das Wieslocher Hospiz ist nicht bekannt. In einigen orts-, landes- und kirchengeschichtlichen Darstellungen ist es zwar berücksichtigt, doch sind die Angaben zum Teil fehlerhaft. Unrichtig ist z. B., die Gründung der Herberge sei vom Heidelberger Augustiner-Kloster ausgegangen. Am wertvollsten sind die Angaben von Hoffmann und Winter, auf die die jüngeren Mitteilungen zurückgehen, so Kunst- und Kirchenführer und Festschriften. Hinweise auf allgemeine Literatur, die für diesen Beitrag von Belang ist, finden sich in den Anmerkungen der Artikel über das Kapuziner-Hospiz zu Bretten und das Franziskaner-Rekollekt-Hospiz in Schwetzingen in diesem Jahrgang der „Badischen Heimat“ sowie in der umfassenden Untersuchung des Verfassers über die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811 im Freiburger Diözesan-Archiv 1978 und 1979, die demnächst auch als Buch erscheint.

Die Photographien und einiges Wissenswertes hat dankenswerterweise Bürgermeister Mohr von Wiesloch zur Verfügung gestellt.

Es wurden ausschließlich Unterlagen des badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe ausgewertet, und zwar der Abteilungen 77 (Akten Pfalz Generalia): Faszikel 3292, 190 (Akten Wiesloch Stadt): Faszikel 167, 329—343, und 314 (Verwaltungshof): Faszikel 2823.

An Literatur wurde einbezogen:

J. V. Golitschek (Hrsg.), 1000 Jahre Marktrecht Stadt Wiesloch, Heidelberg 1965

A. Höhn, Chronologia Provinciae Rheno-Suevicae Ordinis F. F. Eremitarum S. P. Augustini Serium Priorum Provincialium, aliorumque Virorum illustrium & commendabilium, ortum ac progressum Provinciae, nec non actorum & appertinentium quorundam de Saxonia memorabilium speciem breviter exponens, Würzburg 1744

A. Hoffmann, Kurze Geschichte der katholischen Kirchspielsgemeinde der Amtsstadt Wiesloch, von 1539—1889, Karlsruhe 1889

J. B. Kolb, Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden, Bd. 3, Karlsruhe 1816, S. 382 ff.

A. Kunzelmann, Geschichte der deutschen Augustiner-Eremiten, in: Augustiniana (Tijdschrift voor de studie van sint Augustinus en de Augustijnenorde) 19/1969—22/1972

A. v. Oechelhaeuser, Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Sinsheim, Eppingen und Wiesloch (Kreis Heidelberg), Tübingen 1909

R. Sillib, Zur Geschichte des Augustinerklosters in Heidelberg, in: Neues Archiv für die Geschichte

der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz 4/1901, S. 1 ff.

Wiesloch, in: Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim, hgg. v. d. Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 2, Karlsruhe 1968, S. 1017 ff.

W. und H. Winter, Geschichte der Stadt Wiesloch, Wiesloch 1904

A. Zumkeller, Das Historische Archiv der Deutschen Augustinerprovinz, in: Augustiniana septimo exacto saeculo a magna unione MCCLVI—MCMLVI, hgg. v. F. Roth und N. Teeuwen, New York 1956. S. 537 ff.

Unsere Erde

*Nicht verlassen werde ich diese
schöne Erde ohne zu danken. Schwankend
ging ich auf ihrem festen Grund,
und oft sank ich ermattet zu Boden.
Aber es strömten Kräfte mir zu,
ich stand auf, gewappnet, gestärkt.
Muß ich nun Abschied nehmen von ihr,
dieser schweren Erde, will ich
noch einmal den rauhen Boden berühren,
das weiche Gras streicheln, hören,
was sie mir raunt in mondbellenden Nächten,
lauschen den dunklen Stimmen der Wälder
und Wasser. Bin ich gebeilt
von der verzehrenden Liebe zur Erde,
mag beginnen jene Reise
zu dem anderen Stern, den ich nicht kenne,
dem Geburtsstern, lang schon leuchtend
über unserer Erde.*

Bernhard Rang

Zur Museumsplanung in Baden-Württemberg und zur Frage eines Landesfreilichtmuseums

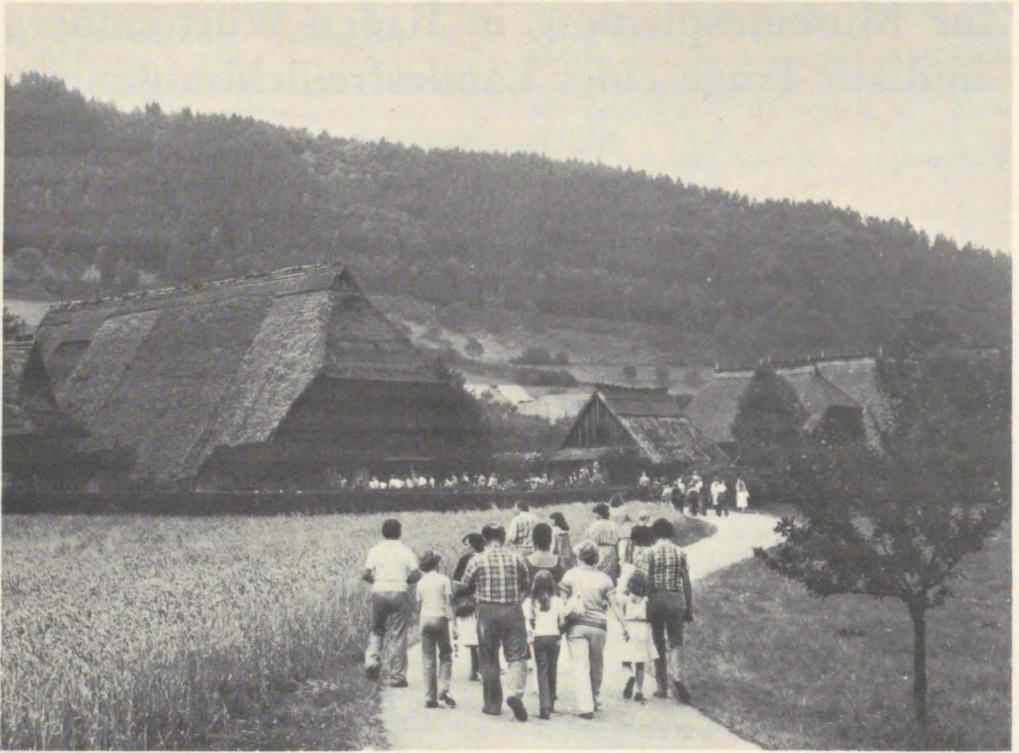
Peter Assion, Freiburg

Vorbemerkung: Seit zwei Jahren hat der Gedanke an Freilichtmuseen in Baden-Württemberg bedeutend an Boden gewonnen, und im Sommer 1978 ist eine Museumsplanung angelaufen, die diesen Gedanken umfassend in die Praxis umsetzen soll. Hierüber berichtet der Verfasser, Leiter der Landesstelle für Volkskunde in Freiburg i. Br., mit nachfolgendem Beitrag, der informieren und zugleich die Diskussion über die noch offenen Probleme anregen soll.

Die Berechtigung und Bedeutung von Freilichtmuseen ist heute unter Volks- und Landeskundlern, Denkmalpflegern, Heimatforschern und Heimatfreunden aller Art unumstritten. Der einschneidende Wandel der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, wie er zumal seit ca. 1950 eingetreten ist, hat inzwischen auch auf dem Lande so sehr an der alten Bausubstanz gezehrt und drängt weiterhin zu radikalen Eingriffen in die sogenannte „materielle Kultur“ schlechthin, daß mit dem Bedürfnis nach festgehaltener Anschauung des Vergehenden auch die Erkenntnis eingetreten ist, daß das Museumswesen der herkömmlichen Art diese Anschauung nur unvollkommen zu erbringen vermag. In den Landes- und Regionalmuseen, die kleineren Heimatmuseen miteingeschlossen, mag Bedeutendes zur Dokumentation der älteren Sachkultur gesammelt sein, und die Bemühungen der Denkmalpflege, neuerdings immer stärker auch einfacheren Bauten von repräsentativem Wert und nicht nur Kirchen und Schlössern geltend, erbrachten Erfolge bei der Konservierung von Häusern, Häusergruppen und ganzen Stadt-

und Dorfensembles. Ein geschlossenes Bild früherer Wirklichkeit wird daneben jedoch nur dem Freilichtmuseum zugesprochen, das museale und denkmalpflegerische Aspekte verbindet und Bauwerke als solche — mit originalem Inhalt und in originalgetreuer Umgebung — als Museum präsentiert. Zu diesem Zweck hat sich das Freilichtmuseum auf ein anspruchsvolles und aufwendiges, gleichwohl lohnendes Programm verpflichtet: es „sammelt“ Häuser, erwirbt vom Abbruch bedrohte Bauten, baut sie am alten Ort sorgfältig ab und errichtet sie auf dem Museums Gelände neu. Vorwiegend handelt es sich dabei um ländliche Haus- und Wirtschaftsgebäude, aber es sind nicht nur die letztlich doch wieder beschränkten Möglichkeiten, die nur „Museumsdörfer“, nicht „Museumsstädte“ zulassen. Das Freilichtmuseum will auch bewußt jene alte bäuerliche Welt ausschnittweise konservieren, die — durch den Übergang zur Industriegesellschaft — am stärksten vom angedeuteten Wandel betroffen wurde und der öffentlichen Anschauung zwar z.T. verzögert, aber doch deutlich mehr und mehr entschwindet.

Die Idee, Freilichtmuseen zu gründen, ist freilich nicht neu. Sie wurde schon Ende des vorigen Jahrhunderts in Skandinavien geboren, wo Artur Hazelius 1891 bei Stockholm den Freilichtpark „Skansen“ ins Leben rief und dem Nordischen Museum angliederte. Bei Kopenhagen und bei Oslo folgten 1901 bzw. 1894/1914 entsprechende Gründungen, und in der Folgezeit wurden größere und kleinere Museen dieser Art auch in Mittel- und Osteuropa sowie in Amerika und Kana-



Das älteste und am besten ausgebaute Freilichtmuseum in Baden-Württemberg: das Museum „Vogtsbauernhof“ bei Gutach im Schwarzwald. Begünstigt durch die Lage, mitten im Fremdenverkehrsgebiet, sieht es jährlich eine halbe Million Besucher auf dem Museums Gelände.

Foto: P. Assion

da etabliert. Das älteste deutsche Freilichtmuseum ist dasjenige bei Cloppenburg in Niedersachsen, das 1935 eröffnet wurde. Das Rheinische Freilichtmuseum zu Kommern in der Eifel folgte 1958. Im Umbruch der 1950er und 1960er Jahre gewann dann der Gedanke an Freilichtmuseen vermehrt an Aktualität. Das war auch durch eine Deklaration des International Council of Museums (abgekürzt ICOM) mit Sitz in Paris unterstrichen worden, die 1957 dazu aufrief, „in jedem Land ein großes Freilichtmuseum zu errichten“. Da in der Bundesrepublik die Kulturhoheit bei den einzelnen Bundesländern liegt, mußten sich hier von diesem Aufruf die Landesregierungen angesprochen fühlen und ihn auf ihren jeweiligen politi-

schen Bereich beziehen, was zusätzlich aus sachlichen und organisatorischen Gründen nahelag. So erwachsen zwar — über die ganze Bundesrepublik Deutschland hin verstreut — auch kleinere Bauernhaus- oder Bauernhofmuseen: aus historischen Gebäuden, die man an Ort und Stelle konservierte und arrondierte. Zugleich aber setzte sich in fast allen Bundesländern die Überzeugung durch, daß es bei diesen Gründungen nicht zu belassen sei, sondern flächendeckende Groß-Gründungen erforderlich seien: zentrale Freilichtmuseen von repräsentativem Wert für ein ganzes Bundesland oder doch große Verwaltungs- (und Kultur-) bezirke eines solchen.

So entstand in Nordrhein-Westfalen das

Freilichtmuseum Detmold (eröffnet 1965). Für Schleswig-Holstein wurde 1961 das Freilichtmuseum Molfsee bei Kiel ins Leben gerufen und zügig ausgebaut, so daß von 67 projektierten Bauwerken heute 59 stehen. Auf eine eindrucksvolle Aufbauleistung kann auch Bayern verweisen. Hier wurde Mitte der 60er Jahre eine Konzeption entwickelt, die für die drei bayerischen Stammesgebiete Altbayern, Franken und Schwaben ein jeweils eigenes Freilichtmuseum vorsieht. Das oberbayerische Freilichtmuseum wurde dann vom Bezirkstag von Oberbayern 1971 beschlossen und 1973 an der Glentleiten bei Murnau in Angriff genommen. Nach einer Rekordlaufzeit von nur drei Jahren konnte sich das Museum im Herbst 1976 mit 13 Häusern, mit Werkstätten, Stauweiher, Hochbehälter, Parkplatz und allen nötigen Versorgungseinrichtungen der Öffentlichkeit präsentieren. In neun weiteren Bauabschnitten sollen auf einer Fläche von zuletzt 44 ha bis zu insgesamt 90 Objekte (Kleinstbauten wie Backöfen, Badstuben usw. mitgezählt) erstehen bzw. wiedererstehen. Am zweiten Bauabschnitt wird derzeit gearbeitet. Daneben ist in Bad Windsheim das Freilichtmuseum für Franken fest in der Planung.

1974 zog das Bundesland Hessen mit dieser Entwicklung gleich. Das schon 1970 im Landesentwicklungsplan Hessen 80 als überregionales Freizeitzentrum ausgewiesene Hessische Freilichtmuseum bei Neu-Anspach im Hochtaunus wurde in diesem Jahr von der Landesregierung beschlossen und mit der Errichtung der ersten beiden Gebäude im sogenannten „Hessenpark“ 1974 auch Tat. 15 weitere Objekte waren damals bereits angekauft, gelagert oder an Ort und Stelle zur Umsetzung in den Hessenpark gesichert. 20 bis 30 Bauten sollen in naher Zukunft hinzukommen: im Rahmen eines Zehnjahresprogrammes, das auf einem Gelände von 50 ha verwirklicht werden soll. Ergänzend sei dazu auf die Planungen in Österreich und in der Schweiz verwiesen. In Stübing bei Graz wur-

de ein gesamtösterreichisches Freilichtmuseum geschaffen, und am Ballenberg ob Brienz entsteht zur Zeit das zentrale Freilichtmuseum der Schweiz. Der Entwicklungsstand in ganz Europa¹⁾ sieht gegenwärtig so aus, daß etwa 200 Freilicht- und kleinere Bauernhofmuseen vorhanden sind, in denen schätzungsweise 6000 Baudenkmäler aufgebaut und dadurch vor der Vernichtung geschützt werden konnten.

Freilichtmuseen in Baden-Württemberg

In den genannten Zahlen sind auch die Leistungen einbegriffen, die in Baden-Württemberg auf dem gleichen Gebiet erbracht wurden. Hier regten sich an verschiedenen Orten Initiativen und führten zu lokalen Gründungen vom Typ des Bauernhausmuseums. Am besten ausgebaut ist das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ bei Gutach, das dem Idealismus und dem Sachverstand von Prof. Hermann Schilli seine Entstehung verdankt. Als 1963 der historische Vogtsbauernhof, erbaut 1570, verkauft und abgerissen werden sollte, drang Schilli auf die Erhaltung an Ort und Stelle, gewann den Landkreis Wolfach (jetzt: Ortenaukreis) für ein Museumsprojekt und verwirklichte mit hinzugesetzten Haupt- und Nebengebäuden ein Freilichtmuseum²⁾, das als mustergültig anerkannt wird und darüber hinwegsehen ließ, daß ein zentrales Landesfreilichtmuseum nicht entstand. Die Gründung zweier oberschwäbischer Bauernhofmuseen (zu Kürnbach und Wolfegg) sowie eines „Hohenloher Bauernmuseums“ und die Planung weiterer Freilichtmuseen mit engerem Einzugsbereich führten dann vollends in eine andere Richtung. In Kürnbach bei Bad Schussenried wurde ebenfalls ein altes Wohnhaus am ursprünglichen Platz erhalten, und zusammen mit einigen Wirtschaftsgebäuden von auswärts bildet dieses Haus heute ein kleines Freilichtmuseum, dessen Träger wie im Falle Gutach der Landkreis (Biberach) ist. In Wolf-

egg im Kreis Ravensburg verlief die Entwicklung genauso: ein Altbau in situ wurde zur Keimzelle eines Museums, das seit 1977 einen zweiten, hinzugesetzten Bau umfaßt und hier von der „Fördergemeinschaft zur Erhaltung ländlichen Kulturgutes“, Wolfegg, getragen wird. In Hohenlohe besitzt der Verein Alt Hall e.V. in Untermünkheim-Schönenberg ein Bauernhaus als Museum. Der derzeitige Bestand an Freilichtmuseen in Baden-Württemberg ist demnach folgender:

1. „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Das Museum umfaßt zur Zeit drei Schwarzwaldhäuser: außer dem oben genannten Vogtsbauernhof den Hippenseppenhof von 1599 aus Katzensteig bei Furtwangen sowie den Lorenzenhof von ca. 1500 aus Oberwolfach. Hinzu kommen elf Nebengebäude (Leibgedinghäusle, drei Speicherbauten, Kapelle, Back- und Brennhäusle, Backhütte, Klopfsägemühle, Hochgangsäge, Bienenständer, Hausmahlmühle) und fünf Zusatzeinrichtungen (Hanfreibe mit Stampfe, Hammer Schmiede, Ölmühle, Kohlenmeiler, Bähofen). Die weitere Planung sieht die Errichtung von zwei weiteren Hausbauten vor: eines „Heidenhauses“ in der jüngeren Form und eines Hotzenhauses³⁾. Das Museumsgelände umfaßt 3 ha, die auf 10 ha erweitert werden sollen.
2. Freilichtmuseum Kürnbach. Zum am Platz erhaltenen Kürnbachhaus, einem Bohlenständerbau von 1663/64, kam eine Zehntscheuer von 1768 aus Fischbach und ein Getreidespeicher von 1725 aus Zollenreute hinzu. Zwei weitere Häuser bzw. Höfe wurden in Eberhardzell und Zollenreute geborgen und sollen im Museum errichtet werden. Das Museumsgelände umfaßt 3 ha und soll auf 20 ha erweitert werden.
3. Freilichtmuseum Wolfegg. Am Platz ist ein Fischerhaus von 1788 konserviert worden, zu dem ein Fachwerkbau des

17. Jahrhunderts aus Lauben bei Leutkirch hinzukam. Für die Zukunft sind ein weiteres Haus und zwei Hofanlagen projektiert. Das Gelände beträgt zur Zeit 7 ha und in der Planung 14 ha.

4. Hohenloher Bauernmuseum in Untermünkheim-Schönenberg. In situ ist ein Bauernhaus von 1838 erhalten. Dazu stehen 2 ha Gelände zur Verfügung, doch ist für die weiteren Planungen ein Ortswechsel vorgesehen (vgl. unten).

Alle genannten Projekte sind mit Landesmitteln bezuschußt worden bzw. sollen diese Mittel für den Endausbau, der noch in keinem Falle erreicht ist, erhalten. Damit werden Bemühungen anerkannt und gefördert, die dem Freilichtmuseumsgedanken in Baden-Württemberg „von unten“ bzw. auf mittlerer Ebene zum Durchbruch verhelfen. Ein zentrales Landesfreilichtmuseum, wie es sachliche Gründe und das von den anderen Bundesländern gegebene Vorbild nahelegen, blieb vertagt. Das heißt jedoch gerade nicht, daß es keine Überlegungen auch in dieser Richtung gegeben hätte und gibt. Vielmehr ist die Diskussion um eine solche Einrichtung neu in Gang gekommen und hat zu ersten Ergebnissen geführt, die dazu beitragen sollen, eine großflächige Museumsplanung in Baden-Württemberg — unter Einbeziehung der bestehenden (und zusätzlich geplanten) kleineren Freilichtmuseen — weiter voranzubringen. Wie es dazu kam, ist ergänzend zu berichten.

Schon anfangs der 1960er Jahre — also noch vor der Gründung des Vogtsbauernhofmuseums — war auf Landesebene der Gedanke an ein zentrales Freilichtmuseum aufgegriffen und mit namhaften Volkskundlern besprochen worden. Ein möglicher Leiter eines solchen Museums war ebenso in Aussicht genommen worden wie ein passendes Gelände. In der Folgezeit verließ man sich jedoch dann auf die regionalen und kommunalen Initiativen. Erst 1977 wurde an die früheren

Pläne zurückerinnert. Am 21. und 22. Januar 1977 veranstaltete die Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumpflegerie in Baden-Württemberg e.V. mit Sitz in Stuttgart im Landtagsgebäude der Landeshauptstadt eine Arbeitstagung, bei der Vertreter aller größeren heimatpflegerischen Verbände, so auch des Landesvereins Badische Heimat und des Schwäbischen Heimatbundes, versammelt waren. Es ging dabei um die Perspektiven der künftigen Arbeit und um ein Landesfreilichtmuseum, für dessen Errichtung sich schließlich eine Resolution an die Landesregierung aussprach. Eine Kleine Anfrage des FDP-Abgeordneten Haag unterstützte am 2. November 1977 diese Initiative im Land-

tag. In der Anfrage hieß es: „Der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat bemühen sich schon seit Jahren, ein Kuratorium ‚Freilichtmuseum Baden-Württemberg‘ zu gründen. Die Arbeiten sind bis jetzt nicht richtig vorangekommen, weil es den Vereinen nicht zuletzt an den dafür erforderlichen finanziellen Mitteln fehlt. Da die Gründung eines Freilichtmuseums Baden-Württemberg sehr wünschenswert wäre, würde eine entsprechende Unterstützung der Arbeiten durch die Landesregierung sehr zu begrüßen sein“⁴⁾. Die Antwort — einen vorläufigen Bescheid — gab mit Schreiben vom 21. November 1977 das Kultusministerium. Es verwies auf die Entschei-

Dieser schöne Fachwerkbau in Schopfloch bei Freudenstadt (ehemaliges Gasthaus „Zum Ochsen“) soll abgerissen werden, doch im geplanten Freilichtmuseum Kraichtal-Gochsheim (Nordbaden) neu entstehen: als eines von ca. 20 dort vorgesehenen Museumsgebäuden

Foto: P. Assion



dungsbefugnis des Ministerrates, der — so wurde indessen klargestellt — darüber zu befinden habe, „ob regionale Freilichtmuseen errichtet (bzw. vorhandene Ansätze fortgeführt) werden, oder ob ein zentrales Freilichtmuseum errichtet werden soll“⁵⁾. Der Anfrage und ihrer Beantwortung war am 19. September 1977 eine Anhörung der Träger der bestehenden Freilichtmuseen im Kultusministerium vorangegangen, bei der Bedenken gegen ein Landesfreilichtmuseum laut geworden waren. Von einem solchen Museum wurde eine Beeinträchtigung der regionalen Museen befürchtet, ein Verlust öffentlicher Mittel und ebenso ein Prestige-Verlust: beides zugunsten eines Riesenunternehmens, in dem auch eine neue Variante von Stuttgarter Zentralitätsbestrebungen gesehen und abgelehnt wurde.

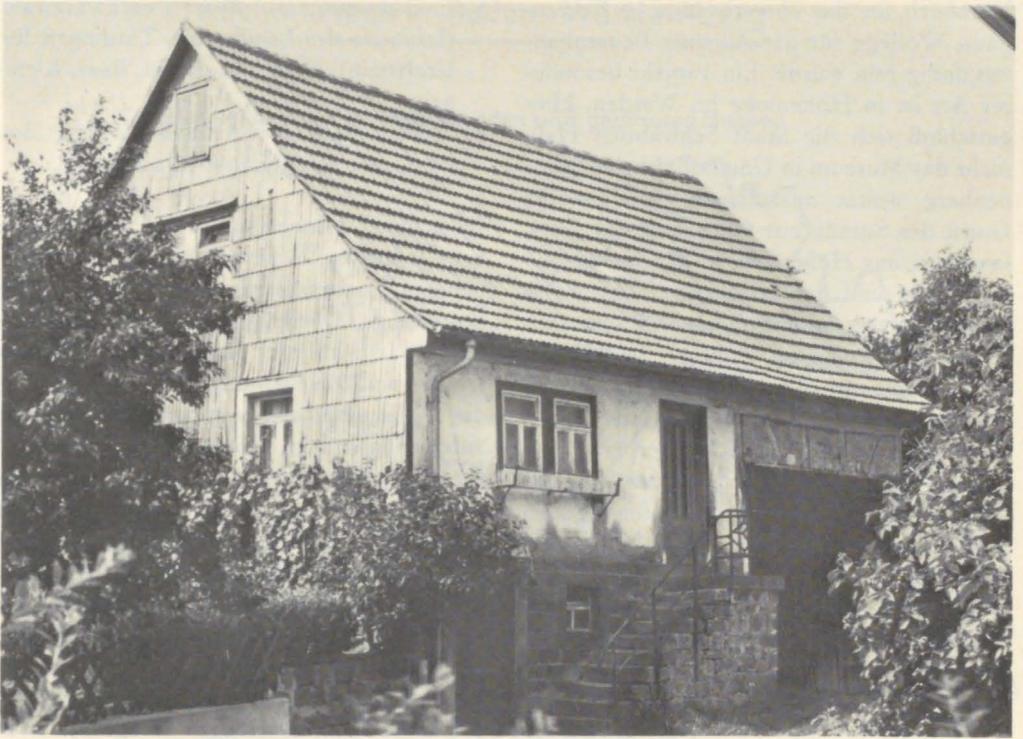
Sachverständige bemühten sich, diese Befürchtungen als gegenstandslos zu erweisen. Am 12. November 1977 setzte sich in der „Stuttgarter Zeitung“ der Tübinger Volkskunde-Ordinarius Hermann Bausinger für ein baden-württembergisches Freilichtmuseum ein und erinnerte daran, daß ein solches schon 1974 auch von Kultusminister Wilhelm Hahn als „seit lange notwendig“ bezeichnet worden war. Zu jenen Befürchtungen schrieb Bausinger u. a. „Zentral“ — das klingt, als würde hier etwas ganz direkt bei der Regierung angesiedelt, als ginge es um die höhere Ehre der Metropole. In Wirklichkeit kann aber hinsichtlich der Trägerschaft auch bei einer zusammenfassenden Lösung eine dezentralisierte Form gefunden werden; und der Verdacht, man wolle in den Stuttgarter Parkanlagen zwischen die Berger Sprudler nun auch noch ein paar Dutzend Bauernhäuser setzen, ist gänzlich unbegründet. Für die sogenannte zentrale Lösung sind seit Jahren Plätze draußen im Land im Gespräch; das geeignetste Gelände fand man an der ehemaligen badisch-württembergischen Grenze an der oberen Donau — so daß auch

Animositäten zwischen den früheren Landes-teilen nicht aufkommen könnten.“⁶⁾

Vorrang für die regionale Museumsplanung

Zu vermitteln suchte die vom Kultusministerium schließlich ausgearbeitete Kabinettsvorlage vom Sommer 1978. Sie sah die weitere Förderung der Regionalmuseen vor, im Rahmen eines Zweistufenplanes aber auch den Ausbau eines Landesfreilichtmuseums. Das Kabinett entschied dann am 8. August 1978 zugunsten des ersten Teils dieser Vorlage; die vorhandenen oder noch entstehenden nicht-staatlichen Museen sollen unterstützt und zu „leistungsfähigen Regionalmuseen“ ausgebaut werden. Das zentrale Projekt wurde zurückgestellt, bis weitere Erfahrungen mit diesen Museen gesammelt sind. Mitte 1980 soll über den gesamten Fragenkomplex neu entschieden werden.

Dieser Beschluß schrieb nicht nur den Status quo fest, sondern hatte auch erstmals die Bereitstellung größerer Haushaltsmittel zur Folge und ermunterte weitere Initiativen draußen im Land. Die laufenden Planungen sollen von der neuen „Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg“, einer Abteilung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart in Zusammenarbeit mit dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe, koordiniert werden, und diese Stelle — personell noch nicht ausreichend besetzt — soll auch die Zuschüsse verwalten und fachliche Hilfestellung geben. Ein erstes wichtiges Ergebnis ihrer Tätigkeit, zusammen mit der Leitung des Stuttgarter Museums und den Landesstellen für Volkskunde in Stuttgart und Freiburg erarbeitet, stellt die Festlegung von Einzugsgebieten für die regionalen Freilichtmuseen dar (vgl. Karte anbei). Der entsprechende Plan soll nicht nur die Tätigkeitsbereiche der Museen genau abgrenzen, sondern auch bewirken, daß alle Hauslandschaften Baden-Württembergs⁷⁾ — also nicht nur die vereinzelt schon selbst aktiv gewordenen



Bescheidener als das Schwarzwaldhaus, doch nicht weniger typisch: das Einhaus des Odenwälder Kleinbauern mit verschindelter Wetterseite und Stall und Scheuer unter dem gleichen Dach. Bauten wie dieser, in Donebach bei Mudau erhalten, sind in ursprünglichem Zustand bereits selten und ebenfalls Gegenstand der laufenden Museumsplanungen.

Foto: P. Assion

— ausreichend erfaßt und gruppenweise um ein bestimmtes Freilichtmuseum zentriert werden. Dazu sind den bestehenden Museen beträchtlich größere Aufgabenfelder zugewiesen worden, als sie von diesen selbst ursprünglich anvisiert waren. Das gesamte Land konnte jedoch dadurch museal nicht abgedeckt werden. Lücken zeichneten sich im Bereich des Ostschwarzwaldes und der Baar, im Alb-Neckar-Raum und in Nordbaden ab. Sie sollen jedoch mit Hilfe von Neugründungen geschlossen werden, wie sie durch das derzeitige Museumskonzept besonders begünstigt werden, z. T. auch schon geplant und jedenfalls unverzichtbar sind, soll dieses Konzept wenigstens vorläufig den Plan eines Landesfreilichtmuseums ersetzen.

Initiativen, die sich im Kraichgau für Nordbaden, im Landkreis Eßlingen für den schwäbischen Mittelbereich und im Landkreis Tuttlingen für die Lücke zwischen Schwarzwald und Oberschwaben regten, sind daher ausdrücklich in die Museumsplanung miteinbezogen und die Initiatoren ebenfalls dazu angeregt worden, sich größerer Einzugsgebiete zu versichern. In Oberschwaben wurde darauf hingewirkt, daß sich die Museen Kürnbach und Wolfegg zu einer Arbeitsgemeinschaft und unter einem gemeinsamen organisatorischen Dach zusammenfinden, um eine fruchtlose Konkurrenz zweier eng benachbarter Museen zu verhindern. Hier soll demnach ein Freilichtmuseum mit zwei Abteilungen entstehen, wobei

Kürnbach für das oberschwäbische Bauernhaus, Wolfegg für das Allgäuer Bauernhaus zuständig sein würde. Ein Projekt besonderer Art ist in Hohenlohe im Werden. Hier entschloß sich die Stadt Schwäbisch Hall, nicht das Museum in Untermünkheim-Schönenberg weiter auszubauen, sondern die Gunst der Stunde zur Gründung des „Freilandmuseums Hohenlohe in Wackershofen“ zu nutzen und das bestehende Museum in dieses Konzept miteinzubinden. Wackershofen ist ein Weiler im heutigen Stadtgebiet, dessen Sanierung mit dem Ausbau eines Freilichtmuseums verknüpft werden soll. Gehöfte — zwei sind samt Gelände schon erworben — sollen in situ das Museum bilden, und das ganze Dorf soll nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten saniert und konserviert werden⁸).

Somit wird derzeit in Baden-Württemberg mit sechs regionalen Freilichtmuseen gerechnet, deren Aufgabenbereiche wie folgt verteilt sind:

1. „Vogtsbauernhof“ in Gutach: Mittel- und Hochschwarzwald einschließlich des gesamten Oberrheingebietes (so daß dort auch das Markgräfler Haus der Schwarzwald-Vorlande zu berücksichtigen ist); vorgesehen sind Erweiterungen einschließlich einer Zweigstelle.
2. Freilichtmuseum im Kraichgau (Initiative der Stadt Kraichtal): Nordschwarzwald, Kraichgau, Odenwald und Bauland sowie Rheinebene entsprechend des Verbreitungsgebietes des oberrheinischen Kniestockhauses.
3. Freilandmuseum Hohenlohe in Wackershofen (Planung der Stadt Schwäbisch Hall): Hohenlohe, Taubergrund, Ries, Welzheimer Wald⁸).
4. Freilichtmuseum Alb/Neckar (Planung des Landkreises Eßlingen): Schwäbische Alb und Oberer Neckar.

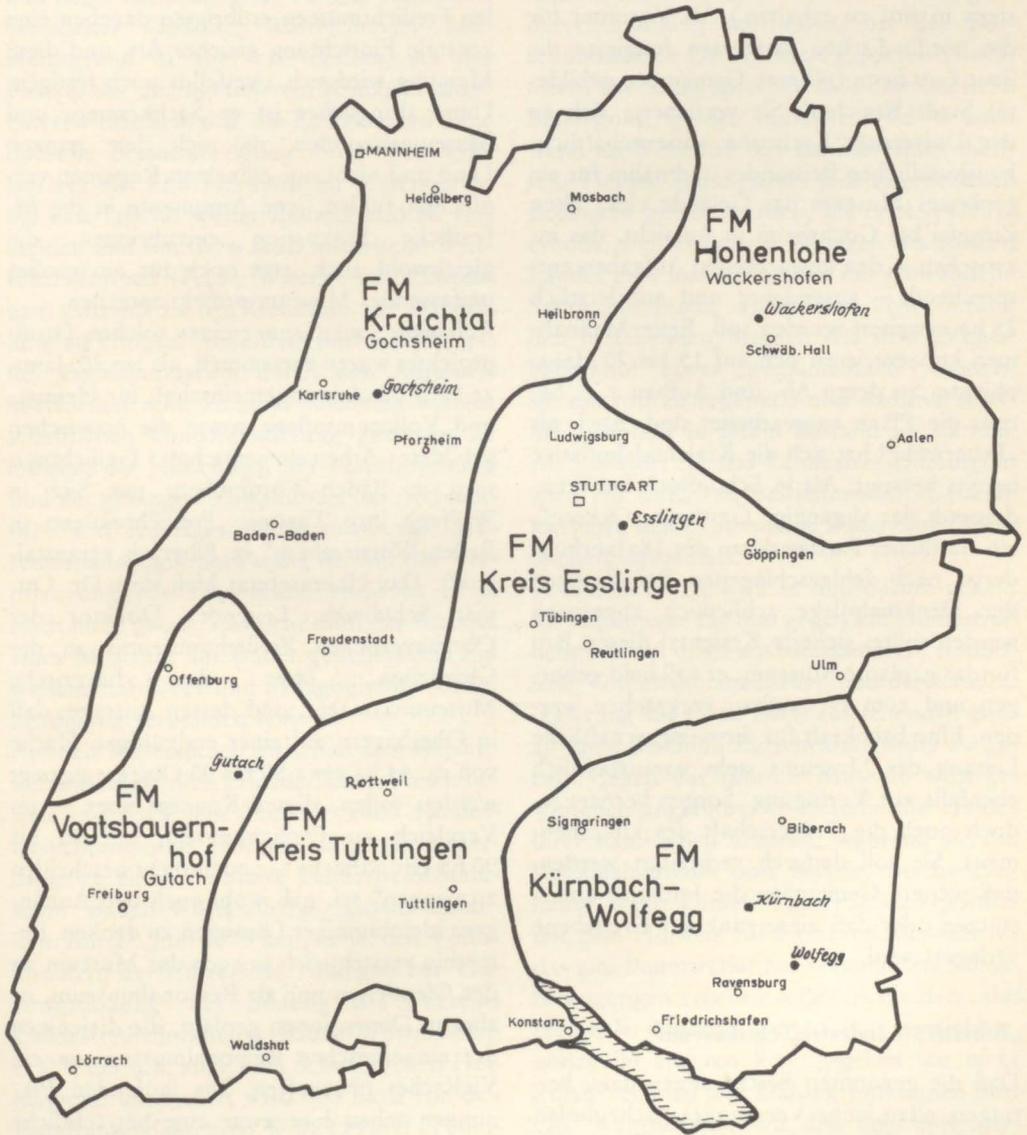
5. Freilichtmuseum Baar/Ostschwarzwald (Initiative des Landkreises Tuttlingen für Kraftstein): Ostschwarzwald, Baar, Klettgau.
6. Freilichtmuseum Kürnbach-Wolfegg: Bodenseegebiet, Allgäu, Oberschwaben.

Jedes dieser Museen soll in den kommenden zehn Jahren ca. 20 Häuser oder Gehöfte aufnehmen. Zuschüsse gibt es vor allem für die kostspielige Übertragung dieser Gebäude, und zwar wird hier jeweils ein Landeszuschuß von 70% für nötig erachtet, während die restlichen Kosten von den Museen selbst aufzubringen sind. Ihnen obliegt außerdem, für die Infrastruktur und die laufenden Betriebskosten zu sorgen. Die Beratung durch die Landesstelle für Museumsbetreuung ersetzt außerdem nicht eine wissenschaftliche Leitung der einzelnen Museen, die bei den anvisierten Größenordnungen indessen unverzichtbar scheint. Damit alle entstehenden Kosten gedeckt werden können, wäre wohl der Zusammenschluß aller jeweils betroffenen Landkreise zu Träger-Gemeinschaften bzw. die Bildung von Fördergemeinschaften erforderlich.

Im badischen Landesteil dürften vor allem die Planungen interessieren, die dort angelaufen sind, wo bisher noch am wenigsten für die Hausforschung und museale Hauskonservierung geschah: in Nordbaden. Hier geht es darum, das gestelzte Quereinhaus sowie das Haken- und Dreiseitgehöft des Kraichgaus in ausgewählten Beispielen zu erhalten, ebenso das gestelzte und das gestreckte Einhaus des Odenwaldes sowie die Gehöftformen des Baulandes (Haken- und Dreiseithof). Die Aufgaben, die die Museumsplanung außerdem noch den nordbadischen Museumsaktivitäten zugewiesen hat, sind oben schon angesprochen worden. Daß sie auf den Kraichgau allein zukamen, hängt mit dessen zentraler Lage, aber auch damit zusammen, daß sich vorerst nur hier Ansatzpunkte für diese Planung boten. (Im ur-

Freilichtmuseen in Baden-Württemberg

Einzugsgebiete der bestehenden und geplanten Museen



sprünglich noch ausgeklammert gewesenen Odenwald — Neckar-Odenwaldkreis — kommen erst neuerdings Überlegungen in Gang, sich um den alten Hausbestand zu kümmern und verschiedene Objekte wenigstens in situ zu erhalten.) Als Vorreiter für die nordbadischen Interessen fungierte die neue (aus neun früheren Gemeinden gebildete) Stadt Kraichtal. Sie versicherte sich an der Universität Karlsruhe wissenschaftlich-hauskundlichen Beistandes und nahm für ein geplantes Museum das Gelände einer alten Ziegelei bei Gochsheim in Aussicht, das inzwischen — den gewachsenen Aufgaben entsprechend — ausgedehnt und auf letztlich 25 ha erweitert werden soll. Erste Maßnahmen konzentrieren sich auf 15 bis 20 Hausobjekte, zu deren Ab- und Aufbau z. T. bereits die Pläne ausgearbeitet sind. Auch als „Feuerwehr“ hat sich die Kraichtal-Initiative bereits betätigt. Als in Schopfloch bei Freudenstadt das abgängige Gasthaus „Ochsen“, ein stattlicher Fachwerkbau des 18. Jahrhunderts, nach fehlgeschlagenen Bemühungen der Denkmalpflege schließlich abgerissen werden sollte, sicherte Kraichtal diesen Bau für das geplante Museum: er soll bald geborgen und zum Neuaufbau vorgesehen werden. Eine Fachkraft für die wissenschaftliche Leitung des Museums steht voraussichtlich ebenfalls zur Verfügung. Sorgen bereitet jedoch noch die Trägerschaft des Unternehmens. Sie soll dadurch verbreitert werden, daß weitere Gemeinden die Initiative unterstützen oder daß diese ganz auf Kreisebene verlagert wird.

„Initiative Landesfreilichtmuseum“

Daß die genannten Bestrebungen dazu beitragen, allzu lange Versäumtes nachzuholen und Baden-Württemberg nicht völlig im Abseits europäischer Museumsentwicklung zu belassen, ist offenkundig. Ebenso klar scheint aber auch, daß sich mit den laufenden Planungen die Chancen für ein Landesfreilicht-

museum erneut verringern. Zwar bleibt abzuwarten, was sich im Rahmen der bestehenden Möglichkeiten von den benannten Vorhaben tatsächlich realisiert. Schon jetzt aber ist die Ansicht verbreitet, die sechs regionalen Freilichtmuseen erübrigten daneben eine zentrale Einrichtung gleicher Art, und diese Meinung wird sich zweifellos noch festigen. Umso dringlicher ist es Sachkennern und Museumsfreunden, die sich dem ganzen Land und nicht nur einzelnen Regionen verpflichtet fühlen, jene Argumente in die öffentliche Diskussion einzubringen, die gleichwohl auch jetzt noch für ein großes umfassendes Museumsprojekt sprechen.

Anhänger und Gegner eines solchen Großprojektes waren versammelt, als am 20. Januar 1979 die Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumpflege sowie die inzwischen gebildete Arbeitsgemeinschaft Freilichtmuseen in Baden-Württemberg mit Sitz in Wolfegg ihre Tagung „Freilichtmuseen in Baden-Württemberg“ in Biberach veranstaltete⁹⁾. Das Hauptreferat hielt dort Dr. Ottmar Schubert, Leitender Direktor des Oberbayerischen Freilichtmuseums an der Glentleiten, über das bayerische Museumskonzept, und dessen Aussage, daß in Oberbayern auf einer endgültigen Fläche von ca. 44 ha etwa 80 bis 90 Objekte gezeigt werden sollen, dieses Konzept aber — im Vergleich zu Freilichtmuseen mit 80 bis 90 ha Grundfläche — „noch recht bescheiden zu nennen“ sei, gab wohl auch den Anhängern kleinräumiger Lösungen zu denken. Immerhin versteht sich ja auch das Museum an der Glentleiten nur als Regionalmuseum, ist aber in Dimensionen geplant, die diejenigen der einheimischen Regionalmuseen um ein Vielfaches übertreffen. Die laufenden Planungen sehen hier zwar eine beträchtliche Erweiterung der ursprünglichen Konzepte vor: auf 15 bis 20 ha Grundfläche („untere Grenze“) und die genannten ca. 20 Häuser pro Museum. Doch bestehen Zweifel, ob selbst diese — erst recht „bescheidene“ — Lö-

sung in allen Fällen erreicht werden kann (vgl. dazu oben die Eigenplanung der Museen). Besonders beengt ist z. B. das Museum „Vogtsbauernhof“ mit derzeit nur 3 ha Fläche und enger Anbindung an Verkehrslinien und besiedeltes Gelände. Ausreichender Museumsgrund ist aber erforderlich, um das Prinzip der „sichtgetrennten Konzentration“ zu verwirklichen, d. h. die Einzelbauten ohne optische Beeinträchtigung durch Bauwerke anderer Art und Herkunft zu präsentieren, um eine falsche Weiler-Bildung also zu vermeiden und um dazu auch historische Wirtschaftsformen (Feld-, Wiesen- und Gartenbau) passend zu den Gehöften zur Darstellung zu bringen. Außerdem dürfte das „kleine“ Freilichtmuseum durch den Anspruch überfordert sein, zu einer vertieften wissenschaftlichen Fundamentierung gelangen zu müssen, die hinsichtlich der Hausforschung und der gesamten Volkskunde, der Architektur- und Kunstgeschichte sowie der Museumspädagogik notwendig ist. Mit der Verpflanzung von Bauwerken allein ist es ja noch nicht getan. Vielmehr muß der Bestand eines Museums auf Dauer gesichert und mit wissenschaftlicher und pädagogischer Verlebendigung verbunden sein.

Auf den Widerspruch zwischen dem Geplanten und tatsächlich Erforderlichen wiesen bereits mehrfach jene Freunde eines Landesfreilichtmuseums hin, die sich nun neuerdings zu einer „Initiative Landesfreilichtmuseum Baden-Württemberg“ zusammenfanden. Am 27. Juni 1979 kam es bei den Volkskundlern der Universität Tübingen zur Vereinsgründung: zur Bildung des „Vereins Landesfreilichtmuseum Baden-Württemberg e. V.“, der u. a. auch vom Schwäbischen Heimatbund unterstützt wird und dazu von den Rundfunkredakteuren Willy Leygraf (Tübingen), Martin Blümcke und Heidi Kloos (beide Stuttgart) initiiert wurde, die sich auch dafür zur Verfügung stellten, gezielter als bisher „den Gedanken des Landesfreilichtmuseums ins öffentliche Bewußtsein zu ru-

fen“ (Wortlaut des Einladungsschreibens zur Gründungsversammlung). Zum Vorsitzenden wurde Martin Blümcke gewählt, und am 12. Oktober dieses Jahres wird in Mühlheim/Donau die erste ordentliche Mitgliederversammlung stattfinden, bei der Museumsdirektor Dr. Adelhart Zippelius (Kommern) zur Sache sprechen soll. Eine badische Beteiligung an der Initiative wird — auch wenn im Vorstand des Landesvereins Badische Heimat heute stärker jene angedeuteten Bedenken geteilt werden, als noch 1977 — erhofft: weil es um ein Anliegen des ganzen Landes geht und nicht etwa um schwäbische Sonderinteressen, außerdem nicht darum, den bestehenden Museen wie dem „Vogtsbauernhof“ etwas „wegzunehmen“, sondern sie sinnvoll zu ergänzen und dadurch letztlich ebenfalls in ihrem Bestand zu stärken. Als Standort für das Landesfreilichtmuseum wird ein (noch zu bestimmendes) Gelände zwischen den Landesteilen Baden und Württemberg favorisiert.

In nächster Zeit wird es nun darum gehen, die Argumente für und gegen ein Landesfreilichtmuseum offen ausdiskutieren, emotionale Vorbehalte abzubauen und der Landesregierung für ihren noch ausstehenden endgültigen Beschluß Entscheidungshilfe zu geben. Gegen das zentrale Museum wird gewöhnlich angeführt, es entreiße die Häuser ihrer natürlichen Umwelt, während sie das Regionalmuseum dort belasse, wo sie „zuhause“ seien. Dieses Argument wird gestützt mit dem Hinweis auf Gefahren, die sich für das alte Baumaterial aus veränderten Klimabedingungen ergeben sollen. Außerdem: das regionale Museum sei leichter erreichbar, könne im engeren Einzugsgebiet mit mehr Zulauf rechnen und Bildungsfunktionen „vor Ort“ wahrnehmen, wie dies dem entfernten Zentralmuseum nicht möglich sei. Dieses überfordere seine Besucher außerdem mit einem „Zuviel“ an Anschauung und lasse die Besichtigung zur anstrengenden, aber letztlich folgenlosen Gewalttour werden. Die Be-

fürworter einer zentralen Lösung wenden dagegen ein, daß das Echtheits-Argument nicht stichhaltig sei, da auch das Regionalmuseum nur verpflanzte und aus ihrem ursprünglichen Lebenszusammenhang herausgenommene Objekte zeigen könne. Gegen Witterungseinflüsse gebe es moderne Konservierungsmethoden. Die größere Anziehungskraft eines Zentralmuseums — durch Sonderveranstaltungen, Ausstellungen, ein didaktisches Gesamtkonzept erhöht — gleiche im übrigen die entferntere Lage aus und könne auch zu öfterem Besuch motivieren. An den befürwortenden Argumenten ist sicher richtig, daß ein Freilichtmuseum eben ein Museum und nur bedingt ein Stück früherer Wirklichkeit ist. Entsprechend zweitrangig ist die Standortfrage, und um so wichtiger ist es, spezifisch museale Aspekte zur Geltung zu bringen. Aufgabe volkscundlicher Museen ist die Konservierung von Kulturgut: aber nicht zu gemütvoller Einstimmung in die Vergangenheit, sondern zur Ermöglichung bewußter Auseinandersetzung mit dem kulturellen Erbe und zur Vermittlung von Erkenntnissen. Dieser Zielsetzung wird am besten dort Rechnung getragen werden können, wo museale Vielfalt Fragen aufwirft, Vergleiche herausfordert, Zusammenhänge zu sehen erlaubt, und wo zugleich die wissenschaftlich-didaktische Ausrichtung und Erläuterung des Gezeigten den Erkenntnisvorgängen förderlich ist. Dies ist auch für das Freilichtmuseum zu betonen und für große zentrale Einrichtungen in die Waagschale zu werfen. Wenn der Schweizer Volkskundler Robert Wildhaber kritisiert, daß „die meisten früheren (und heutigen) Freilichtmuseen das Idealbild einer ‚schönen‘, Herz und Gemüt ergreifenden, mehr oder weniger verfälschten, volkstümlichen Wohnkultur widerspiegeln“, es aber „nicht mehr um ‚rührende‘ Schönheit, sondern um die ‚sachliche‘ Schönheit des Wahren“ gehe¹⁰⁾, so kann das nur bedeuten, daß umfassendere Museumskonzepte entwickelt werden müssen: statt

ausgewählter Prachtbauten ist jenes Hausgefüge darzustellen, das sich auch und gerade in einem so differenzierten Bereich wie dem heutigen Land Baden-Württemberg aus unterschiedlichen wirtschaftlichen Möglichkeiten und deren sozial verschiedener Verteilung ergab. Hermann Bausinger warnte und folgerte nicht ohne Berechtigung: „Wo die örtliche Auswahl bestimmend ist, da schiebt sich leicht der Gesichtspunkt des Eindrucksvollen und Malerischen in den Vordergrund. Der mächtige Herrenhof präsentiert sich, nicht aber das Anwesen des Kleinhäuslers, des Seldners, des Tagelöhners, der ehemals von der Gemeinde versorgten und notdürftig untergebrachten Armen. In der Zusammenschau können solche Strukturen sichtbar gemacht und durch zusätzliche Materialien erläutert werden. Es ist nicht wahr, daß die Leute solche Belehrungen nicht wollen. In Kommern und in den anderen großen, pädagogisch erschlossenen Museen treffen stündlich Omnibusse ein mit Interessenten, und zwar auch mit sogenannten einfachen Leuten: die vielzitierte Schwellenangst fällt hier weg, Ausflug und Lerngang ergänzen sich, und das Gefühl, daß es hier um die eigenen Vorfahren, um den eigenen geschichtlichen Lebenshintergrund geht, bewirkt Aufgeschlossenheit und Aufmerksamkeit“¹¹⁾. Warum sollte dies nicht auch in Baden-Württemberg so sein? Und warum sollten die Regionalmuseen, deren Bestand unangetastet bleibt, nicht nur untereinander, sondern auch mit einem Zentralmuseum zur Zusammenarbeit kommen, von diesem lernen und mit diesem gemeinsam den Museumsgedanken fruchtbar werden lassen?

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. dazu Robert Wildhaber, Der derzeitige Stand der Freilichtmuseen in Europa und in USA, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1959, S. 47–59. Siehe außerdem die verschiedenen Be-

richte in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 63, 1967, sowie *Adelhart Zippelius*, Handbuch der europäischen Freilichtmuseen (= Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern, Bd. 7), Bonn 1974.

²⁾ *Hermann Schilli*, Der Vogtsbauernhof in Gutach, der Grundstock eines Schwarzwälder Freilichtmuseums, in: Badische Heimat 43, 1963, S. 309–333; *ders.*, Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Schwarzwald, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 63, 1967, S. 62–69; *ders.*, Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach/Schwarzwald, in: Die Ortenau 50, 1970, S. 105–121; *ders.*, Zur Geschichte und zum Ausbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach/Schwarzwald, in: Badische Heimat 56, 1976, S. 267–278. Siehe außerdem von *Schilli*: Der Vogtsbauernhof, Lahr 1975, sowie den 1968 aufgelegten Museumsführer „Vogtsbauernhof in Gutach im Schwarzwald“ (weitere Auflagen 1969 ff.).

³⁾ Der Versuch, ein in Grobherrischwand (Kreis Waldshut) entdecktes originales Hotzenhaus zu erwerben, ist allerdings inzwischen am Widerstand örtlicher Heimatfreunde gescheitert. Der Ortenaukreis will nun nach den Plänen dieses Objektes einen Nachbau errichten lassen (vgl. Badische Zeitung Freiburg vom 20. 7. 1979).

⁴⁾ Landtag von Baden-Württemberg, 7. Wahlperiode, Drucksache 7/2667.

⁵⁾ Ebenda.

⁶⁾ *Hermann Bausinger*, Das begehbbare Bilderbuch. Für ein baden-württembergisches Freilichtmuseum, in: Stuttgarter Zeitung Nr. 262 vom 12. 11. 1977.

⁷⁾ Zur Vielfalt der Haustypen in Baden-Württemberg und zum charakteristischen Nebeneinander verschiedener Typen innerhalb der einzelnen Landschaften vgl. neben der verstreuten Spezialliteratur neuerdings *Karl Heinz Schröder*, Stand und Aufgaben der geographischen Hausforschung im südwestlichen Mitteleuropa, in: Geographische Hausforschung im südwestlichen Mitteleuropa (= Tübinger Geographische Studien, Heft 54), Tübingen 1974, S. 1–20, und weitere Beiträge in diesem Heft.

⁸⁾ Die Pläne sind zusammen mit instruktivem Karten- und Bildmaterial enthalten in: Freilandmuseum Hohenlohe in Wackershofen – Vorstudie. Arbeitsbericht Nr. 10 des Stadtplanungsamtes Schwäbisch Hall, 1. Aufl. Schwäbisch Hall 1978.

⁹⁾ Vgl. den Bericht in: Stuttgarter Zeitung Nr. 17 vom 22. 1. 1979, der wortgleich auch am 26. 1. 1979 in der Badischen Zeitung Freiburg erschien.

¹⁰⁾ *Robert Wildhaber*, Neuere Freilichtmuseen in Europa, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 63, 1967, S. 1.

¹¹⁾ *Bausinger* (wie Anm. 6).

Zwischen Vergangenheit und Zukunft

*I luuschter z'Nacht zue jeeder Schtund,
Bi Daag, doo froog i 's Muul schier wund,
Im Härze klopft's als Schlaag uf Schlaag,
I find kai „jetz“ bi Nacht und Daag.*

*Bini sällbander oder ellai,
Un wooni suech, schu isch's verbei,
Doch maini als, jetz hanis glii,
Un luegi gnaier naa, isch's gsii.*

E. Falk-Breitenbach

Nachruf

für Eugen Falk-Breitenbach

Der Kunder der Schwarzwaldheimat „Kinzigtal“, Eugen Falk-Breitenbach, Hausach i. K., ist nicht mehr.

Noch manches Jahr hätten diesem stillen und bescheidenen Alemannen seine Freunde und Verehrer in Gesundheit und Schaffenskraft gewünscht. Wie wenn er es zu Beginn des Jahres geahnt hätte, ist er dahingegangen zum Schöpfer Gott, den er in allen seinen Werken gesucht und geliebt hat. So schrieb er in seinem Neujahrsgruß:

„Ich gehe leise, um nicht zu stören,
vielleicht ein Ungehörtes noch zu hören,
wenn das erste Gräslein taut.
ohne Wort und ohne Laut.“

In der Frühe des Morgens, am 9. Juli 1979, starb er in seinem „Moolerhiisli“ in Hausach im Kinzigtal, umsorgt von seiner treuen Gattin Margarethe. Der Ewige hat ihm Pinsel und Feder aus den nimmermüden Händen genommen. Seine Wirkungsstätte ist verwaist und künftige Besucher hören nicht mehr sein sonores Lachen und seine alemannischen Worte. Man wird noch lange in den Straßen der kleinen Kinzigstadt den breitschultrigen Mann mit seinem Schlapphut vermissen. Seine Gemälde und Gedichte werden die Nachwelt immer an ihn erinnern als einen echten Sohn seiner Heimat.

Dr. Ludwig Birk, Heidelberg

Eine fröhliche Kirche

Die Pfarrkirche St. Jakobus in Mannheim-Neckarau

Manfred Kleiss, Mannheim

Die Pfarrkirche der katholischen Kirchengemeinde St. Jakobus in Mannheim-Neckarau steht zentral in der Ortsmitte, in einer Reihe mit den nicht allzu hohen Häusern in diesem Industrie-Vorort. Eine Kirche, die vom Aussehen, vom Material her, mehr unscheinbar solid als herausfordernd wirkt. Trotzdem sind ihre beiden Türme von vielen Stellen des Ortes aus zu sehen, und gemeinsam mit den Fabrikhallen und -kaminen sind sie Wahrzeichen Neckaraus.

Begonnen hat der katholische Kirchenbau in Neckarau im 18. Jahrhundert. Die erste katholische Kirche war nämlich im Jahre 1758 gebaut worden. Ein kleines Kirchlein, mit spitzem Turm, am gleichen Platz wie die heutige Pfarrkirche, und wie diese dem hl. Jakobus geweiht. Trotz wachsender Einwohnerzahl war sie 150 Jahre lang religiöses Zentrum der Neckarauer Katholiken, doch die Enge wurde immer bedrückender. Nur wenige Jahre nach der Eingemeindung — am 1. 1. 1899 wurde Neckarau ein Stadtteil von Mannheim — wurde von 1905 bis 1907 eine neue, große Pfarrkirche gebaut. Von dem alten Kirchlein konnten Teile der Bausubstanz in den Neubau einbezogen werden.

Der begrenzte Bauplatz im Ortskern war die Ursache für einen durchaus nicht zeitgemäßen Grundriß. Nicht die weithin übliche Kreuzform, sondern ein rechteckiger, fast quadratischer Grundriß wurde gewählt, mit einer gelinden Ausbiegung der beiden seitlichen Außenmauern. Zur Straßenseite hin erhoben sich zwei hoch aufragende Zwiebeltürme, während das Kirchenschiff von einer Kuppel gekrönt wurde. Alle Dächer waren

einheitlich mit Schiefer gedeckt. Die Fassaden waren bevorzugt in rotem Mainsandstein gemauert, dazwischen liegende Füllflächen mit hellem Verputz ausgefüllt. Dieser „spätbarocke Mischstil“ wurde im Innern der Kirche fortgesetzt mit einer reichen Stuckdekoration, mit Bildern und mit größtenteils farbigen Fenstern. Der Altar stand erhöht an der westlichen Rückwand. In den Bänken fanden über 1200 Personen Platz.

St. Jakobus, Mannheim-Neckarau, Außenansicht von Nordosten





Innenansicht der Kirche

Wie viele andere Bauwerke wurde auch die St. Jakobus-Kirche im Zweiten Weltkrieg nicht verschont. In der Nacht vom 9./10. August 1943 brannte die Kirche nach einem Fliegerangriff aus.

Der Wiederaufbau veränderte das Aussehen der Kirche innen und außen. Das Mauerwerk war in seiner Grundsubstanz erhalten geblieben. Ebenso blieb der ursprüngliche Grundriß gewahrt. Ein neues Gesicht bekam das Gotteshaus jedoch durch die andere Gestaltung der Dächer. Weniger einer künstlerischen Konzeption zur Restaurierung folgend als der Not an Baumaterial in den Nachkriegsjahren gehorchend, wurde von der alten Form doch wesentlich abgewichen. Anstelle der Zwiebeltürme erhielten die zwei Türme eine niedere, schmucklose Dachabdeckung, während das Kirchenschiff unter Verzicht auf die ehemalige Kuppel in etwas uneinheitlicher Weise von einfachen Satteldächern abgeschlossen wird. Durch diese vereinfachte Linienführung wirkt die Kirche heute von außen insgesamt bescheidener.

Im Jahre 1950 war die äußere Wiederherstellung abgeschlossen und die Gemeinde konnte wieder in ihrer Kirche Gottesdienst feiern. Die innere Renovierung mußte noch warten. Man kann es heute nur als wirklichen Glücksfall bezeichnen, daß mit der neuen Innenausstattung erst über zwanzig Jahre später begonnen wurde.

Im Jahre 1971 kam der heutige Seelsorger der Gemeinde, Pfarrer Hans Bender, nach St. Jakobus. Sein Engagement und die Aktivitäten des erzbischöflichen Bauamtes bildeten die Grundlage für die im wesentlichen im Jahre 1973 durchgeführte Innenrestauration. Eine gute Vorplanung und Öffentlichkeitsarbeit, eine behutsame Auswahl aus den möglichen Konzeptionen und die Mitsprache — sowie finanzielle Mithilfe — der über 8500 Katholiken zählenden Gemeinde ließen das Werk gelingen. Entsprechend der künstlerischen wie kirchlichen Neubesinnung unserer Zeit wurde eine bemerkenswerte, klare und wirkungsvolle Lösung gefunden.

Betritt man die Kirche, so wird man überrascht von der weiten, hellen Fülle des Raumes. Die Wände und die Decke sind einheit-

Kreuzsäule in der St. Jakobus-Kirche Mannheim-Neckarau



lich mit einem Reibputz versehen und in einem fast weißen Farbton gehalten. Die großen Fensterflächen sind farblos verglast. Für den Fußboden wurde ein dezenter Waschbetonbelag gewählt. Der ganze Kirchenraum wird nur durch drei Elemente unauffällig untergliedert: durch die 4 Säulen, welche die gewölbte Decke tragen, durch die einige Stufen hohe Fläche im Westteil, auf der früher der Hauptaltar stand und durch die Orgelempore, unter der ein kleinerer Raum mit bis zur Decke durchgehenden Glasscheiben abgetrennt ist. Diese insgesamt schmucklose Bauausgestaltung betont die klare Struktur des Innenraums und verstärkt dessen große und helle Raumwirkung.

Der einst wohl auch aus Platzmangel gewählte Grundriß eröffnete bei der weiteren Ausstattung ideale Möglichkeiten, die konsequent genutzt wurden. Der neue Altar, eine schlichte Ausführung in naturfarbenem Holz, wurde im Zentrum der Kirche aufgestellt. Auf einem zwei Stufen hohen Podest stehend ist er von allen Seiten gut sichtbar und seine Dominanz wird durch die Flankierung durch Ambo und Kreuzsäule noch betont. Statt eines Altar- oder Wandkreuzes

wurde eine von Prof. Toni Schneider-Manzell (Salzburg) entworfene und in Bronze ausgeführte Kreuzsäule aufgestellt, die sich ganz in die moderne Ausstattung einfügt und doch deutlich sichtbares Zeichen ist. Der Künstler selbst formulierte es bei der Einweihung am 20. 3. 1976 so: „Ein Kreuz ... muß aus dem Raum herauswachsen, nicht zu hoch, damit der Herr nicht zu entfernt ist von uns, trotz seiner Erhöhung, sondern mitten unter uns, das Kreuz und ER“.

Die früher üblichen Bänke wurden durch eine Einzelbestuhlung ersetzt, welche für über 600 Personen Platz bietet. Durch die Anordnung der Stühle, die von drei Seiten auf den Altar als Mittelpunkt ausgerichtet sind, wird die Gemeinde in idealer Weise eng in die hl. Handlung einbezogen. Die aus blau gefärbtem Holz gefertigten Stühle bilden mit dem Altar durch Farbe, Anordnung und Flächenwirkung einen überaus freundlichen Kontrast zum dezent zurücktretenden Raum. Die Gemeinde hat ihre Kirche „angenommen“, sie fühlt sich wohl darin, denn das Gotteshaus lädt ein zum Verweilen und zum Gebet. Ein Gotteshaus, in das stille Andacht und lichte Fröhlichkeit eingekehrt sind.

Die Stunde eilt

*Die Stunde eilt,
den Blick halb hingewendet
zurück zum Gräberfeld,
denn was sie anrührt, endet
einmal auf dieser Welt.*

*Die Stunde heilt.
Was kommt, ist bald gewesen —
Geläutert durch die Not
gibt es ein Ährenlesen:
Aus Gnaden wächst das Brot.*

Hedwig Salm

S heimetlig Zil

*Alles in allem chasch hoffe,
glauben un gernha derzue!
Bisch diiner Lebtig nit gloffe
wie n er di trait het, dii Schueh?*

*Gstolperet bisch uf de Steine,
d Dorne hän gstoche am Pfad.
Jetze bisch drüber im reine,
s isch um kei Astrengig schad,*

*Wo du so gmacht besch im Lebe —
menggs besch au gno wie im Spil —
Eimol gilt nüt meh dernebe,
numme noh s heimetlig Zil.*

Hedwig Salm

S Adje neh

*Vo de Liebe 's Adje neh
cha kei Herz im Grund vergesse.
S bliht für alli Zit e Weh,
mit de Johre chuhm no z'messe.*

*Es verteilt sich uf gar Vili,
wo hän müesse d'Welt verloh.
Un du weisch es — imme Wili
muesch du selber jo au gob...*

Hedwig Salm

Ein Steinschränkchen aus dem markgräflichen Schloß zu Karlsruhe

Gaston Mayer, Karlsruhe

In einem „Haupt-Meubles-Inventarium über das Fürstliche Residenz-Schloß errichtet im September 1787“ (Generallandesarchiv Karlsruhe Abt. 56/4017) ist auf Seite 113 unter der Rubrik „Zweyter Stock, Corps de Logis. Vordere Zimmer, linker Hand“ folgender Eintrag zu lesen:

„1. von Marmor und Granit eingelegtes Kästlein mit 2 Thüren und Mössenen Leisten, beschlüssig, oben darauf eine kleine Ur-

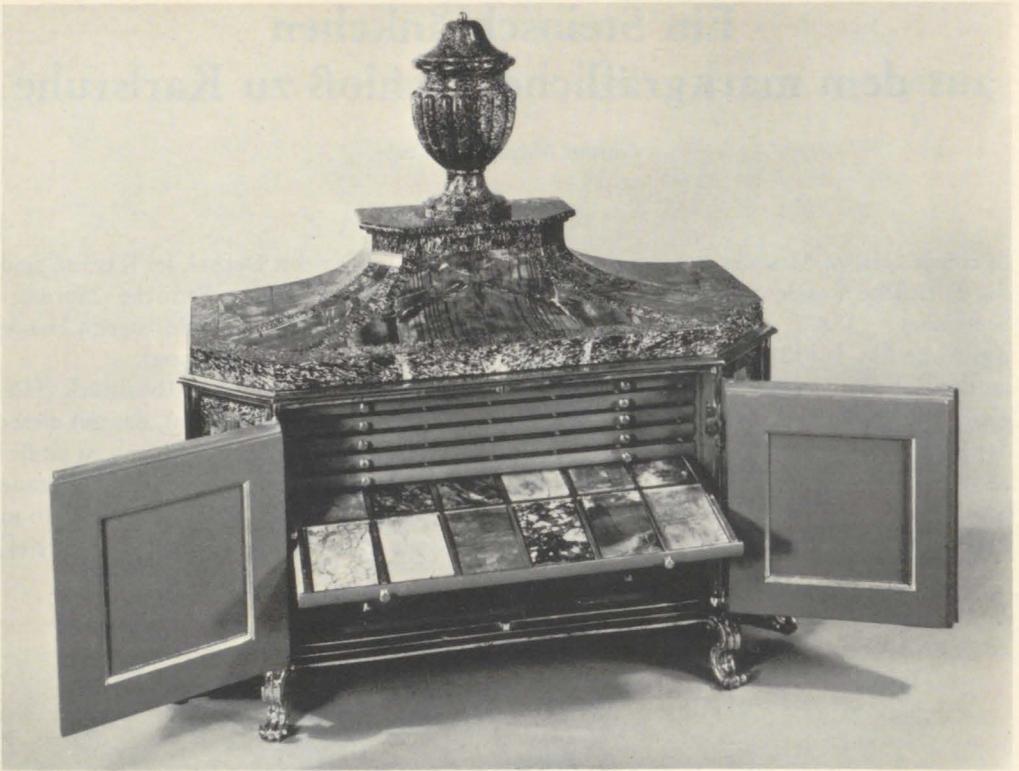
ne von Granit nebst Deckel, im Kästlein sind 12 Schubladen, worin Badische Marmor-Proben liegen, nebst einem Mössenen Handgriff“ (Mössen = aus Messing).

Ein 6seitiges und 6füßiges Möbelstück (Höhe 87, Breite 82, Tiefe 34 cm), das mit dieser Beschreibung völlig übereinstimmt, ist im Besitz der Landessammlungen für Naturkunde in Karlsruhe (Abb.S.485/486). Es fand sich in ruinösem Zustand nach dem Kriege im Kel-



Steinschränkchen aus dem markgräflichen Schloß zu Karlsruhe

Foto: H. Heckel



Steinschränkchen aus dem markgräflichen Schloß zu Karlsruhe. Eine Schublade mit eingelegten Gesteinsplatten ist herausgezogen

Foto: H. Heckel

ler des zerstörten Museumsgebäudes¹). Es muß also irgendwann einmal als vorzugsweise naturkundliches Objekt aus dem Schloß ins Naturalienkabinett verbracht worden sein, wo es lange Zeit ein unbeachtetes Dasein führte. Doch findet sich in keinem der älteren Inventarbücher ein diesbezüglicher Eintrag.

Als im Jahre 1752 mit den Vorbereitungen zum Neubau des Karlsruher Schlosses begonnen wurde, war man auch bestrebt, einheimische Gesteine zur Ausschmückung der Räume zu verwenden. Es wurde daher auf Vorschlag der Baudeputation am 3.4.1754 ein Aufruf veröffentlicht, „Marmor, Alabaster und dergleichen Steine“ in der badischen

Markgrafschaft aufzusuchen, festgestellte Vorkommen zu melden und Proben einzusenden, was auch zum gewünschten Erfolg führte²).

Die eingelieferten Gesteine wurden in der Hofmarmorwerkstätte zu Karlsruhe verarbeitet. Zu rechteckigen Platten verschiedenen Formats geschnittene Gesteine wurden zu Sammlungen zusammengestellt und als damals beliebtes Sammelobjekt zum Kauf angeboten³). Die Markgräfin CAROLINE LOUISE (1723—1783) als leidenschaftliche Naturaliensammlerin verwandte solche Suiten mit Vorliebe zum Tauschen.

Die Landessammlungen für Naturkunde besitzen noch zahlreiche Platten dieser Pro-

duktion mit auf der Rückseite aufgeklebten gedruckten oder handgeschriebenen Etiketten.

Auch zur Verkleidung unseres Schränkchens wie man das Möbelstück wohl besser bezeichnen sollte, fanden solche einheimischen Gesteine Verwendung. Was den „Marmor“ betrifft, so handelt es sich allerdings in Wirklichkeit um kontaktmetamorphe Mergel des Oligozäns, die in einem schmalen Gebiet westlich von Eichstetten im Kaiserstuhl anstehen. REINHARD (1766/67) bildet solche silifizierte Mergel unter der Bezeichnung „Bänder-Jaspis“ (Nr. XV) und „Landschaften-Jaspis“ (Nr. XVIIa) ab, während WIMMENAUER (1977) zwei farbige Abbildungen dieses Gesteins bringt (Farbtafel VI, S. 236), das nach REINHARD im Jahre 1762 von dem Forstsekretär Joseph Friedrich ENDERLIN (1732–1808) zu Bötzingen entdeckt und der Baudeputation in Karlsruhe gemeldet wurde.

Bei dem „Granit“ handelt es sich um einen südbadischen Gneis, vermutlich von Denzlingen (Langendenzlingen), wie vergleichsweise aus noch vorhandenen beschrifteten Gesteinsplatten geschlossen werden kann. Einsender war der Hofapotheker Johann KLOSE (um 1700–1770).

Das oliv- bis graugrüne Eichstettener Gestein ist in Gestalt hochgestellter bogenförmig enteckter Rechtecke als besonders attraktiv im Mittelteil der Türen und der 4 Seitenteile eingesetzt, umrahmt von einem nur 8 mm breiten Streifen gelb-brauner Partien des gleichen Gesteins. Das ganze wiederum ist eingefasst von Denzlinger Gneis. Das zu dem rechteckigen Urnensockel bogenförmig ansteigende Oberteil zeigt 5 trapezförmige, aus mehreren Streifen zusammengesetzte Eichstettener Platten (eine sehr große mittlere, 2 sehr schmale rechts und links davon und schließlich 2 etwas breitere dahinter), die jeweils von schmalen Gneisstreifen umrandet sind. Lediglich die beiden hinteren Platten enden direkt an der Rückwand. Das gelb-

braune Eichstettener Gestein wurde hier nicht verwendet. Der Urnensockel und die Urne selbst sind aus Gneis gearbeitet (Höhe der Urne einschließlich der Messingkugel 30 cm).

Die Rückseite und der Boden des Schränkchens bestehen aus Holz, ebenso die Seitenteile mit den Führungsleisten für die Schubladen. Auch die Innenseiten der messingumrahmten Türen sind mit Holz verkleidet. Die 12 Schubladen bestehen aus dünnen Eichenholzböden (54,5 x 26,2 cm) mit aufgeleimten Fächerleisten (Höhe 1 cm, Breite 0,6 cm). Jede Schublade hat 12 Fächer, in welche 11,8 x 7,5 cm große Gesteinsplatten hineinpassen. Die 2 cm hohen Vorderkanten sind nach oben abgerundet und mit 2 Messingknöpfen als Handhabe versehen. Das Schränkchen ist nicht verschließbar, lediglich ein an der rechten Vorderseite der Bodenplatte eingelassener Riegel rastet durch Federdruck in den rechten Türflügel ein. Ein aus der Bodenplatte austretender Zapfen dient zur Entriegelung.

Die sichtbaren Holzteile sind lackiert, die Türen rot, eine kassettenförmige Vertiefung mit Gold eingefasst. Rot sind auch die Vorderkanten der Schubladen. Die Schubfächer sind innen blaugrün ausgemalt, die Oberkante wiederum mit einem Goldton versehen (Farben bei der Restaurierung erneuert).

Das tragende Element des Schränkchens ist ein einfach gehaltenes Gestell aus Messing. Die 6 barocken 8 cm hohen Füße sind mit Flacheisen am Boden festgeschraubt. Die Messingkugel auf dem Urnendeckel ist nicht authentisch. Da dieser jedoch ein Bohrloch aufweist, muß ursprünglich irgend eine Handhabe zur Abnahme des Deckels darauf befestigt gewesen sein.

Nach KIRCHER (1959) soll das Schränkchen identisch sein mit einer 1764 aus Mantua über Augsburg nach Karlsruhe gelieferten „Caſetta“. Abgesehen davon, daß auf dem erhaltenen Speditionszettel⁴⁾ jegliche zur Identifizierung nötige Angabe fehlt, ist

Baden-Durlach.
Marggravschaft Hochberg.
Num. XVII. a.
Landschaften = Jaspis.
Von Eichstetten, unten an dem Berge auf
dessen Spitze Num. XV und XVI
gebrochen werden.

Baden-Durlach.
Marggravschaft Hochberg.
Num. XL. a.
Chalcedonier und Jaspis.
Von Langendenzlingen. Bricht ab dem
nähmlichen Felsen, wie Num.
XXXIX.

Baden-Durlach.
Marggravschaft Hochberg.
Num. XVII. b.
Landschaften = Jaspis.
Von Eichstetten, ist nur eine Veränderung
von Num. XVII. a.

Baden-Durlach.
Marggravschaft Hochberg.
Num. XXXIX. a.
Granit.
Von Langendenzlingen, ab dem
Kebberge.

*No 64.
Marggr. Hochberg.
Landschaften = Jaspis
aus dem Gneiss an dem
neuen Berge auf dem
Hofen.*

Baden-Durlach.
Marggravschaft Hochberg.
Num. XVI.
Bänder = Jaspis.
Von Eichstetten, an dem Kaiserstuhle,
in dem neuen Thale.

diese Annahme auf Grund der verwendeten einheimischen Gesteine äußerst unwahrscheinlich. Das Schränkchen dürfte vielmehr in der Karlsruher Marmorwerkstätte entstanden sein. Als Entstehungszeit kommt der Zeitraum von 1762 (Entdeckung des Eichstettener Gesteins) bis 1787 (Schloßinventar) in Frage, wobei den 60er Jahren die größere Wahrscheinlichkeit zukommt.

Verfertiger der Steinarbeiten an unserem Schränkchen ist möglicherweise der eigens als „Steinkünstler“ aus Rom nach Karlsruhe berufene „lavoratore di marmo“ Francesco VASSALLI. REINHARD (S. 897–898) schreibt diesbezüglich, daß diesen der Markgraf gegen eine ansehnliche Besoldung in seine Dienste genommen habe. Er lehre, bemerkt REINHARD weiter „wie man auch die allerhärteste Steine schneiden, bearbeiten und die vortrefflichste Politur darauf bringen könnte“.

Anmerkungen:

¹⁾ Das Schränkchen wurde im Frühjahr 1979 durch den Präparator der Landessammlungen R.-H. SCHUPPISEK und den Laboranten D. ERB in vorbildlicher Weise restauriert. Herrn Dir. Prof. Dr. RIETSCHEL bin ich zu Dank verbunden, dies auf meinen Wunsch hin veranlaßt zu haben.

²⁾ Einzelheiten, auch der Wortlaut des Aufrufs findet sich bei REINHARD (1766/67).

³⁾ So schrieb der Brettener Schulmeister Leonhard DIEFENBACHER nach einem Besuch von Karlsruhe 1778: „Ich gieng...auf Karlsruhe, meine Freunde zu besuchen, und hörte, daß man daselbst in der herrschaftlichen Bauverwaltung die ganze Sammlung von den Marggräflichen Steinen in drei Zoll langen und breiten Tafeln, nemlich 48 Stücke Marmor, das Stück zu 12 kr, 36 Granite und Jaspisse, das Stück zu 30 kr, haben könne.“

⁴⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe, Großherzogliches Familienarchiv, Korrespondenz der Markgräfin CAROLINE LOUISE, Band 50.

Schrifttum:

D(IEFENBACHER) L. Versuch eines Beitrages zur pfälzischen Mineralgeschichte. Heidelberg 1778.

KIRCHER G. Das Karlsruher Schloß als Residenz und Musensitz. Bearbeitet aus dem Schloßinventar von 1787 und aus der Korrespondenz der Markgräfin Karoline Louise. — Veröffentl. d. Komm. f. gesch. Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B Forschungen, 8. Band, Stuttgart (Kohlhammer) 1959 (56 S.).

REINHARD J. Historisch-physikalische Abhandlung von dem Marmor und verschiedenen anderen in das Mineralreich gehörigen Dingen, so in denen Baden-Durlachischen Landen gefunden werden. — Johan Jacob Reinhard's Marggrävl. Baden-Durlach. würkl. geheimden Raths vermischte Schriften. 4, 441–507, Frankfurt u. Leipzig 1766, 6, 897–926, 1767.

WIMMENAUER W. Gesteine und Minerale. — Der Kaiserstuhl Gesteine und Pflanzenwelt. — Die Natur- und Landschaftsgebiete Baden-Württembergs, Band 8, 2. Aufl., 37–79, Karlsruhe 1977.

Der erste und der letzte Schritt

*Machs ch du uf d'Wält de erschte Tritt
I, Reckli, Hääs oder Kindergwand,
So fiehrt di langsam Schritt fir Schritt
Die Mueder liebli an de Hand.*

*Si däppelt, mit 'r gobsch nie fähl,
Un zehlt geduldig „ains un zwai“
Un bringt diir klaini Kindersääl
Soo langsam 's Laufe bei.*

*Soo gobsch an diiere Muederhänd,
Es fraid di jeeder klaini Druck,
De Aafang nemmt soo bal si End
Un dabsch ellainig furt.*

*De rennsch un schpringsch un waisch kai Halt,
In d'Wält nus, ine främdi Schtadt,
Bal machsch du langsam un bisch alt,
Kunnsch haim, bisch mied un matt.*

*Machs ch du uf d'Wält de letschte Tritt,
Kai Mueder zehlt meh „ains un zwai“,
Un wiider langsam Schritt fir Schritt,
Wiene Kind, nu bisch ellai.*

E. Falk-Breitenbach

Die von dem kurfürstlich-pfälzischen Hofastronomen Christian Mayer SJ von seiner Rußlandreise 1769—1770 mitgebrachten Naturalien für die Naturalienkabinette in Mannheim und Karlsruhe

Von Gaston Mayer, Karlsruhe

Im Jahre 1769 reiste der kurfürstlich-pfälzische Hofastronom Christian Mayer (geb. 20. 8. 1719 Mödritz, gest. 16. 4. 1783 Heidelberg) auf Einladung der Zarin Katharina II. (1729—1796) nach St. Petersburg, um dort den Venusdurchgang vor der Sonnenscheibe zu beobachten, nachdem Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz (1724—1799) die Erlaubnis hierzu erteilt hatte.

Mayer verfaßte auf Grund seiner Studien eine umfangreiche Schrift¹⁾, beobachtete noch einen neuen Kometen und trug der Petersburger Akademie ein von ihm erdachtes Kartierungsverfahren vor²⁾. Danach trat er die Heimreise über Abo, Stockholm, Kopenhagen, Lübeck, Hamburg, Hannover, Göttingen an und meldete sich am 12. 9. 1770 beim Kurfürsten in Schwetzingen zurück.

Von dieser Reise brachte er seinem Landesherrn „zahlreiche Mineralien und eine Pyramide aus kostbaren russischen Steinen mit“³⁾, weiteres der Markgräfin Caroline Louise von Baden (1723—1783) in Karlsruhe. Näheres läßt sich aus zwei Briefen Mayers an die Markgräfin entnehmen, die er ihr kurz nach seiner Rückkehr schrieb und die hier auszugsweise folgen (aus dem Französischen)⁵⁾.

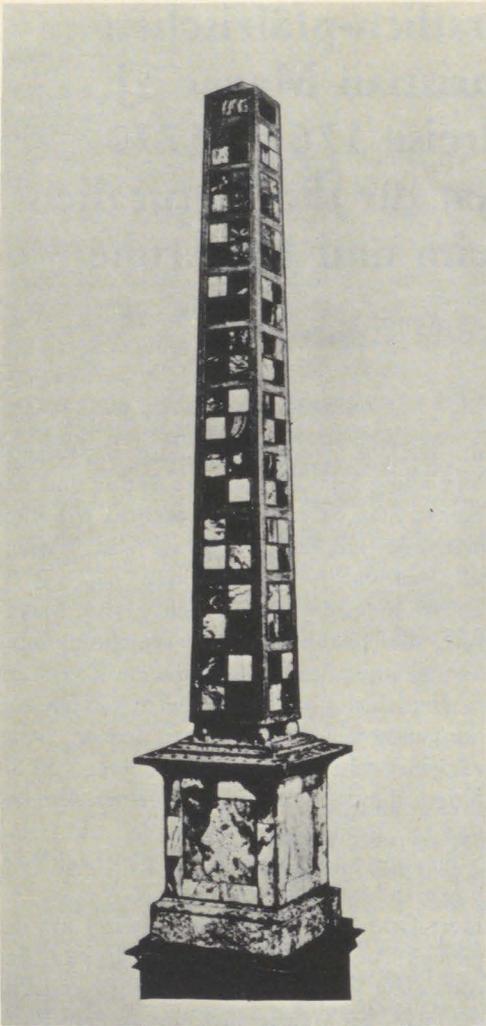
Am 17. 10. 1770: „Man weiß, man spricht Madame! mit Lob von Ihrem Kabinett der Seltenheiten der Natur, die Sie sammeln, von der Ordnung und von der Schönheit die dar-

in herrscht. Man kennt Ihre bedeutende Sammlung von Werken der Natur und der Kunst, man ist vor allem entzückt wie Eure erlauchte Hoheit die Künste und Wissenschaften und ihre Träger ehren.“

Es sei indessen seine Pflicht, fährt Mayer fort, alles zu tun, was zur Vermehrung ihrer Sammlungen beitrage. Zu diesem Zweck sei es empfehlenswert, „den Herrn Grafen von Stragenow⁶⁾ in Petersburg zu nennen, Besitzer einer sehr berühmten Sammlung von Sibirien, dieser sagte mir bei meiner Abreise, daß er gern tauschen würde, um seine Sammlung zu vermehren und gleichzeitig einigen anderen zu nützen.

Herr Graf von Orlow Wolodimir⁷⁾ hat die gleiche Ansicht. Diesem als Direktor der Akademie von St. Petersburg wird es nicht mangeln, bei Gelegenheit eine Anzahl Raritäten zu schicken.

Es findet sich außerdem in Moskau der sehr berühmte und reiche Doktor der Medizin namens Maut, sowie in Petersburg der Arzt Baccaräch. Der eine oder andere wird mit Vergnügen eine so ehrenhafte Gelegenheit Eurer erlauchten Hoheit Kuriositäten zu senden ergreifen, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen. Mir erlaubte die Last der schweren Instrumente, mit denen ich auf meiner mühsamen Reise beladen war, nicht, diese Dinge mitzunehmen, selbst wenn ich es gekonnt hätte. Ich wäre nicht den Schikanen



Russische „Steinsäule“ des Mannheimer Naturalienkabinetts

Aus: Kistner 1930, Tafel XXXI

des Petersburger Bereichs entgangen. Es bleibt mir nur, diese Adressen mitzuteilen unter welchen es Eurer erlauchten Hoheit leichter sein wird, das zu erhalten, was ich die Ehre haben wollte, Ihnen selbst zu überbringen.

Ich habe indessen die Ehre, Ihnen den berühmten Pater Ledergerw⁸⁾, Überbringer dieses und einer meiner besten Freunde vor-

zustellen, der in den Ländern des erlauchten Hauses Baden bleiben soll.

1. Meine kleine Arbeit in Französisch⁹⁾, welche die Ehre hatte, viel Anerkennung am Hof und an der Akademie von Petersburg zu finden.

Mit der anderen großen in Latein¹⁰⁾ kann ich nicht dienen, sie ist noch nicht fertig zum Versand um sie selbst vorzulegen, erst nach der zweiten Ausgabe von Frankfurt. Ich füge hinzu

2. Das einzige Exemplar des Kupferstichs der Reiterstatue Friedrichs V., Königs von Dänemark¹¹⁾, das Werk des berühmten Künstlers François Falconette¹²⁾. Kostbares Geschenk, mit welchem mich der erste Minister des Hofes von Dänemark beehrte.

3. Ein Stück des kostbaren Minerals Chalzedon, welcher sich auf der Insel Färöer bei Spitzbergen findet.

4. Ein anderer, bis heute in Europa unbekannter Stein, ein Scolit, welchen man in Dänemark zuerst nach chemischen Versuchen beschrieben hat, wobei man fand, daß dieser Stein nicht zum Quarz und nicht zum Spath gehört.

5. Einen Seeigel von Norwegen.

6. Granaten von Sibirien bei Katharinenburg.“

Die Markgräfin muß den Brief und den Erhalt der Spende bald bestätigt und Fragen gestellt haben, denn schon am 31. Oktober läßt Mayer einen zweiten Brief folgen, in dem er schreibt:

„Die schönste Mineraliensammlung welche ich während meiner Reise gesehen habe, ist diejenige des Herrn Grafen von Molck¹³⁾ in Kopenhagen, der Eurer erlauchten Hoheit leicht ganze Stufen von gediegen Silber in Bäumenform liefern könnte, da die Gruben in Norwegen reich sind, sodaß man manchmal Stücke von 200 bis 300 Pfund gewinnt.

Was den Chalzedon der Insel Färöer betrifft, von welchem Eure erlauchte Hoheit mir befahl eine Beschreibung zu senden, kann ich

nicht genau sagen, ob man ihn dort „in Schichten ou in Gängen ou Nesterweiß“¹⁴⁾ findet, da ich nicht selbst auf dieser Insel war. Ganz anders ist es mit den Granaten aus Sibirien, welche man in Silber- oder Kupferbergwerken findet, tief unter der Erde in ihrem Muttergestein. Die Beschreibung des Skolit wird Eure Hoheit in der Mineralogie des Herrn Brünick¹⁵⁾, Professor dieser Abteilung der Naturgeschichte in Kopenhagen, finden: Ich zweifle nicht, daß er unendlich geschmeichelt wäre, die Ehre zu haben, selbst die Absichten Eurer erlauchten Hoheit zu befriedigen.

Der Pater Ledergerw zeigte mir an, daß Eure erlauchte Hoheit wünschten, die Aufzeichnungen über die Steine zu sehen, welche die Pyramide zusammensetzen, welche die Zarin von Russland dem Kurfürsten, meinem Souverain zum Geschenk gemacht hat, ebenso die der Mineralien, die ich für sein Kabinett in Mannheim mitgebracht habe, schließlich die Arbeiten des Paters Hell¹⁶⁾ über den Durchgang der Venus sowie die meine. Was das erste betrifft, so gab man mir in Petersburg eine Beschreibung in Russisch, die sehr fehlerhaft war, derart, daß darin nur 35 Steine angeführt sind, obwohl die Pyramide mehrere hundert enthält, von denen die Mehrzahl Jaspisse und Achate sind.

Ich machte davon eine Übersetzung ins Deutsche, aber sie ist eingepackt in einer Kiste, die noch nicht angekommen ist. Was die Mineralien betrifft, die ich für das kurfürstliche Kabinett mitgebracht habe, so habe ich sie in die Hände seiner Hoheit gegeben, der entzückt sein wird, bei dieser Gelegenheit Eure erlauchte Hoheit von seiner Verehrung zu überzeugen. Der Pater Hell läßt seine Arbeit nicht vor zwei oder drei Jahren erhoffen¹⁷⁾, was die meine betrifft, so werde ich die Ehre haben, sie Eurer erlauchten Hoheit zu senden, sobald sie die Presse verlassen wird.“

Am 11. 4. 1771 wandte sich die Markgräfin erneut an Mayer (Konzept)¹⁸⁾:

„Gestatten Sie, mein Herr, daß ich Sie frage, ob Ihre Kisten angekommen sind und daß ich Sie an die Kopie von dem Katalog der Steine, welche die Pyramide, die die Zarin von Russland für das Kabinett seiner erlauchten Hoheit gesandt hat, erinnere, auch an die Kopie der Notizen über die Mineralien aus Sibirien, die Sie selbst für das genannte Kabinett mitgebracht haben.“

Mayer teilte der Markgräfin daraufhin umgehend am 17. April mit¹⁹⁾, daß sich der Katalog der Pyramide auf Befehl des Kurfürsten in Göttingen befinde, um dort aus dem Russischen übersetzt zu werden, er müsse warten bis er die Übersetzung erhalten habe. Sobald dies geschehen sei, werde er sich beeilen, sie ihr mitsamt den Notizen über die sibirischen Mineralien zu senden. Er werde noch etwas hinzufügen, was er nicht versprochen habe und von dem er hoffe, daß es ihr angenehm sei.

Es ist nicht bekannt, ob die Markgräfin sich an einen oder mehrere der mitgeteilten Sammler zwecks Tausch gewandt hat. Dagegen beantwortete der Graf Iwan Iwanowitsch Betzky (1704–1795), Präsident der Akademie der Künste in Petersburg am 15. 5. 1773 eine Anfrage der Markgräfin und teilte ihr mit²⁰⁾, daß er die Ehre habe, ihr eine ziemlich vollständige Sammlung der schönsten Steine aus Sibirien zu senden, die Achate, Jaspisse und Marmore enthalte.

Anmerkungen

1) *Expositio de transitu Veneris ante discum solis die 23. Maii 1769. Petropoli 1769.*

2) *Nouvelle méthode pour lever en peu de tems et à peu de frais une carte générale exacte de toute la Russie. St. Petersburg 1770.*

3) Vorstehendes nach A. Kistner, *Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors. Mannheim 1930.* Darin findet sich auch eine Abbildung der „Pyramide“. In Wirklichkeit handelt es sich um einen auf einem Sockel stehenden Obelisken (Abb.).

4) Die Landessammlungen für Naturkunde in Karlsruhe bewahren heute noch eine geschnittene Granitplatte mit einem Originaletikett der Markgräfin „Russischer Granit vom Pater Meyer“ (Abbildung siehe: Mayer G., Badische Paläontologen, vorzüglich Liebhaber (Sammler, Popularisatoren, Förderer), die im *Catalogus bio-bibliographicus* von Lambrecht & Quenstedt (1938) fehlen. — Der Aufschluss 25. S. 477—495. Heidelberg 1974).

5) Generallandesarchiv Karlsruhe, Großherzogliches Familienarchiv, Korrespondenz der Markgräfin Caroline Louise, Band 12.

6) Alexander Sergejewitsch Stroganow (1733 bis 1811), Präsident der Akademie der Künste, Geheimrat, Senator und Oberkammerherr in St. Petersburg, Direktor der Kaiserlichen Bibliothek. Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Tikhomirov, Moskau.

7) Graf Wladimir Grigorjewitsch Orlov (1743 bis 1831), Direktor der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Mitteilung von Herrn Prof. Dr. R. Hecker, Moskau.

8) Johann Anton Joseph Ledergew, geb. 3. 8. 1717 Bamberg als Sohn des Physikus Dr. med. Johann Anton Ledergew (!), wurde 1734 Jesuit, 1749 Professor der Logik, Musikvorsteher und Katechet in Molsheim (Elsaß), 1753/5 Prediger in Fulda, 1760 in Bruchsal, 1761/2 in Aschaffenburg, 1763/8 in Bamberg, 1769 in Etlingen, 1770 in Worms, 1772 wiederum in Bruchsal, 1773 in Aschaffenburg, im gleichen Jahr Aufhebung des Ordens, danach Aufenthalt im Franziskanerkloster in Miltenberg, Ende 1773 kurpfälzischer Rat in Mannheim, gest. daselbst 12. 11. 1776. Einzelheiten bis 1768 siehe: Jäck J., *Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs*, 1813. Das dort angegebene Geburtsdatum (3. 5. 1717) ist lt. Mitteilung des Stadtarchivs Bamberg falsch. Für Auskünfte bin ich folgenden Herren zu Dank verpflichtet: Schnapp, Leiter des Stadtarchivs Bamberg; H. Grünewald SJ, Archiv Oberdeutsche Provinz SJ, München; Oberarchivrat Dr. Falck, Stadtarchiv Mainz; H. Lindner, Mannheim.

9) Siehe Anmerkung 2.

10) Siehe Anmerkung 1.

11) 1723—1766.

12) Das große Künstler-Lexikon von Thieme-Bekker (11, 1915) nennt zwei Bildhauer Falconet, die mit dem Genannten identisch sein könnten, einen Jean-François, 1742 Mitglied der Akademie de Saint-Luc in Paris und einen Pierre-François, 1786 in Paris nachweisbar.

13) Lt. brieflicher Auskunft von Frau Inger Jensen, Archiv-Assistentin am Reichsarchiv Kopenhagen, kann nur der dänische Lehnsgraf, Oberhofmarschall und Staatsminister Adam Gottlob Moltke (1709—1792) gemeint sein. Dieser förderte naturwissenschaftliche Studien, seine Sammlungen kamen 1818 geschenkwise an die Kopenhagener Universität.

14) Wörtliches Zitat.

15) Morten Thrane Brännich (1737—1827), Professor der Ökonomie und Naturgeschichte in Kopenhagen, Oberberghauptmann in Norwegen, Direktor des Kongsberger Silber- und Blaufarbenwerks. Welche Schrift Brännichs Mayer meint, war nicht festzustellen. In dem „Versuch einer Mineralogie“ von A. F. Cronstedt, „vermehret durch Brännich“ (Copenhagen und Leipzig 1770), welches Buch ich einsehen konnte, taucht der Name Skolit nicht auf. Erst 1936 wurde von Smulikowski ein Mineral der Glaukonitgruppe so benannt!

16) Maximilian Hell (1720—1792), Hofastronom in Wien, war von Christian VII. von Dänemark eingeladen worden, auf der Insel Vardö den Venusdurchgang zu beobachten. Er war am 28. 4. 1768 nach dort abgereist und traf am 12. 8. 1770 nach einem längeren Aufenthalt in Kopenhagen wieder in Wien ein.

17) Die Arbeit, die unter dem Titel „*Expeditio literaria ad polum arcticum*“ erscheinen sollte, ist indessen nie herausgekommen. Nach Wurzbach, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich* (8. Wien 1862), scheinen „sowohl die Aufhebung seines Ordens, wie auch andere Ursachen ... die Ausführung dieses Vorhabens vereitelt zu haben“.

18) Korrespondenz (Anm. 4) Band 19.

19) Korrespondenz (Anm. 4) Band 13.

20) Korrespondenz (Anm. 4) Band 16.

Historische Erinnerungen beim Betrachten einer alten Landkarte

Ludwig Merz, Heidelberg

Die Landkarte Christian Mayers

Die Freude an alten Landkarten kommt nicht nur aus dem Interesse an der historischen Entwicklung des Kartenzeichnens, sondern man erhält auch Anregungen zum Vergleich mit modernen Landkarten. Alte Karten zeigen meistens bildhafte Darstellungen. Statt Kartensymbolen sieht man befestigte Städte, Parkanlagen, von Bäumen eingesäumte Alleen und vielgewundene Flüsse. Eine solche über zweihundert Jahre alte Karte des Unteren Neckarlandes liegt vor uns. Das Kernstück bildet das topographische Dreieck Schwetzingen-Heidelberg-Mannheim. Ich lade den Leser ein zu einer „Wanderung mit der Lupe“ durch diese Karte und versuche, sie mit einigen historischen Betrachtungen zu beleben.

Die Landkarte wurde von dem Jesuiten und Mitglied der Kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften Christian Mayer 1775 angelegt. Er wurde 1719 in Mederitz/Mähren geboren und starb 1783 in Mannheim. Von Kurfürst Carl Theodor erhielt er 1751 eine Professur für Mathematik und Experimentalphysik an der Universität Heidelberg. Auf einer Studienreise nach Paris wurde er bekannt mit der dort bedeutenden astronomischen und kartographischen Wissenschaft. Von seinem ersparten Geld kaufte er sich Bücher und Instrumente. Nach seiner Rückkehr überzeugte er den Kurfürsten von der Bedeutung des neuen Forschungsgebietes. Dieser ließ vor der Orangerie in Schwetzingen und später auf dem Schloßdach Beobachtungswarten einrichten. Von hier aus zeigte ihm der Astronom u. a. den Durchgang der

Venus vor der Sonnenscheibe im Jahre 1761. Bald darauf erfolgte der Ausbau einer kleineren Sternwarte auf dem Schloß, die bereits über eine größere Anzahl von Instrumenten verfügte. Bald wurde der Raum zu klein für die Forschungen des zukünftigen Hofastronomen. Deshalb ließ Carl Theodor 1775 eine größere Sternwarte in Mannheim bauen, in der Christian Mayer bis zu seinem Lebensende arbeitete.

Auf Grund der in Paris erhaltenen Anregungen beschäftigte sich Mayer auch mit der Landvermessung. Mit dem in Paris erworbenen Quadranten unternahm er Vermessungsarbeiten in der Pfalz und rheinaufwärts bis Basel. Eines der Ergebnisse dieser Arbeiten war eine neue Karte der Pfalz, die *Nova Charta Palatinae*. Außerdem führte er genaue Breitenbestimmungen von Schwetzingen und Mannheim durch. Für seine Arbeit benötigte er eine genau vermessene Grundlinie, eine Basis. Er nahm diese Vermessung auf der schnurgeraden kurfürstlichen Maulbeerallee zwischen Heidelberg und dem Schwetzingener Schloß und ein Stück darüber hinaus bis zum Rhein vor. Durch die Dreieckvermessung auf dieser Basis wurden die wichtigsten Punkte der weiteren Umgebung festgelegt und somit das Zeichnen von genauen Karten ermöglicht.

Königstuhl und Kalmit als Richtpunkte

Für die kartographisch interessierten Leser möchte ich die Richtlinie der kurfürstlichen Chaussee genau fixieren. Sie beginnt auf dem Königstuhl nördlich vom Fernsehturm und



Landkarte des Hofastronomen Christian Mayer 1773 — Süden oben

zieht über die Hutzelwaldhütte, eine Schutzhütte im Heidelberger Stadtwald. Am Fuße des Berges begann die ehemalige Maulbeerallee, heute Franz-Knauff-Straße, in der Heidelberger Weststadt. An der Einmündung der Knauff-Straße in die Rohrbacher Straße (Grünanlage) lag auch der Ausgangspunkt A der Mayerschen Basis. Unterbrochen wird der Zug der alten Allee durch einen Eisenbahneinschnitt. Jenseits setzt sie sich nach Westen in der Heinrich-Lanz-Straße fort. Nach einer abermaligen Unterbrechung durch Gleisanlagen liegt die Trasse der alten Allee nunmehr auf dem Baumschulenweg. Sie zieht dann südlich am Pfaffengrund vorbei entlang der Rudolf-Wild-Straße und der Wittmann-Straße, streift die Südgrenze von Eppelheim und Plankstadt und mündet in die Schwetzinger Ost-West-Achse. Hier vor dem Schwetzinger Schloß hörte die Maulbeerallee auf. Die Vermessungslinie führt jedoch weiter durch das Schloßtor über den Springbrunnen und liegt auf dem Mittelweg, der zum See führt. Von hier aus kann man gut den Richtpunkt Kalmit erkennen. Hinter dem Schloßgarten führte einmal ein gerader Weg an der Nordgrenze des Ketscher Waldes entlang in Richtung der Basislinie. Vermutlich ist er bei einer Flurbereinigung verschwunden. Die Basis zieht weiter bis an den Rhein. Der Endpunkt B liegt etwa 200 m unterhalb der Einmündung des Brühler Fußweges auf die Landstraße Ketsch-Brühl, die dort ein Stück weit an einem Altrheinbogen entlangzieht. Die Richtlinie zieht weiter mitten durch die Ketscher Insel über den Rhein. Sie liegt dann genau auf der Straße, die Otterstadt im Süden gegen einen trockenen Rheinarm abgrenzt, in dessen Bogen der Binshof liegt. Die Richtlinie zieht weiter, überquert den Rennplatz von Haßloch, trifft Speyerdorf, streift die Südseite von Hambach und endet nach dem Hambacher Schloß (Maxburg) auf dem Berg Kalmit. Die Gesamtstrecke vom Königstuhl bis zum Kalmit beträgt rund 48 Kilometer.

Die Sternanlage südlich von Schwetzingen

Auf der alten Landkarte ist südlich von Schwetzingen eine Waldpartie mit geometrisch angelegten Wegen zu erkennen. Um einen Mittelpunkt ziehen halbkreisförmige Wege, die von strahlenförmigen Wegen durchschnitten werden. Im Mittelpunkt der Halbkreise lag bis um 1800 ein Gasthaus. Die Anlage aus der kurfürstlichen Zeit war ein abgegrenzter Waldbezirk für Parforcejagd. Innerhalb der Wegzirkel könnten einmal Gebüsche gestanden haben für Fasane aus der Fasanerie des Schlosses, das ja ursprünglich ein Jagdschloß war. Ein Fasanenhaus lag auch zwischen Sandhausen und Sankt Ilgen. Das Waldgebiet ist von Schwetzingen aus auf der Sternallee zu erreichen. Es enthält heute ein Damwildgehege und wird durchzogen von Naturpfaden. In Verbindung mit dem nahegelegenen Sportplatz ist es ein besuchtes Naherholungsgebiet, das an heißen Tagen, wie ich erfahren konnte, eine erfrischende Kühle spendet.

Maulbeerplantagen in der Pfalz

Die Notwendigkeit, Maulbeerplantagen anzulegen, ergab sich aus den Bemühungen des Kurfürsten, die Seidenindustrie in der Pfalz heimisch zu machen. Die Maulbeerblätter dienen bekanntlich den Seidenraupen als Nahrung. Es wurde deshalb der Bevölkerung die Auflage gemacht, daß jeder auf je einen Morgen seines Besitzes innerhalb von 6 Jahren sechs Bäume zu pflanzen habe, die ihm unentgeltlich überlassen werden. Darüber hinaus sollten alle öffentlichen Plätze, Weiden, Allmenden, Gräben, Dämme, Kirchhöfe und Straßen mit Maulbeerbäumen bepflanzt werden. Zur Durchführung dieser Verordnung wurde in jedem Oberamt ein „Special-Commissarius“ eingesetzt. Die Oberforstämter hatten ihre Bedienstete zur unentgeltlichen Mitaufsicht zu instruieren. Sämtliche Chaussee-Inspectoren hatten ebenfalls unentgeltlich die zur Anpflanzung

tauglichen Plätze anzugeben und die Bäume zu versorgen. Die Baumplätze mußten jeweils zweimal im April und zweimal im November gehackt werden. Alle bei der Anpflanzung und Wartung von Maulbeerbäumen Beschäftigten hatten bestimmte Vorrechte: Arbeiter, Gesellen und Lehrlinge mußten nicht zum Militär. Jeder im Dienste der Seidenindustrie stehende Bürger war von herrschaftlichen Lasten befreit. Selbstverständlich waren alle Transporte der Maulbeerplantagen frei von Brücken- und Straßenzöllen. Die „privilegierte Seidenbau- und Manufacturesgesellschaft Rigal u. Comp.“ hatte die Aufgabe, die Landbevölkerung in der Maulbeerzucht zu unterrichten. Blätterdiebstahl und Baumfrevel wurden schwer bestraft. Auf dem letzteren Vergehen lag Zuchthausstrafe. Die erste Firma Rigal und Bassermann hatte ihren Sitz in Heidelberg östlich der Providenzkirche an der Hauptstraße. Sie erlitt 1758 einen schweren Verlust. In Eppelheim schlug der Blitz in eine Niederlage, die von Seide und „Würmern“ (Seidenraupen) angefüllt war, so daß alles verbrannte. Der Widerstand der Bevölkerung gegen den erzwungenen Anbau von Maulbeeren war von großem Nachteil. Die Gemeinde Eppelheim beschwerte sich, daß „...der Fabrikant Rigal die im Privilegium bestimmten Nutzungen mißbrauche und dadurch der Seidenzucht durch unmäßige Forderungen Hindernisse entgegenzustellen beginne“. Der Widerstand ging von den Ortschaften des Oberamtes Heidelberg aus. Die Schultheißen des ganzen Bezirkes hatten sich in Schwetzingen zusammengefunden, um Maßnahmen gegen die Maulbeerplantagen zu beraten. Man wehrte sich immer heftiger gegen die Verpflichtung der jährlichen Anpflanzung von Maulbeerbäumen. Es erfolgten zur Nachtzeit Wegnahmen von Stützstickeln und Beschädigungen oder gar Entfernungen von jungen Bäumen. Nun verordnete der Kurfürst am 27. März 1792, daß die Seidenindustrie zwar weiterhin gefördert werden solle,

aber ohne Zwang zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen. Das bedeutete das Ende der Seidenindustrie in der Pfalz, da die Landbevölkerung keine Neupflanzungen freiwillig vornahm. Bereits am Ende des 18. Jahrhunderts vernichteten Soldaten des französischen Revolutionsheeres den größten Teil des Baumbestandes. Die Landbevölkerung tat hinterher das ihrige dazu und pflanzte an Stelle der Maulbeeren Obstbäume. Das Schicksal der Maulbeerplantagen erlitt auch die Maulbeer-Allee nach Schwetzingen.

Zur Geschichte der Maulbeer-Allee

Die Maulbeer-Allee wurde 1720 unter Kurfürst Karl Philipp angelegt, zu derselben Zeit, als er seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim verlegte. Die eng gesetzten Bäumchen standen damals noch auf Ackerboden. Im Jahre 1748 wurde dann ein gefestigter Weg zwischen den Baumreihen angelegt, der 1771 unter Carl Theodor zu einer Chaussee ausgebaut wurde. Sie war für den „öffentlichen Verkehr“ gesperrt und mit Schranken versehen. Bei jeder Ausfahrt eines kurfürstlichen Gespannes von Heidelberg nach Schwetzingen und zurück ritt ein Voreiter voraus, öffnete und schloß die Schranken. Um auch den guten Weg benützen zu können, entfernten die Bauern an manchen Stellen die Bäume, um auf- und abfahren zu können. Wie überall schlugen französische Soldaten 1799 auch die Bäume der Maulbeer-Allee ab.

Im Jahre 1808 wurde die Allee mit Pappeln bepflanzt, die jedoch nicht so eng standen wie die Maulbeerbäume, so daß der Weg allgemein benützt werden konnte. Im Jahre 1816 muß die Chaussee noch intakt gewesen sein. Die Dichterin und Herausgeberin eines „Fremdenführers“ Wilhelma von Chézy lobt sie als „...wohlgepflasterte Straße Schwetzingens“.

Als 1868 der Bau eines Schwetzingener Bahnhofes geplant wurde, beschloß man, ihn unweit der alten Chaussee zu errichten. Das günstigste Terrain für die Schienen war die ehemalige Maulbeer-Allee. Die von Heidelberg kommende Bahnlinie schwenkte südöstlich vom Pfaffengrund an der sogenannten Kriegskurve auf die alte Trasse ein und blieb darauf bis südwestlich von Plankstadt. Dann verließ sie die ehemalige Allee, machte um den östlichen Teil von Schwetzingen einen Bogen nach Norden und kehrte zum Bahnhof am Ende der alten Allee zurück. Als im 20. Jahrhundert elektrische Bahnen und später Omnibusse den Personenverkehr übernahmen, rollte nur noch der Güterverkehr auf der Bahnlinie, und der spärlich. Den größten Teil der Transportgüter machten die Zuckerrüben aus. Wegen der mangelnden Rentabilität wurde dann die Bahnlinie seit dem 1. Februar 1967 stillgelegt. Schienen und Schotter wurden weggeräumt, übrig blieb ein stellenweise holperiger Feldweg, eingesäumt von Bäumen, Vogelhecken und Leitungsmasten. Die Bahnwärterhäuser wurden reine Wohnhäuser inmitten von Gärten. Die Trasse der alten Maulbeer-Allee jedoch wartet auf eine neue Verwendung.

Hochwasser und Eisgang 1784

„Der 27. und 28., Christmonat (1783) waren die zweien merkwürdigen Tage, an welchen der Schauplatz der Natur zu jenen jammervollen Begebenheiten sich öffnete, welche nach dem pünktlichen Verlaufe von zweien Monaten den 27. und 28. Hornung mit Entsetzen und Grausen sich vollends endigten.“ Mit diesen Worten beginnt E.F. Deurer, Commissarius bei der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaft, seinen Bericht über das Hochwasser und den Eisgang 1784. An den genannten Tagen war starker Schneefall, an den sich eine grimmige Kälte anschloß. Innerhalb 48 Stunden waren die Flüsse zugefroren. Am Sylvestertag fiel starker Regen,

der bis zum Abend andauerte. Das Thermometer zeigte einige Grad über dem Gefrierpunkt. Mit dem Tauwetter war der Einbruch eines dichten Nebels verbunden. Auf den Flüssen brach das Eis, und am 3. 1. setzte sich ein Teil des Neckareises unterhalb von Feudenheim in Bewegung. Es riß eine jenseitige Landbrücke weg und nahm 4 Joche der ausgefahrenen Schiffsbrücke mit, die bei Sandhofen auf das noch feste Rheineis geschwemmt wurde

Der Januar-Eisgang dauerte vier Tage, in denen die Flüsse jedoch nicht eisfrei wurden. Dann kam ein neuer Kälteeinbruch, und das Eis begann an den engen Flußkrümmungen des Neckars (vergl. Karte) zu stocken, bildete Eiswälle und zwang die Fluten, die Ufer zu durchbrechen. Zwischen Ilvesheim und Ladenburg überflutete der Neckar am Sonntag, dem 4. 1. zuerst sein rechtes Ufer und nahm seinen Lauf in seinem uralten Bett auf Heddesheim zu. Auf dem linken Ufer überflutete er zunächst die Uferstraße bei Sekkenheim und näherte sich in einem Urbett Neckarau. Die dortige Hochstraße nach Schwetzingen fing die Fluten jedoch zum größten Teil auf und leitete sie über die Viehweiden gegen Mannheim. In Heidelberg war die Stadt selbst noch nicht betroffen, da das Taleis noch festsaß. In der Ebene jedoch waren die Ufer überschwemmt, so daß man den Weg in die Stadt über Schwetzingen nehmen mußte.

Am 5. Januar brach das Eis des Rheines. Am Dreikönigstag verlangsamte sich der Eisgang, und die Schollen begannen sich zu stauen. Innerhalb kurzer Zeit standen die Häuser außerhalb der Stadt Mannheim unter Wasser, und die Fluten näherten sich dem Vorfeld der Festung. Die Besatzung der Rheinschanze auf dem linken Ufer sowie die Zöllner und andere Bewohner flüchteten nach Oggersheim. Die der Stadt Mannheim westlich vorgelagerten Inseln der Mühlau waren von einem hohen Damm umgeben, der an einigen Stellen durchbrach. Die Inseln

wurden überflutet, und innerhalb von 24 Stunden bildeten sie eine einzige riesige Eisfläche. Der in einem Rheinbogen liegende Ort Altrip war in höchster Gefahr. Die Bewohner brachten ihr Vieh und ihre Habe in die höher liegende Kirche bis Hilfe kam. Man brachte sie über den zugefrorenen Rhein auf das rechte Ufer nach Neckarau und in das höher gelegene Relaishaus, eine Zwischenstation für den Postverkehr auf der Hochstraße Mannheim—Schwetzingen. Altrip lag fast über den ganzen Winter unter Wasser und Eis.

Die Stadt Mannheim¹⁾ war vom Eis umlagert, so daß man fast nicht mehr die Festungswälle sehen konnte. In der Stadt selbst standen überall riesige Schneewälle, die zusammengehäuft worden waren. Da sie bei eintretendem Tauwetter gefährlich werden konnten, wurden sie allmählich nach außerhalb der Stadt abgefahren. Von jeglicher Versorgung abgeschlossen, kam die Stadt allmählich in Bedrängnis. Es mangelte an Nahrungsmitteln, der Holzvorrat schwand, und vom überfluteten Rheinholzhof konnte kein Nachschub kommen. So war es ein Glück, daß die „Eisbrücken“ mit der Zeit so stabil wurden, daß man mit schweren Lasten darüber fahren konnte. Die erste Verbindung mit der Rheinschanze am jenseitigen Ufer wurde am 8. Januar hergestellt. Die Friesenheimer und die Hemshöfer bahnten sich einen Weg in die Stadtnähe. Am Sonntag, dem 11. Januar 1784 fanden sich tatsächlich viele Bewohner der Stadt und der Umgegend auf dem zugefrorenen Rhein zusammen. Es entwickelte sich ein echtes pfälzisches Jahrmakttreiben mit Wurstbuden, Backwaren, Schlittschuhfahren und mit einer spiegelblanken Kegelbahn. Um so holperiger waren allerdings die An- und Abfahrtswege über die höckerigen zusammengefrorenen Eisschollen.

Heidelberg war von dem Eisgang des Neckars am 3. Januar verschont geblieben, da das Eis im „Hackteufel“ oberhalb der Stadt

bis nach Neckargemünd festsaß. Da brach am 18. Januar das Eis auf. Die Eismassen schoben sich vor die Brücke und drohten sie von den Pfeilern abzuheben. Die Eiswand war der Grund, daß sich die Fluten innerhalb kurzer Zeit in die Gassen und Straßen der Stadt ergossen. „Die Grundfesten der Mühlen schwankten, die Gänge und Räder zerrissen, die Wellbäume zerknackten wie Stecken, Schiffe wurden zersplittert, oder wie Federballen auf das Gesimse eines Daches hinaufgeschoben.“ Viele Häuser waren überflutet, das Wasser stand über dem Marktplatz bis zur Hauptstraße und bis an die oberste Stufe der Heiliggeistkirche. Dank der Hilfe der Bürger untereinander kamen keine Menschen ums Leben. Die aus ihren Häusern Geflüchteten kamen bei ihren Mitbürgern in höher gelegenen Wohnungen unter.

Der flußabwärts von Heidelberg liegende Ort Wieblingen wurde ebenfalls betroffen. Die Häuser in Ufernähe am Neckardamm wurden überschwemmt, und die Räder und Getriebe der Mühle zerbrachen. Die Eisschollen türmten sich bis zum Dach und bildeten, solange sie festgefroren waren, einen gewissen Schutz. Auch die weiter neckarabwärts liegenden Orte wurden in Mitleidenschaft gezogen, wenn auch nicht in dem Maße, wie es beim Eisgang am Ende des Monats Februar geschah, von dem jetzt berichtet werden soll.

Der Eisgang vom Februar 1784

Bis Ende des Monats Februar blieben die Flüsse Rhein und Neckar zugefroren. Am 22. Februar setzte der Eisgang auf dem Rhein ein. Wider Erwarten verlief er „sanft“, ohne größeren Schaden anzurichten. Zum Glück war der Rhein bereits offen, als das Eis auf dem Neckar begann sich abzuheben. Dieser Abgang des Neckareises gefährdete aufs neue Mannheim. Er begann am 28. Februar, und bereits um 8 Uhr standen die gesamten Festungsanlagen unter Wasser, desgleichen

der untere Teil der Stadt. Der Hauptstoß des Neckareises, den man mit Schrecken erwartet hatte, blieb aus. Er hatte sich auf den Feldern von Neckarau, Feudenheim und Seckenheim verlaufen und seine Wucht verloren. Diese Orte waren jedoch um so mehr betroffen worden. Feudenheim wurde schwer von den über Ladenburg und Ilvesheim und von den aus Richtung Heddeshheim zurückflutenden Eiswogen bedroht. Die Häuser in Flußnähe standen gänzlich unter Wasser und Eis und wurden erst Anfang März wieder frei. Das Fährhaus wurde weggerissen, die Fähre jedoch hatte man rechtzeitig bergen können. Bei Neckarau kam die Eisflut von Seckenheim her über die Felder, staute sich an den engstehenden Bäumen auf dem Damm der Hochstraße Schwetzingen—Mannheim und floß in der Hauptmasse am Relaishaus im Urbett des Neckars in den nahen Rheinbogen. Vorräte und Vieh hatte man vorsorglich in die hochgelegene Kirche gebracht, die acht Tage lang als Notunterkunft für Menschen und Tiere diente. Bei Seckenheim brach der Fluß infolge der Eisbarriere im Flußbogen ebenfalls aus. Er ergoß sich auf dem rechten Ufer in Richtung Neckarau und auf dem linken in Richtung Heddeshheim, beidemal im Zuge seines alten Bettes. In Seckenheim hatte man die Gassen mit Holzstämmen gegen das anrückende Eis verbarrikadiert. Bei Ladenburg stürzte die Flut über die Felder und übersäte sie mit Eischollen. Diese türmten sich zu einem Wall, der seinerseits einen Schutz für die Stadt bildete. Am meisten betroffen wurde Neckarhausen infolge seiner tiefen Lage am Ufer. Das Eis wich nicht aus der Krümmung des Neckarbogens. Auf dem Feld lagen die Trümmer des Gebälks der Heidelberger Brücke, noch fest gefügte Dachstühle und der zerdrückte Rumpf des Marktschiffes. Innerhalb von 12 Minuten waren 35 Häuser und 25 Scheunen vernichtet. Hohe Nußbäume wurden mitsamt der Wurzel ausgerissen. Das Schlimmste jedoch war der Verlust von

13 Menschen. In der höchsten Not hatte man nach Heidelberg um Hilfe geschickt. Der Meldereiter war über Ladenburg geritten und hatte sich vom Heiligenberghang mittels Sprachrohr über den Neckar hinweg mit den Heidelbergern verständigt. Am Schwabenheimer Hof türmten sich die Eischollen bis unter den Dachrand. Edingen blieb infolge seines Hochufers einigermaßen verschont. Wieblingen dagegen wurde aus dem aus der Enge des Tales freiwerdenden Eisstoß getroffen. Zum zweiten Male wurden die Häuser in Ufernähe überschwemmt, die Mühle vom Eis bedrängt und das Räderwerk fast restlos zertrümmert.

Was geschah aber in jenen Tagen Ende Februar 1784 in Heidelberg? Dort saß das Eis gepackt zwischen den Bergen in der Enge des Tales. Plötzlich ertönten am Abend des 26. Februar Warnschüsse, da das Wasser anfang zu steigen. Die Dragonerpferde wurden aus dem Marstall in Sicherheit gebracht, alle Gassen wurden mit Pechkränzen beleuchtet und Wachen zur Beobachtung des Flusses aufgestellt. Gegen Mitternacht war wieder Ruhe. Was sich dann ereignete, das soll mit den Worten des zeitgenössischen Chronisten geschildert werden: „Es war aber kaum Freitag Morgens 5 Uhr, so donnerten ferne Schüsse, sogleich fiel in der Stadt ein Schuß auf den andern, die Glocken stürmten, die Trommeln lärmten. Alles erwachte. Man nahm eine kaum merkbare Bewegung des Eises wahr, welches sich in seiner ganzen Masse ein Stück Weges sanft fortschob, die gedeckte Brücke wie einen Federballen von den Pfeilern, in dem Eise aufrecht stehend, langsam mit hinwegführte, und zwar ein Stück bis gegen Neuenheim, wo es mitten im Neckar stehen blieb, ein Stück bis an das Magazin und ein Stück weiter heraufwärts. In dem Teil Neuenheim brannten noch die Lampen bis gegen Mittag.“ — Ein Fischer, der sich bis zuletzt auf der Brücke befand, konnte sich nur noch auf einen Landpfeiler retten. Von dort holten ihn seine Kameraden unter Le-

bensgefahr herunter. Als sie mit dem Nachen durch das bereits überflutete Brückentor fuhren, wären sie beinahe von einer heranschließenden Eispackung an die Torwand gedrückt worden. Auf dem jenseitigen Neuenheimer Brückenpfeiler stand noch die Statue des hlg. Nepomuk, die heute in der Uferanlage ihren Platz hat. Diese Brückenzerstörung war übrigens der Grund, weshalb man die Nachfolgerin, die heutige „Alte Brücke“, in ihrem Mittelstück 3 m höher legte als der Marktplatz. Sie sollte keinem Eis die Möglichkeit geben, sich zu stauen und damit zum Anlaß einer Überschwemmung der Altstadt werden.

Am Ende lobt der Verfasser des zeitgenössischen Berichtes, Commissarius Deurer, in ganz besonderem Maße die gegenseitige menschliche Hilfe und den tapferen Einsatz, wenn es galt, Menschenleben zu retten. Auch von amtlicher Seite kümmerte man sich um die Versorgung mit Lebensmitteln, warmen Kleidern, Unterkunft und Brennholz. Eine große Sorge bereitete der Gesundheitszustand vieler Betroffenen. Eine große Anzahl von Menschen war erkrankt und mußte außerhalb ihrer Wohnungen gepflegt werden. Zahlreiche Wohnungen waren in einem die Gesundheit gefährdenden Zustand, Mauern eingedrückt, Fenster und Türen weggerissen und die Brunnen zugeschwemmt. Deshalb schlossen sich z. B. in Mannheim begüterte Bürger zu einer Spendegemeinschaft zusammen. Die beträchtliche Geldsumme, die zusammenkam, diente zur Beschaffung des nötigsten Hausrates und des Viehs. Die überall an den Ufern herumliegenden Einrichtungsgegenstände und Geräte wurden gesammelt und bewacht. Es war bei schwerer Strafe verboten, sich daran zu vergreifen. Nach einiger Zeit kam das Gesammelte zur Versteigerung, und der Erlös daraus kam den Hochwassergeschädigten zugute. Die Verteilung der Un-

terstützungen nahm eine eigens für diesen Zweck gegründete „Not- und Entschädigungskasse“ vor.

Schließen möchte ich den Bericht mit den Worten des Chronisten: „Hier beugt sich der Mensch tief vor der Größe der Allmacht, welche in einem Augenblick Lustgebilde erschaffet, und sie ebenso geschwinde wieder vernichtet.“

Zum Schluß meines Beitrages möchte ich den Lesern, insbesondere denen, die in der Umgebung der betrachteten Landschaft wohnen, eine Anregung geben: Sie sollten sich nicht mit der „Wanderung auf der Landkarte“ allein begnügen. Zum weiteren Verständnis gehört die Exkursion zu den markanten Punkten an Ort und Stelle. Man möge mir glauben, sie wird unterhaltsam, aufschlußreich und erholsam zugleich sein.

¹⁾ Die Festung Mannheim hatte die Größe, die heute vom Ludwigsring-Friedrichsring umschlossen ist.

Literaturhinweise:

Erika Kollnig-Schattschneider: Der Astronom Christian Mayer — zu seinem 250. Geburtstag. — Erschienen in „Sterne und Weltraum“, 1969 Heft 8/9

Karl Wörn: Schwetzingen — Lebendige Stadt, erschienen Schwetzingen 1968

E. F. Deurer: Beschreibung des Hochwassers von 1784 in Heidelberg, Mannheim und anderen Orten der Pfalz, erschienen Mannheim 1784

Kartenmaterial:

Topographische Karte 1:50 000, Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim, Landesvermessungsamt Baden-Württemberg

Karte von der Haardt zum Odenwald, 1:200 000, Mannheimer Schulatlas

Amtlicher Stadtplan von Heidelberg, 1:15 000

Der Karl-Ludwig-See

Ein Beitrag zu seiner Geschichte

Karl Frei, Oftersheim

Die Wiesen des Karl-Ludwig-Sees bildeten bis zur Mitte unseres Jahrhunderts eine wichtige Futter- und damit Existenzgrundlage, vor allem für die Oftersheimer Landwirtschaft.

Wenn wir als Kinder mit dem Fuhrwerk von Oftersheim aus die anderthalb Wegstunden auf dem Heuweg durch den Hardtwald in Richtung „See“ zockelten, um Heu zu holen und über die Kraichbachbrücke kamen, bot sich ein unvergleichlicher Anblick. Soweit das Auge reichte, sah man Wiesen, in der Ferne die Herrenteich-Ziegelei, mitten im Gelände wie einen Orientierungspunkt die „schwarze Hütte“, hie und da einige Pappeln, auf den Wiesen einzelne Menschengruppen beim Mähen oder „Heumachen“, Störche, wir zählten sie, wenn wir die Graswege entlangfuhren: sechs, sieben, zehn, ab und zu der Ruf eines Wiesenvogels, sonst Ruhe und flimmernder Sonnenschein über dem weiten Land.

Jetzt sah ich ihn wieder, den „See“:

Drei Reihen riesiger Starkstrommasten mit mehr als 30 Kabeln überziehen das Gelände, nahebei die Seewaldsiedlung mit rostigen Silos und wirren Klumpen von Anbauten und Schuppen, unregelmäßig verteilt Wiesen und umgebrogene Äcker, Betonwege im flurbereinigten Gelände, von Ketsch her die Wochenendhaus-siedlung, der Seedamm teilweise eingeebnet, der Kraichbach mit hohen, saubereren Dämmen reguliert, ein Betonsteg, ein ödes Pappelwäldchen, keine „schwarze Hütte“ mehr, nur noch zerbrochene Fundamente erinnern an sie. Als einziges Relikt aus vergangener Zeit die große Kraichbachbrück-

ke mit ihren drei Schleusentoren und dem im Brückenstein eingemeißelten Erinnerungstext an Großherzog Leopold....

Der „See“ ist auch jetzt noch, in seinem reduzierten und geschundenen Zustand, das letzte große, in sich geschlossene Grünland und eines der ganz wenigen Feuchtgebiete in der nordbadischen Rheinebene, das nach Ansicht des Regierungspräsidiums Karlsruhe in seiner Funktion als natürlicher Wasserspeicher und biologische Regenerationsfläche erhalten werden muß. Nach Angabe der Ornithologischen Gesellschaft ist der Karl-Ludwig-See ein Feuchtgebiet von internationaler Bedeutung. Er ist Brutplatz für Bekassinen, große Brachvögel, Saatgänse und Zwergtaucher, sowie Rastplatz für Stockenten, Kampfläufer und dunkle Wasserläufer. Es handelt sich bei dem Karl-Ludwig-See um den einzigen derartigen Rast- und Brutplatz von internationaler Bedeutung in Nordbaden.

Die Geschichte des Karl-Ludwig-Sees ist ein aufschlußreiches Beispiel, wie der Wandel in der Agrarstruktur von der einst extensiven zur intensiven und schließlich zur mechanisierten und spezialisierten Landwirtschaft und zudem die Entwicklung zur Industriegesellschaft eine Landschaft grundlegend umgestalten kann. Die ökologische Struktur des „Sees“ wurde hierbei besonders hart betroffen und in kaum reparabler Weise verändert. Nun wird sich in absehbarer Zeit auch der Wasser- und Bodenverband Karl-Ludwig-See auflösen. Mit seinen Vorgängern „Compagnie“ und „Genossenschaft“ war er seit fast 200 Jahren Verwalter dieses Gebietes. Der

Wegfall der Wiesenbewässerung und die zahlreichen sonstigen Veränderungen und Eingriffe in die Landschaft des Karl-Ludwig-Sees haben zur Folge, daß für den Verband im „See“ keine Aufgaben mehr bestehen.

Wie der See entstand

Kurfürst Ludwig IV. von der Pfalz (1576—1583) ließ in der Rheinniederung südwestlich von Ketsch eine Fischweiheranlage errichten. Zu diesem Zweck wurde ein neuer Bachlauf geschaffen, der westlich von Hockenheim vom alten Kraichbach abzweigt und als neuer Kraichbach in den Altrhein bei Ketsch mündet.

Der Hardtbach, der früher direkt in den Altrhein floß, wurde beim Seehaus an den neuen Kraichbach angeschlossen. Der Fischweiher war nach altem Beschrieb 495—600 Morgen¹⁾ groß und erhielt sein Wasser aus dem Kraichbach. Die Bewohner der 7 Hardtgemeinden²⁾ mußten diese Anlage im Frondienst errichten und alle 6 Jahre den Bach und die Seeufer räumen. Der See, der zunächst „Ludwig-See“ hieß, wurde nach dem Dreißigjährigen Krieg unter Kurfürst Karl Ludwig (1648—1680) gründlich instandgesetzt, wozu im Jahre 1659 die Bewohner sämtlicher Orte der Kirchheimer Zehnt³⁾ herangezogen wurden. In der Regierungszeit Karl Philipps (1716—1742) verfiel der See. — Im polnischen Erbfolgekrieg 1733—1735 eroberten die Franzosen Philippsburg, worauf der kaiserliche General von Schmettau sämtliche Kraich- und Seebachbrücken sprengen ließ. Nach Abzug der Truppen ebneten die Hockenheimer die Seebachufer ein, da sie einen alten Anspruch auf dieses Gelände geltend machten und zudem von der Bachreinigungsfron und der Verpflichtung zum Bau neuer Seebachbrücken loskommen wollten. Der Rechtsstreit hierüber mit der kurf. Hofkammer dauerte über ein Jahrhundert, ohne

eine endgültige juristische Entscheidung gefunden zu haben.

Das Gebiet, einschließlich der angrenzenden Hardt, war um 1742 ödes und wüstes Heide-land und wurde als Schafweide genutzt. Die kurfürstliche Hofkammer wollte jedoch Nutzen aus dem Gelände ziehen. Es wurde aus Anlaß einer „damals vorgewesenen Land-Visitations-Commission erstmals zum Bau gebracht von den Karl-Ludwig-See-Beständern gegen geringen Früchte- und Geldzins in Pacht genommen.“ Nach 12 Jahren⁴⁾ 1754 und 1766 wieder verpachtet, erhob sich 1778 die Frage, bedingt durch den Mißerfolg verschiedener Pächter, „ob im Interesse des kurfürstlichen Ärariums und der Pächter nicht besser, den ganzen Distrikt in 4 Erbbeständshöfe⁵⁾ einzuteilen und zu verleihen.“ Die Verhandlungen zogen sich bis 1782 hin, dann wurden die verschiedenen Hardtgewanne zum Teil in Zeitpacht, zum Teil in Erbbestand vergeben. Der Karl-Ludwig-See, welchen zuvor die Gemeinde Hockenheim in Zeitpacht hatte, wurde an 8 Hauptstämme⁶⁾ erbbeständlich überlassen.⁷⁾ Unter Kurfürst Karl Theodor wurde der Seebach 1784 wieder hergestellt, diente aber nur der Entwässerung der Wiesen der Erbbeständer.

In einer Beschwerde an die kurfürstliche Hofkammer in Schwetzingen unterschrieben als Erbbeständer

„Untertänigst gehorsame Carl-Ludwigsee Companie

G. Bleß, Umbstätter, Ludwig Koppert, (Centmayer Anwalt,

Abraham Gund, Oftersheim, den 10. August 1802.“

Hier taucht zum ersten Male die Bezeichnung „Companie“ auf. Rechtsgrundlagen oder Urkunden über die Bildung der Companie, die Eigentümerin der Wege, Dämme, des Seehauses und einiger Restgrundstücke wurde, konnten nicht festgestellt werden.

Im Erbbestandsbrief von 1783 heißt es: „Die Beständer sind keiner Gemeinde einverleibt.“



LAGER-BÜCH
des
CARL-LUDWIG
-SEES

gefertigt
von

Gerichtschreibr. Staudt

1819



Im Jahre 1810 erließ die Badische Regierung eine Verfügung, daß „künftighin das ganze Erbbestandgut dem Oftersheimer Dorfgericht — jedoch ohne daß solches der Oftersheimer Gemarkung beigeschlagen und hieraus Lasten, die aus dem Gemeinderecht fließen, gelegt werden dürfen, unterworfen sein soll.“ Die Gemeinde Oftersheim hatte über die abgesonderten Gemarkungen ein eigenes Lagerbuch zu führen. Die Polizeigewalt, Feldhut, Grundbuchführung und standesamtlichen Funktionen unterstanden der Gemeinde Oftersheim.

Nach den Rechnungsbeilagen von 1832 bis 1839 haben der Bürgermeister und der Ratschreiber von Oftersheim zusammen mit dem Karl-Ludwig-See-Rechner die Geschäfte geführt. Am 1. 6. 1832 führten Bürgermeister Gilbert und Ratschreiber Staudt eine Heugrasversteigerung durch.

Das Grasversteigerungsprotokoll vom 6. Juni 1834 beginnt wie folgt:

„Geschehen Oftersheim, am 6ten Juni 1834
In Gegenwart
Bürgermeister Koppert
und Ratschreiber Staudt

Auf gestellten Antrag des Karl-Ludwig-See-Rechners,
Jakob Gund, hat man heute die gemeinschaftlichen Wiesen im Karl-Ludwig-See.... versteigert....“

Die erste nachweisbare Karl-Ludwig-See-Rechnung wurde von Rechner Jakob Gund für die Zeit vom 17. Dezember 1829 bis 30. April 1834 erstellt. Aufschlußreich sind die Vorbemerkungen zur Rechnung vom 24. April 1840 bis 1. Juni 1841, in denen auch erstmals ein Ausschuß genannt und namentlich aufgeführt wird.

„Die Karl-Ludwig-See-Companie bildet ein eigenes für sich bestehendes Ganzes. Die Eigentümer dieser Companie haben observanzmäßig, die Kosten der Wege, Brücken, Schleußen und Grabenbauten aus eige-

nen Mitteln zu bestreiten. Zur teilweisen Deckung dieser Kosten ist der Ertrag einiger gemeinschaftlicher Parzellen bestimmt, der Mehrbetrag der Kosten muß durch Umlagen nach der Mengenzahl bestritten werden. Die Gesellschaft des Karl-Ludwig-Sees hat einen aus ihrer Mitte gewählten und unterm 13. Mai 1840 Nr. 6539 amtlich verpflichteten Ausschuß.

Dieser Ausschuß besteht aus folgenden Mitgliedern als:

1. Jakob Seitz III
 2. Philipp Gieser und
 3. Georg Heinrich Gieser
- und dem auf dem Titelblatt erwähnten Rechner Heinrich Jakobi. Der frühere Rechner der Gesellschaft war der hiesige Bürger Jakob Gund. Derselbe hat zwar vor einiger Zeit eine Rechnung abgelegt, die nicht revidiert und von der Gesellschaft bis jetzt auch nicht genehmigt ist. Der jetzige Rechner hatte übrigens von Jakob Gund keine Akten und keinen Kassenvorrat zu erheben und ebenso auch keinen Aktivregreß an ihn auszuführen...“

Ausschuß und Vorstandschaft

Es ist bemerkenswert, daß es in der Leitung verhältnismäßig wenige Wechsel gab und manche Ausschußmitglieder jahrzehntelang für die Companie bzw. Genossenschaft tätig waren. Nachstehend soll hierfür eine Übersicht gegeben werden:

Vorsitzender:	
Jakob Seitz, III, Landw.	1840 — 1879
Philipp Gieser, Schmied	1879 — 1885
Jakob Gieser II. Bgm.	1885 — 1903
Jakob Seitz VII, Landw.	1903 — 1921
Philipp Ackermann	1921 — 1928
Georg Gieser	1928 — 1943
Peter Lindner	1943 — 1950
Hermann Frey	1950 — 1957
Adolf Gieser	1957 — 1968
August Hahn	1968 — heute

Auch die zwei weiteren Mitglieder waren oft über lange Zeit im Ausschuß bzw. Vorstand tätig.

Als Rechner werden genannt:

Jakob Gund	1829 — 1840
Heinrich Jakobi	1840 — 1860
Melchior Seitz	1860 — 1867
Philipp Jakobi	1867 — 1873
Johann Ackermann	1873 — 1891
Georg Gieser X	1891 — 1903
Jakob Siegel II	1903 — 1913
Karl Seitz	1913 — 1919
Peter Lindner	1919 — 1943
Adolf Gieser	1943 — 1957
Adolf Kircher	1957 — 1964
Siegwald Kehder	1964 — 1975
Helmut Baust	1975 — heute

Der Schriftführer war nicht Mitglied des Ausschusses, er hatte aber einige wichtige Aufgaben, wie z. B. Führung des Protokollbuches und des Schriftwechsels und in früherer Zeit auch Ausfertigung der Jahresrechnung usw. So betraute man mit diesem Amt oft den Ratschreiber oder einen Lehrer der Gemeinde. Es werden genannt:

1838:	Ratschreiber	Staudt
1840:	Lehrer	Merkel
1851:	Lehrer	Beisel
1857:	Lehrer	Heinzerling
1891:	Ratschreiber	Heinrich Gieser

Diese Ausschußmitglieder waren ausschließlich Oftersheimer Bürger und ehrenamtlich tätig, erhielten jedoch ein Tagegeld und Auslagenersatz.

Die jährliche Vergütung betrug:

	Für den Rechner		Für den Schriftführer	
1830	11	fl ⁸)	3	fl 8 Kr
1851	15	fl	25	fl
1871	22,50	fl	25	fl
1901	80	Mk	50	Mk
1951	250	DM	140	DM
1964	500	DM	—	
1975	750	DM	—	

Als ständige Mitglieder des Ausschusses werden 1894 je ein Vertreter des Gr. Domänenamtes und der Ev. Pflege Schönau genannt, da diese inzwischen die größten Grundeigentümer im „See“ geworden waren. Durch nicht abgelöste und heimgefallene Erbbestände waren dem Domänenärar rd. 170 Morgen, durch Verkauf des Umbstädtischen Besitzes der Ev. Pflege rd. 60 Morgen zugefallen.

Besitzstand

Im Erbbestandsbrief von 1783 wird für den Karl-Ludwig-See eine Fläche von 495—600 Morgen genannt. In einem alten, undatierten Plan, in dem der durch den Karl-Ludwig-See fließende alte Hardtbach und der neue Hardtbach eingezeichnet sind, werden 450 Morgen angegeben.

Das erste Lagerbuch über den Karl-Ludwig-See wurde 1816 von Gerichtsschreiber Staudt gefertigt und am 19. April 1819 dem Oftersheimer Ortsgericht zugestellt.

In diesem Lagerbuch von 1816 sind neben den 8 Erbbeständern bereits 50 Afterspächter (Unterspächter) verzeichnet, das gesamte Gelände ist bereits in 800 Einzelparzellen aufgeteilt. Der See war mit 66 Gewannsteinen begrenzt. Infolge der immer unübersichtlicher werdenden Besitzverhältnisse durch Erbfolge und Afterspacht hatte es der Oftersheimer Gemeinderat im Jahre 1838 für notwendig erachtet und beschlossen, ein neues Lagerbuch zu fertigen und damit den Ratschreiber Staudt beauftragt.

Dieses neue Lagerbuch umfaßte 726 Grundstücke mit

499 bad. Morgen, 1 Viertel, 79 Ruthen, 85 Schuh,

wobei bemerkt wird, daß „der Pfannenweg, die Menge der Grabendämme, das krumme Dämmel nicht vermessen sind, solche werden aber von den sämtlichen Besitzern des Karl-Ludwig-Sees in Gemeinschaft genossen.“

Als Gemeinschaftsbesitz der Companie sind ausgewiesen:

	bad. Morgen	Viertel	Ruthen	Schuh
Die Ochsenplatt	6	—	82	15
Der Speyrer Damm	7	1	76	91
Der Ketscher Seedamm	9	—	5	83
Der Seerain mit Schützenhaus	5	2	85	9
Die Thalwiese	1	1	92	23

Im Jahre 1855 fand eine Neuvermessung durch Geometer Hout aus Schwetzingen mit folgendem Ergebnis statt:

	Morgen	Viertel	Ruthen
A) Nutzbare Fläche an Wiesen	479	2	92 5/10
B) Gr. Cam. Domäne Wiesloch m. Dammstück	8	—	46
C) Cameranz Hockenheim	3	—	18
D) Gemischt nutz. Terrain			
a) Seeäcker m. Graben	6	3	40
b) Verbindungsweg g. Dämmel	—	3	88
c) dto. zw. Damm Nr. 100/12	—	—	8
d) Pfannenweg	2	2	69
e) Dämme, Raine, Gräben	23	2	94 5/10
E) Ertraglose Fläche, neue Kraichbach	3	1	3
	528	2	60

Bei einer Katastervermessung 1879/80 wurde die Gesamtfläche des Karl-Ludwig-Sees festgestellt auf
davon gemeinsamer Besitz der Gesellschaft

189 ha	41 ar	71 qm
12 ha	16 ar	33 qm

Die Haushaltführung

Die Einnahmen der Companie bzw. Gesellschaft bestehen aus den Erträgen der gemeinsamen Liegenschaften:

- Heu- und Öhmdgrasversteigerungen
- Ackerpacht
- Verpachtung der Schafweide
- Verpachtung von Jagd und Fischerei
- sonstigen Einnahmen, wie Kapitalzinsen usw.

Heu- und Öhmdgras-Versteigerungen

Im Jahre 1831 sind die ersten Einnahmen für Heugras mit 55 fl 48 Kr und für Öhmdgras mit 14 fl 20 Kr, „nach Abzug des bemerkten Nachlasses“ verzeichnet.

Im ersten Versteigerungsprotokoll vom 6. 6. 1834 wurden Bedingungen festgelegt, u. A., daß in keinem Fall dem Steigerer ein Nachlaß gewährt wird, daß sofort bar zu zahlen ist und die Wiesen bis 24. Juni gemäht sein müssen, „bei Straf doppelter Zahlung des Steigschillings“. Für 9 Lose wurden 134 Gulden erzielt. Bei der Versteigerung des „Oh-

met-Grases“ am 21. August des gleichen Jahres gingen 181 fl, 50 kr ein. Der niedrigste Jahreserlös wurde 1850 mit 194 fl 40 kr, der höchste in Gulden im Jahre 1870 mit 434 fl kr erzielt. Nach der Umstellung der Jahresrechnung auf die neue Mark-Währung im Jahre 1875 gab es 1924 mit 950,50 RM das höchste Versteigerungsergebnis. Im Durchschnitt lag der Ertrag bei 400—500 Mk. Daneben wurde das „Streusel“ aus den Gräben versteigert oder vergeben, was 20—50 fl jährlich erbrachte.

Ackerpacht

Die für den Ackerbau genutzte „Ochsenplatte“ ist rund 6 Morgen groß und wurde immer an den Wiesenschütz verpachtet. Für 1830—32 werden 30 fl Ackerpacht verlangt, ab 1833 sind es 50 fl und 1840 56 fl. Ab dem Jahre 1868 mußte der Wiesenschütz dafür 135 fl bezahlen, ab 1875 bis 1900 jährlich

190 Mk. Dazu kamen noch für den „Thalspitzen“ 50 Mk jährlich.

Außerdem wurden kleinere Pachteinnahmen für Grundstücke „an der Schwarzen Brücke“, „Seegrabenufer“, und das „Gelände an der eisernen Schleuse“ erzielt.

Für die Schafweide wurden sehr unterschiedliche Beträge ausgewiesen, in manchen Jahren wurde auf eine Verpachtung verzichtet. Grundsätzlich wurde nur die Winterweide vergeben und dabei z. B. erlöst:

1836/37	33 fl
1853/54	40 fl
1859/60	170 fl
1860/61	351 fl
1880/81	170 Mk
1890/91	100 Mk
1926/27	500 RM

späterhin fast regelmäßig 300 RM.

Ab 1976 wurde die Schafweide nicht mehr verpachtet.

Jagd

Die Jagd im Karl-Ludwig-See wurde erstmals im Jahre 1848 versteigert an Bürgermeister Abel und Ökonom Martin Rapple II aus Ketsch um jährlich 6 fl. Weitere Jagdversteigerungen hatten folgendes Ergebnis:

Pächter	Jagdzeit	Jagdпacht p. a.
Heinrich Gieser, Oftersheim	1850—59	6 fl
Wiesenaufseher Jünger, Ketsch	1859—77	12 fl
Dr. phil. L. Schady, Heidelberg	1877—86	52 Mk
Heinrich Seitz, Müller in Hockenheim	1886—95	180 Mk
Philipp Helmling, Neckarau, Ziegeleibesitzer	1895—98	399 Mk

Nach der Eingliederung des Karl-Ludwig-Sees in die Gemarkung Ketsch beanspruchte die Gemeinde Ketsch das Jagdverpachtungsrecht. Man wehrte sich zunächst heftig hiergegen, mußte aber die Entscheidung der Oberbehörde zu Gunsten der Gemeinde Ketsch anerkennen.

Fischerei — 2150 m Kraichbach —

Die erste Einnahme ist 1837 verzeichnet, von Herrn Wambold 9 + 15 fl = 24 fl

Weitere Fischereivergaben:

Jakob Seitz, Oftersheim	1859—77	1 fl 30 Kr p. a.
Dr. Schady, Heidelberg	1877—86	55 Mk p. a.
Heinrich Seitz, Hockenheim	1886—95	2 Mk p. a.
Franz Josef Ries, Wiesenhüter	1895—1904	5 Mk p. a.

Weitere Verpachtungen wurden nicht durchgeführt.

Beiträge

Für den durch Einnahmen nicht gedeckten Aufwand wurde eine Umlage aus der „Mengen-zahl“ erhoben. Dies wurde allerdings von 1829 bis 1882 nur fünfmal notwendig. Der Aufwand wurde möglichst gering gehalten, und zwischendurch half man sich durch Aufnahme von Darlehen oder dem Rückruf angelegter Gelder. Diese Umlage betrug 1829 656 fl, im Jahre 1832 313 fl 20 kr und 1842 357 fl 29 kr, die von 60 Oftersheimer und 14 auswärtigen Besitzern erhoben wurden. Die höchsten Beiträge zahlten dabei die Gr. Domänenverwaltung Schwetzingen mit 106.10 fl und Fräulein Umbstädter mit 44.18 fl. Im Jahre 1870 wurden 1 fl pro Morgen erhoben, was 479,38 fl erbrachte. Eine hohe Umlage gab es 1876, als ein neues Schützenhaus gebaut wurde. Diese Umlage betrug 4 Mk pro Morgen, bei 492 Morgen 144 Rth = 1969,44 Mark.

Damals besaßen u. a.:

Domänenverwaltung Heidelberg	173 Morgen	58 Rth.
Domänenverwaltung Wiesloch	2 Morgen	169 Rth.
Ev. Pflege Schönau, Heidelberg	59 Morgen	275 Rth.
Ev. Kollektur Mannheim	1 Morgen	363 Rth.

Ab 1883 wurden mit wenigen Unterbrechungen alljährlich Umlagen erforderlich, um den steigenden Aufwand zu decken. Nunmehr wurde das Steuerkapital zugrunde gelegt, das 1883 291.070 Mark betrug, wobei auf 100 M eine Umlage von 40 Pfennig gerechnet wurde = 1184,28 M. Bei diesen 40 Pfennig Umlage beließ man es in den 90er Jahren, dann wurden unterschiedliche Sätze zwischen 20 Pfennig und 55 Pfennig berechnet. Im Jahre 1910 wurde das Steuerkapital auf 525.017 Mk festgesetzt, die Umlagesätze lagen nun zwischen 10 Pfennig und 40 Pfen-

nig. 1950 wurde ein Höchstsatz von 50 Pfennig erreicht, was bei einem Steuerkapital von 523,870 RM eine Einnahme von 2619,26 RM ergab.

Letztmals wurde eine Umlage erhoben im Jahre 1964 mit 40 Pfennig pro 100 DM Steuerwert = 2095,47 DM.

Der See- oder Wiesenschütz

Unter den Koalitionskriegen hatte der einsam wohnende Seeschütz Georg Martin Detzel besonders zu leiden. Am 16. 1. 1796 beschwerte er sich in einer Eingabe an die Kurf. Hofkammer über die „immerwährende Kaiserliche Einquartierung.“

Im Jahre 1798 richtet er eine weitere Eingabe an die Kurf. Hofkammer. Er schreibt, daß er durch den verderblichen Krieg fast 6 Jahre lang Einquartierung im Seehaus hatte, im Stall oder einer Ecke im Haus nächtigen mußte, er keine Ernte hatte, alles verdorben und zugrunde gerichtet wurde und er nun 500 Gulden Schulden habe. Im Jahre 1799 beklagt er, daß ihm die Franzosen alle Habschaften an Vieh, Frucht, Heu und Stroh, Kleidung, Bettzeug und Weißzeug geplündert und alle Früchte auf den Feldern verdorben hätten und „es nicht wenig gefehlet, daß ich nebst Frau und Kindern von denselben wäre ermordet worden.“

In der Rechnung für das Jahr 1830 wird Georg Ries als Pächter der Ochsenplatte genannt, er zahlte 30 fl Ackerpacht. 1831 und 1832 ist „Georg Ries Wittib“ als Pächterin genannt. „Bereits 1830 wird dem Seeschützen Kaspar Ries der Schützenlohn mit 75 fl bezahlt, ab 1833 ist Kaspar Ries auch Pächter der „Ochsenplatte“.

Von 1880—1909 ist dessen Sohn Josef Ries bei jährlich 120 Mk Lohn Wiesenschütz, ab 1910 geht diese Tätigkeit wieder auf dessen Sohn, Jakob Ries, bei 140 Mk Lohn über. Jakob Ries bleibt 40 Jahre lang Wiesenschütz, dann folgt ihm sein Sohn Karl Ludwig Ries, der 1964 ohne Nachfolger ausscheidet.



Kraichbachschleuse: im Vordergrund Hardtbachzufluß, im Hintergrund das Seehaus.

Er übernimmt jedoch noch die Überwachung der Gräben, zieht dann 1974 aus dem Seehaus aus, in das eine Familie Neipert einzieht, die monatlich 125 DM Miete zahlt. Im Jahre 1910 wird festgestellt, daß der Wiesenschütz Invalidenmarken von wöchentlich 36 Pfennig (statt bisher 24 Pfennig) kleben muß und die Genossenschaft hiervon die Hälfte übernimmt. Der Taglohn für besondere Arbeiten wird ihm von 3 Mk auf 3,50 Mk erhöht. Sein Schützenlohn beträgt 1919 250 Mk jährlich.

1962 wird für den Wiesenschütz ein Wochenlohn von 25 DM bezahlt.

Das Seehaus

Das See- oder Schützenhaus war sicherlich eine dürftige Behausung mit kleinen Ställen

und einer Scheune für die kleine Landwirtschaft des Seeschützen. Das Haus war Eigentum der Compagnie und mußte von dieser unterhalten werden. Am 23. 7. 1837 wurden Reparaturarbeiten am Seehaus versteigert. Jakob Naßner bietet 152 fl, Andreas Kraus von Roth drückt das Gebot bis auf 133 fl und erhält den Zuschlag. Jakob Gieser aus Oftersheim erhält für Schmiedearbeiten 27 fl 6 Kr und quittiert mit „Jakob Gieser Schmidmeister.“

Eine Rechnung über 28 fl 9 Kr für Maurermeister Krupp ist quittiert mit „A. Krub M. Meister.“ Eine andere Rechnung lautet u. a. „Für gefertigte Schmittarbeiten....“ mit der Unterschrift: „Jakob Gieser, Schmidmeister.“ In der Rechnung von 1849 ist vermerkt: „Wiesenschütz Kaspar Ries hat auf seine Kosten einen Stall und Schoppen bei dem

Schützenhaus erbaut mit der Verpflichtung denselben nach Verlangen zu jeder Zeit auf eigene Rechnung wieder abzureisen.“

Das alte Schützenhaus wurde baufällig und mußte 1876 durch einen Neubau ersetzt werden. Die Erstellung des bezugsfertigen Neubaus wurde in einer Submission am 8. August 1876 an Michael Pfister aus Oftersheim als „Wenignehmendsten“ um 1.786 Mk vergeben. Bereits am 12. Dezember 1876 hat der Bau-Commissär Phil. Hirsch von Schwetzingen den fertigen Bau abgenommen und hierfür eine Gebühr von 4,50 Mk erhalten. Auszug aus dem Gebäude-Feuer-Versicherungsbuch der Gemeinde Oftersheim vom 3. 3. 1881 für das See-Haus:

„Eigentümer:

Die Eigentümer der Gemarkung Karl-Ludwig-See

a) Wohnhaus	2300 M
b) Stall	1100 M
c) Scheuer	1900 M
d) Schopf	700 M
e) drei Schweineställe	400 M
Kaspar Ries:	
f) Holzschopf mit gewölbtem Keller	200 M
g) Anbau an a) mit Wohnung und gewölbtem Keller	700 M
	7300 M

Im Jahre 1930 werden auf Kosten der Genossenschaft mit einem Aufwand von 1700 RM beim Seehaus neue Schweineställe und eine Waschküche erstellt. Erst 1938 erhält das Haus Licht- und Kraftstromanschluß, es werden anteilige Kosten von 1200 RM übernommen.

Vermögen und Schulden

In der Rechnung von 1829—1834 sind an zurückbezahlten Kapitalien und Zinsen ausgewiesen:

	683 fl 15 Kr
davon allein an Georg Umbstätter in Heidelberg	55 Kr
	574 fl

1840 mußten umfangreiche Instandsetzungsarbeiten an Gräben, Dämmen, Wegen und Schleusen durchgeführt werden, wofür folgende Darlehen zu einem Zinssatz von 4,5% aufgenommen werden:

von Elisabeth Schuh vom „Kränzhof“	900 fl
von Melchior Ackermann	1000 fl
von Johann Lörsch	600 fl

Die Jahresrechnung schließt mit 2825 fl 50 Kr in Einnahme und 2819 fl 27 Kr in Ausgabe ab. Um die Schulden bald zurückzahlen zu können, wurden bereits 1841 Aufschläge von den Eigentümern erhoben und die Darlehen von 900 fl und 600 fl zurückbezahlt. Erste Ausleihungen erfolgten 1843 an „Jakob Weltersche Eheleute dahier auf Handschrift“ 450 fl und 1845 an Schmiedemeister Jakob Gieser 400 fl.

In der Rechnung für 1846/47 ist zu lesen:

„Durch Beschluß hoher Kreisregierung vom 8. Mai 1847 Nr. 12568 wurde die Gemeinde Oftersheim ermächtigt, für Anschaffung von Sommersaatfrucht und dergleichen = 4000 fl aufzunehmen, worunter der fragliche Betrag als Theilganzes mit begriffen oder eingerechnet ist zu 835 fl verzinlich zu 4 1/2 Proz. am 20. März 1846 anfangend.“

Im Jahre 1847 sind ausgeliehen an:

Allgemeine Versorgungsanstalt Karlsruhe	1455 fl zu 3%
Gemeinde Oftersheim	833 fl zu 4 1/2%
Adam Ziegler Wtw.	400 fl zu 4 1/2%

Im Jahre 1850 hatte die Compagnie ausgeliehen:

1. an Adam Ziegler Wtw.	400 fl zu 4 1/2%
2. an die Gemeinde Oftersheim	835 fl zu 4 1/2%
3. an Wiesenschütz Kaspar Ries	450 fl zu 5%
4. an Kath. Leitz (Wtw.) angekaufte Staatsanleihen	1000 fl zu 5%
	200 fl zu 5%

An Vermögen wurde verzeichnet:

1. das Schützenhaus, Brand-Vers. Wert
600 fl
2. an Wiesen, Dämmen,
Wegen, 16 Morgen,
Steueranschlag 5190 fl
3. an Äckern 5 Morgen
32 Ruthen, Steuer-
anschl. 300 fl

Auf 14. 6. 1870 wird ein schuldenfreies Vermögen nachgewiesen von

- | | |
|-----------------------|------------|
| a) Schützenhaus | 300,—fl |
| b) Äcker, Wiesen usw. | 4622,12 fl |
| | <hr/> |
| | 4922,12 fl |

Am 1. 6. 1875 wurde das Vermögen mit 9002,81 Mark ausgewiesen, im Jahre 1880 mit

- | | |
|---------------------|--------------|
| Anteil Schützenhaus | 680,— Mk |
| Wiesen und Äcker | 21 894,38 Mk |
| | <hr/> |
| | 22 574,38 Mk |

Im Status per 2. 6. 1965 sind ausgewiesen:

- | | |
|----------------|--------------|
| Liegenschaften | 9 640,— RM |
| Kapitalien | 19 163,76 RM |
| Bar | 273,68 RM |
| Fahrnisse | 7,— RM |
| | <hr/> |
| | 29 084,44 RM |

Durch Kaufvertrag vom 31. 3. 1900 wurde die „Ochsenplatte“ mit 23 069 qm zum Preis von 7000 M an das Domänenärar verkauft und der Kaufpreis zu 4,5% Zins bei der Volksbank Schwetzingen angelegt.

Die Stadt Hockenheim benötigte als Zufahrtsweg zu ihrer Seewaldsiedlung den Seedamm, der allerdings auf Gemarkung Ketsch liegt. Sie stellte am 1. 9. 1958 den Antrag an den Verband, ihr den Seedamm zu verkaufen. Nach langwierigen Verhandlungen wurde schließlich am 7. November 1967 der Kaufvertrag abgeschlossen, wonach das benötigte Gelände mit 15 287 qm zum Preis von 15 287 DM an die Stadt Hockenheim verkauft wurde.

Durch das Landeswassergesetz vom 25. 2. 1960 ist die Unterhaltungspflicht für die Hochwasserdämme auf das Land Baden-Württemberg übergegangen. Das Land ist bestrebt, das Eigentum an dem Dammgelände einschließlich Schutzstreifen zu erwerben und kauft vom Verband mit Vertrag vom 18. 10. 1963 8 Teilstücke mit 21 585 qm zum Preise von 17 656 DM. Im Jahre 1968 werden außerdem 9871 qm um 7403 DM an die Gemeinde Ketsch verkauft.

Am 31. 12. 1976 wird das Vermögen ausgewiesen mit:

- | | |
|-------------------------------|-----------|
| Gesamte Eigentumsfläche | |
| 6 ha 7 ar 73 qm, Einheitswert | 7 000 DM |
| Bebaute Grundstücke | |
| Einheitswert | 2 640 DM |
| Angelegte Kapitalien | |
| Einheitswert | 21 813 DM |

Seit 1965 machen die Kapitalerträge eine Umlageerhebung nicht mehr erforderlich.

Rechtsstreitigkeiten

Für die Zeit bis 1829 sind keine Akten vorhanden. Nach dieser Zeit stehen nur die Jahresrechnungen mit Beilagen zur Verfügung. Somit kann nur aufgrund von Rechnungsbelegen über die verschiedentlichen Ereignisse berichtet werden.

In der Rechnung von 1829—1834 sind für Prozeßkosten „wegen der Schlegelschleuse“ Ausgaben in Höhe von 312 fl 42 Kr und in Einnahmen 472 fl 57 Kr Prozeßkostenersatz ausgewiesen.

Am 30. April 1838 stellt Ratschreiber Staudt eine „Rechnung Carl-Ludwig-See Erbbeständer wegen geführtem Prozeß des Carl-Ludwig-See betr.“, wonach er von 1834 bis 1838 an 30 Tagen wegen Beratungen usw. in Mannheim und Schwetzingen unterwegs war, wobei für einen Tag in Unterheim 2 fl 30 Kr, in Schwetzingen 1 fl 12 Kr berechnet und einschließlich sonstiger kleinerer Vergütungen 72 fl 39 Kr gefordert und bezahlt werden.

Wegen des Jagdrechts, der Kosten für Seebach- und Kraichbachreinigung und für die Unterhaltung der Kraichbachschleusen gab es wiederholt Auseinandersetzungen, die meist mit einem Vergleich beigelegt wurden.

Die Auflösung der abgesonderten Gemarkung

Unter den Oftersheimer Bürgern gab es Ärger und Verdruß, weil die Grundeigentümer auf der abgesonderten Gemarkung der Hardt und des Karl-Ludwig-Sees nicht zu den Gemeindeabgaben herangezogen werden konnten. Im Gemeinderat hatten die Bauern mit dem derartig bevorzugten Grundeigentum die Mehrheit, im Bürgerausschuß hatten die dort nicht begüterten Bürger die meisten Stimmen.

In einer Eingabe vom 16. Februar 1886 verlangten die Oftersheimer Bürger Philipp Geiß, Josef Huckele, Josef Hauser und Michael Hauser eine Untersuchung, ob die seither als Sondergemarkung behandelten Distrikte Karl-Ludwig-See, Blesenhardt usw. wirklich eigene Gemarkungen bilden und nicht — verneinenden Falls — zu den Lasten der Gemeinde Oftersheim herangezogen werden sollen. Als in einer ausführlichen, neunseitigen Begründung vom Großherzog. Bezirksamt die Eingabe abgewiesen wurde, beauftragten im März 1891 24 Mitglieder des Bürgerausschusses den Mannheimer Rechtsanwalt Geismar, weitere Schritte zu unternehmen. Am 27. April 1891 fand unter Vorsitz des Gr. Bezirksamtmannes Eschborn eine Bürgerausschußsitzung statt, in der 27 Mitglieder für die Abänderung des gegenwärtigen Zustandes stimmten, 5 waren dagegen, 2 hatten sich während der Sitzung entfernt. Rechtsanwalt Geismar wurde offiziell beauftragt, die nötigen Schritte bei den Staatsbehörden zu unternehmen.

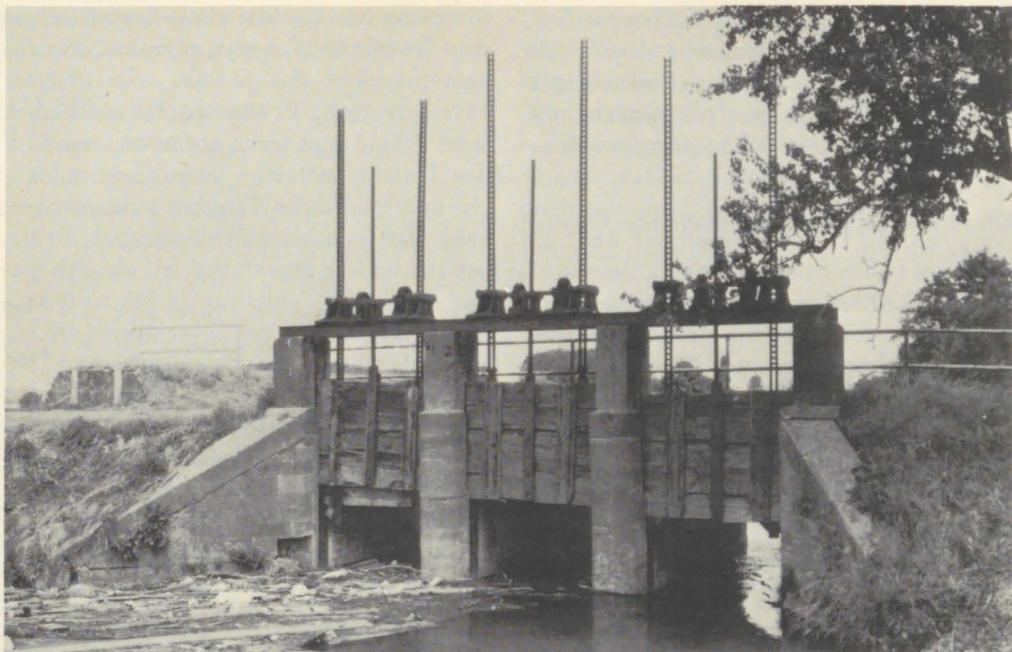
Am 9. Juni 1891 stellte Rechtsanwalt Geismar vor Einreichung des Gesuches an das Gr. Ministerium des Innern eine Honorar-

forderung von 100 Mk an die Gemeinde, die vom Gemeinderat abgelehnt wurde, was aus dem Schreiben des Anwalts vom 15. Juni 1891 hervorgeht. Er schreibt, daß es lediglich seine Schuld war, wenn er im Vertrauen auf den Gemeinderat eine umfassende mündliche und schriftliche Tätigkeit aufgenommen habe, daß kein klagbarer Ausspruch für ihn bestehe und er gezwungen sei, auf den Ansatz des Gemeinderats von 25 Mk zurückzugehen. Damit hatte der Gemeinderat die Initiative des Bürgerausschusses auf einem Umweg abgeblockt.

Nun schalteten sich die Nachbargemeinden in die Verhandlungen mit dem Ministerium des Innern ein und machten geltend, daß die abgesonderten Gemarkungen an keiner Stelle an die Oftersheimer Gemarkung angrenzen. Als schon alles verloren schien, versuchte der Oftersheimer Gemeinderat mit einer Eingabe an die zweite Kammer des Badischen Landtags zu retten, was zu retten war. Zu spät. Durch Gesetz vom 30. Juni 1896 wurden die abgesonderten Gemarkungen aufgelöst, der Karl-Ludwig-See fiel der Gemarkung Ketsch zu, die verschiedenen Hardt-Gewanne usw. wurden den Gemarkungen Schwetzingen, Ketsch und Hockenheim zugeschlagen.

Die Karl-Ludwig-See-Genossenschaft, Sitz Oftersheim

In einer Abstimmungstagfahrt vom 8. 5. 1897 wurde von der Mehrheit der Grundeigentümer die Errichtung einer gemeinschaftlichen Bewässerungs- (Entwässerungs-) Anlage, sowie die Bildung einer Genossenschaft beschlossen. Es wurde eine Satzung beschlossen, die genehmigt wurde, im Jahre 1902 jedoch abgeändert und ergänzt werden mußte. Der § 2 lautete zunächst „Zweck der Genossenschaft ist die gemeinsame Instandhaltung der Be- und Entwässerungsanlagen, sowie deren geordnete Benutzung seitens der Mitglieder der Genossenschaft.“



Kraichbachschleuse von Norden

Er wurde 1902 ergänzt und „..... die Unterhaltung der Wege, Brücken, Dohlen, schließlich die Unterhaltung des Seehauses.“ Das Rechnungsjahr lief nach der alten Satzung vom 1. Januar bis 31. Dezember, nach der neuen Satzung vom 1. April bis 31. März. Gleichzeitig wurde eine ortspolizeiliche Vorschrift erlassen, die im § 1 lautet: „Bei der Benutzung des Wassers aus dem Kraichbach hat die Karl-Ludwig-See-Genossenschaft nach Maßgabe der Bestimmungen der Vereinbarung der Kraichbach-Bewässerungsgenossenschaft vom Jahre 1857 zu verfahren“.

Wasser- und Boden-Verband, Sitz Oftersheim

In der Generalversammlung vom 25. 9. 1952 wurde die Genossenschaft auf Grund des Wasserverbandsgesetzes vom 3. 9. 1937 in einen Wasser- und Bodenverband umgewan-

delt, wobei sich die alte Aufgabenstellung nicht geändert hat. Der Vorstand setzt sich nunmehr aus dem Vorsitzenden, 3 ordentlichen Mitgliedern und 3 Stellvertretern zusammen. Am 9. September 1952 wurde eine Verbandsatzung erlassen.

Hochwasser des Rheins

Das Wiesengelände wurde immer wieder durch Hochwasser bedroht, vor allem dann, wenn durch den Rückstau vom Rhein der Kraichbach über die Ufer trat oder die Bachdämme zu brechen drohten.

Zur Zeit des Rheinhochwassers im Mai 1872 wurden „zum dämmen der Kraichbach 50 Stück Bord“ vom Holzhändler Keilbach um 9 fl angekauft. Am 9. 2. 1879 stellte der Ausschuß fest, daß der Pfannenweg durch das Eisführen stark beschädigt wurde. Von Bewohnern von Ketsch, Schwetzingen, Hokenheim und Eppelheim wurden für 486 ein-

spännige Führen eine Gebühr von 15 Kreuzern pro Pferd erhoben und dadurch 121 fl 30 Kr vereinnahmt.

Nachstehend sollen einige Belege, Schuldscheine und zwei Kassensturzerggebnisse angeführt werden, die manchen Einblick in die Zeit von vor über 100 Jahren ergeben.

Am 27. 2. 1834 wurde die Arbeit für die Wiederherstellung und Erhöhung des durchbrochenen Seedamms versteigert. Jakob Keilbach war mit 290 fl der billigste Bieter und erhielt den Zuschlag.

Das Protokoll wurde dann wie folgt ergänzt: „Geschehen Oftersheim, am 6. März 1834. Heute erschienen die hiesigen Bürger Jakob Gieser Schmitt, Philipp Gieser und Georg Gieser und erklären: Daß sie bereit seyen, die jenseits beschriebene Arbeit nach den vorgeschriebenen Bedingungen um die Summe von 275 Gulden zu übernehmen.“

Eine Rechnung Andres Rohr vom 1. Januar 1835 lautet:

„Für die Kumbanie im See habe ich folgende Arbeit verfertigt wie folgt:

- | | |
|--|-------------------|
| 1. Dem Bronnen Nach dem
acord um Jährlich | 3 fl — Kr |
| 2. Ein Dol repariert macht
arbeitslohn | 1 fl 20 Kr |
| | Summa 4 fl 20 Kr“ |

„Quittung

Rechner Heinrich Jakobi hat Seine Gebiere Erhalte Vier das Gescheft zufieren mit Jähr Ein Gulde näbt Schreibmaterial Gebiere Ein Gulde Dreisig Kreuzer

Suma 12 fl 30
31. May 1843“

„Quittung über Dreisig Kreuzer welche ich Dühl von Schwetzingen nach der Hockenheimer Schlüs geführt habe welches ich vom Seerechner Heinrich Jakobi Dreißig Kreuzer richtig erhalten habe.

10. Juli 1842“

„An die Herrn Sehbestehnter in Oftersheim Bei dem Kaspar Ries Sehschütz an dem Karl-Ludwig Sehhaus drei Tag gearbeitet jeter Tag zu 48 Kr.

Ketsch, den 10ten Oct. 1842“

„Rechner Heinrich Jakobi wird himitt angewiesen, Wiesen Schütz Ris seinen Jährligen gehald als Schütz an Siebenzig Gulden aus-zuzahlen.

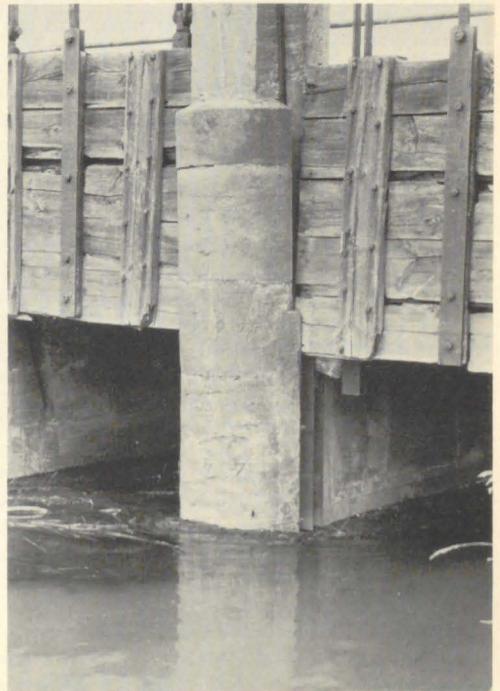
4. Mai 1848“

„Für das Bekanntmachen mit der Schelle die Streu Versteigerung und das Butzen der Gräben im Carl-Ludwig-See die am 3ten October ist vorgenommen worden, hat der Underzeichnete die Gebühren von 15 Kreuzer auszusprechen.

Oftersheim, den 4ten October 1848
Rathsdienner Hauser“

„Mir Endesunterschriebene haben von Herrn Melger (= Melchior) Ackermann 1000 fl Sage Eintausend gulden um die Kosten zubestreiten vom Karl-Ludwigseh. Und ver Sprege das Kabetal mit vier Einhalben

Die verfallende Kraichbachschleuse



Proziend zu verzinsen. Und Zwahr von Beiter seit muß ein viertel Jahr vorherauf gekündet werden.

2. Nov. 1840

Der Ausschus“

„Susanna Elisabetha Schuh vom Grüntshof hat uns heute Neinhundert Gulden auf eine unbestimmte Zeit bahr gelihen und zwahr von Hundert Vier und ein halwin Proziend zu verzinsen.

Solges Bescheinigt Oftersheim 7 May 1840

Der Ausschus“

„Handschrift. Ich Endes Unterzeiter Jakob Welter und mitt mir meine Elige Hausfrau Elisabetha geborene Himli beide von hier bekenne hiermit daß uns aus der Karlutwigs-kumbani der Rechner Heinrich Jakobi die Summe mit 450 fl Vir Hundert Fünfzig Gulden gelien habe. Wir Versprechen dieses Kabidal zu Vir Pfozent per Hundert zu verzinsen und auf Gegenzeitige Virtelinge Aufkündigung zurück zu zahlen.

2. Dez. 1843“

„Ich Jakob Gieser Bürger und Schmiedt Meister in Oftersheim bekenn hier mied daß ich zu meynen Lasten Von Carlludwig Seh Rechner Heynrich Jakobi die Summe von 400 fl Sag Vier hunderth Gulde Bahr gelonth und vor gezählt Richdig Erhalten habe ich Quidiere den Empfang Versprege gedachtes Cabiethal mied jährlichen Vier Gulden Vom Hunderth zu Verzinsen das bekenn ich mied meynen Eigenhändigen unterschrift.

16. Februar 1846“

Bei der Kassenprüfung am 3. Juni 1844 wurde folgender Kassenvorrat festgestellt:

81 Stück Kronenthaler im Betrag von	218 fl	42 Kr
3 Stück Frankenthaler im Betrag von	7 fl	
36 Stück Gulden	36 fl	
11 Stück 1/2 Gulden	5 fl	30 Kr
81 Stück Sechser	8 fl	6 Kr
21 Stück Kreuzer	—	21 Kr
	<hr/>	
	275 fl	39 Kr

Einen weiteren Einblick in das vielfältige Münzwesen bietet das Kassensturzprotokoll vom 2. Juni 1848:

28 Stück Kronenthaler	75 fl	36 Kr
4 Stück Preuzßenthaler	7 fl	—
8 Stück Vereinsthaler	28 fl	—
31 Stück 2 fl-Stücke	62 fl	—
43 Stück Ein-Gulden	43 fl	—
44 Stück Halbe-Gulden	22 fl	—
1 Stück Sechsbätzer	—	24 Kr
3 Stück Sechser	—	18 Kr
1 Stück Groschen	—	3 Kr

Im Ganzen: 238 fl 21 Kr

Neue Pläne und Ausklang

Die bedrohlichen Veränderungen dieser einmaligen Landschaft fallen in die letzten 3 Jahrzehnte.

Infolge des Rheinhochwassers 1951 wurde der Rheindamm zwischen Ketsch und Altlußheim und der Kraichbachdamm um einen Meter erhöht. Die Kosten betrugten damals 600 000 DM. Durch diese Baumaßnahme wurden die Bewässerungsanlagen teilweise außer Betrieb gesetzt. Es wurde festgestellt, daß das für die Bewässerung aus dem Kraichbach entnommene Wasser stark mit Fäkalien durchsetzt war und durch die Bewässerung die Wiesen eher schlechter als besser wurden. Am 8. 2. 1961 beschloß die Generalversammlung, die Bewässerung der Wiesen einzustellen, die Schleusen jedoch nicht abzubauen, sondern nur stillzulegen. Die Entwässerung des Gebietes erfolgt nach wie vor über den Seebach in den Altrhein. Für den Wasser- und Bodenverband gibt es damit im „See“ keine wichtigen Aufgaben mehr. Der Strukturwandel in der Landwirtschaft brachte es mit sich, daß den Wiesen keine große Bedeutung mehr zukommt. Dadurch bedingt, gab es nunmehr verschiedene Pläne über die künftige Nutzung des Geländes.

Im Jahre 1966 wurde festgestellt, daß durch das niederschlagreiche Jahr 1965 größere Schäden in der Seewaldsiedlung entstanden waren. Als Lösung wurde der Bau eines Schöpfwerkes erwogen, das 250 000 DM, die notwendigen Vorflutmaßnahmen 400 000 DM kosten sollten. Die Badische Landsiedlung gab bekannt, daß sie im Karl-Ludwig-See 6 Siedlungshöfe plane. Diese Vorhaben konnten jedoch nicht realisiert werden. Zwischendurch tauchte der Plan zum Bau einer Regattastrecke auf, der sich gleichfalls zerschlug.

Die Liegenschaftsverwaltung wollte im Jahre 1971 das Gelände für die Kiesausbeute freigeben. Es gab Verhandlungen mit einer Unternehmergruppe und lukrative Angebote. Bei der Prüfung des Vorhabens kam das Regierungspräsidium zu der Auffassung, daß eine Kiesausbeute dem Wohle der Allgemeinheit widerspricht. In der Begründung steht der Verlust an landwirtschaftlicher Nutzfläche im Vordergrund. Ferner wurde dargelegt, daß auch die Interessen des Natur- und Landschaftsschutzes zu berücksichtigen seien.

Durch die ablehnende Haltung des Regierungspräsidiums wurde vermieden, daß das Gebiet zu einer riesigen Kiesgrube wurde. Immer noch im Raume steht allerdings der Gedanke, mit einem großen Schöpfwerk den „See“ trockenzuliegen, um das Gelände intensiver landwirtschaftlich nutzen zu können.

Den alten „See“ gibt es nicht mehr, so wie es auch den Wasser- und Bodenverband „Karl-Ludwig-See“ bald nicht mehr geben wird. Es bleibt nur die Frage, was aus dem wird, was von dem alten „See“ noch übriggeblieben ist.

Anmerkungen:

1) Morgen: allgem. die Fläche, die man an einem Morgen umpflügen konnte; 1 badischer Morgen = 36 ar (3600 qm) 100 ar = 1 Hektar (10 000 qm)

2) 7 Hardtgemeinden: die um den Hardtwald liegenden Orte Schwetzingen, Oftersheim, Hocken-

heim, Walldorf, Reilingen, Sandhausen und St. Illgen, die im Hardtwald Weide-, Streu- und Holznutzungsrechte hatten und zu besonderen Frondiensten (z. B. Hardtbachreinigung) verpflichtet waren.

3) Kirchheimer Zehnt: Zu ihr gehörten alle Orte der Kurpfalz zwischen Neckarau im Norden und Walldorf im Süden.

4) Zeitpacht (Temporalpacht) auf 3, 6 meist aber auf 9 oder 12 Jahre entspr. der Drei-Felder-Wirtschaft.

5) Erbbestand (Erbpacht): Verpachtung unter vielfältigen Bedingungen auf Lebenszeit (beschränkte Erbpacht) des Pächters oder mit Übergang (unbeschränkte Erbpacht) auf die Erben des Pächters. Hiermit wollte der Grundherr (hier die kurf. Hofkammer) eine intensivere Nutzung und für sich selbst höhere Einnahmen erzielen. Neben den jährlichen Pachtzinsen („Erbkanon“) und sonst. Leistungen mußten beim Übergang auf die Erben bestimmte Beträge gezahlt werden. In einem Erbbestandsbrief von 1784 heißt es, der Erbbeständer solle das Gut „in Eigenschaft innehaben, nutzen und genießen, das Eigentum wir uns aber ausdrücklich vorbehalten, aller maßen dann weder solch ganzes Anteil, noch etwas davon zu versetzen, zu verkaufen, zu verpfänden oder sonst zu veräußern...“. Dem Grundeigentümer stand gewöhnlich nach 3 Jahren Pachtrückstand ein Heimfallrecht zu. Der badische Staat hat von 1809 bis 1849 zahlreiche Gesetze und Verordnungen erlassen, wonach die Umwandlung der Lehen (Zeit- und Erbbestände) in freies Eigentum gegen Zahlung von Ablösesummen möglich war. Diese Ablösung nannte man Allodifikation. Die Ablöse-(Kauf-) Summe betrug das 20- bis 25-fache der Pacht, für 3 1/2 Morgen z. B. 16 fl 53 Kr Pacht (Erbkanon) und 439 fl 57 Kr Kaufsumme. Die meisten Bauern konnten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kaufsumme, oft auch die Pacht nicht aufbringen. Dadurch sind bis 1838 von 726 Teilstücken (ohne Companie-Eigentum) bereits 70, bis 1858 insgesamt 227 Parzellen wieder an die Domäne heimgefallen. Erst ab den 1850er Jahren kam es dann zur Ablösung der übrigen Erbbestände, die sich allerdings bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hinzog.

Noch 1838 war Gg. Umbstätter, Güterbestätter in Heidelberg der einzige Eigentümer unter den Beständern im „See“. Am 20. 4. 1855 verkauften seine Erben den Besitz mit 58 1/2 Morgen für 22 600 fl an die Ev. Pflge Schönau.

6) Hauptstämme. Der Erbpächter (Hauptstamm) konnte seinerseits die Grundstücke wieder weiterverpachten (Afterpacht), blieb aber allein dem Grundherrn verpflichtet.

7) Die 8 Erbbeständer (Erbpächter) waren: Abraham Gund, Sebastian Gund, Franz Centmayer, Jakob Seitz, Philipp Koppert, Georg Heiser, alle aus Oftersheim, Gg. Bleß, Edingen, alle mit 56 Morgen und Georg Umbstädter Wittib, Heidelberg mit 84 Morgen, zus. 476 Morgen.

⁸⁾ 1 Gulden (fl = Florin) = 60 Kreuzer, 1 Kr = 3 Pfennige. Vergleichspreise Ende des 18. Jahrhunderts: 1 Kuh 15 fl, 1 Mutterschwein 10 fl, 1 Gans 20 Kr, 50 Eier 50 Kr

Quellenhinweise

Franz Volk, „Oftersheim, ein Dorf und seine Geschichte“ 1968, Südwestdeutsche Verl. Anstalt, Mannheim
Bad. General-Landes-Archiv: Beraine, Lagerbücher, Akten
Oftersheimer Gemeindearchiv: Lager- und Grundbücher, Geb. Vers.-Buch
Karl-Ludwig-See-Companie: Rechnungen mit Beilagen ab 1829 — Protokollbuch ab 1897 — Lagepläne
Ornithologischer Anzeiger 1972, Seite 104

Uf eimol

*E Tanne stoht am hoche Buck,
streckt wit nüs ibri Näst.
Verwurzlet isch si, gwiß nit luck;
was ufrecht isch, stoht fest.*

*Bi Sunne, Rege, Johr um Johr,
het sich dia Tanne gstreckt,
het trutzt dr Wind- und Wettergfohr,
e stolzi Fraid ufgeweckt.*

*Un zmols, wu s keiner ahne wott,
do tuat s e härte Schlag!
Der prächtig Bäüm isch broche, tot!
S nutzt kei Wurum, kei Klag! — —*

*S goht mänkmol so im Bruader Mensch,
gradgewachse, standfest, groß.
S isch ein' dr Beste, wu dr kennsch.
Uf eimol trifft en s Los!*

*Wie anigstreckt dr Bäüm im Wald,
het ihn dr Herrgott gfällt!
E guat Gedenke schenk em halt,
un bhalt im Geist si Wort, si Gstalt!
S isch s Schicksal uf dr Welt. —*

*Denk, wer so ufrecht sterbe kann,
obni aß s Lebe welk verdirbt,
wu Mark un Krone langsam stirbt —
Isch s nit e Gnad fir Bäüm un Mann?!*

Karl Kurrus

70 Jahre Landesverein Badische Heimat

Rückschau und Ausblick

Kurz nach der Jahrhundertwende konstituierten sich im ehem. Großherzogtum Baden der „Badische Verein für Volkskunde“ und der „Verein für ländliche Wohlfahrtspflege in Baden“. Sie schlossen sich im Jahre 1909 zum „Landesverein Badische Heimat e. V.“ zusammen. Sitz des neuen Landesvereins wurde Freiburg i. Br. Die ausschließlich kulturellen Zielsetzungen, die der Landesverein Badische Heimat von seinen beiden „Elternstämmen“ übernommen hat, sind heute wie ehemals immer noch gültig und gleichermaßen aktuell: Pflege und Erforschung des überlieferten heimatlichen Kulturgutes, Erhaltung des Erhaltenswerten und sinnvolle Neugestaltung überlebter Formen und Gewohnheiten, wo dies geboten erscheint; Förderung des Natur- und Denkmalschutzes sowie des allgemeinen Interesses an Volks-, Heimat- und Landeskunde, Pflege der heimischen Mundarten und des heimischen Brauchtums, Anleitung und Unterstützung methodisch betriebener genealogischer Forschung, insgesamt Förderung und Anhebung der allgemeinen Volksbildung in allen kulturellen Bereichen. Allerdings muß der Verein heute in Wahrnehmung dieses beschriebenen Aufgabengebietes der einstigen Staatshoheit des Landes Baden entbehren, dessen Regierung den von der Mitgliederversammlung gewählten geschäftsführenden Ersten Landesvorsitzenden unseres Vereins im Amt bestätigt und als Landesbediensteten besoldet hat. Desgleichen sind alle jene dem Verein überlassenen Kompetenzen (und die dazugehörigen finanziellen Mittel) entfallen, die heute hoheitlich von eigenen Landesbehörden etwa im Bereich des Natur- und Landschaftsschutzes, der Denkmalspflege und der

„Landesstelle für Volkskunde“ wahrgenommen werden.

Dennoch, seit der Wiederzulassung des Vereins 1952 (nach mehrjähriger Suspensierung durch die französische Besatzungsmacht) ist der alte Name „Badische Heimat“ nunmehr Ausdruck des oben beschriebenen Vereinsprogramms und Losungswort für die künftige Vereinsarbeit zugleich geworden. Dabei bedeutet das Wort „badisch“ keine wieder aufzuwärmende, politische Forderung, sondern es ist vielmehr die unbestrittene, ethnisch-historisch-geographisch begründete Legitimation und Verpflichtung zu kultureller Betätigung innerhalb jenes Teilbereichs des heutigen Bundeslandes, der in dem offiziellen Ländernamen Baden-Württemberg als existent ausgewiesen ist. Mit dem Wort „Heimat“ will der Verein alle, die aus begreiflicher persönlicher und historischer Verbundenheit zum lieben alten „Muschterländle“ in der Mitarbeit resignieren wollen, zu neuer, ausschließlich kultureller Aktivität ermuntern und anspornen, nicht zuletzt auch um etwaigen politischen Argwohn von vornherein auszuschließen: es könnte sich — in etwas verschwommener Wortassoziation zur weiland politischen Kampforganisation „Heimatbund Badnerland“ — beim „Landesverein Badische Heimat“ vielleicht doch nur um einen raffiniert getarnten harten Kern separatistischer „Gälfüßler“ handeln.

Dieser kurze Blick zurück war erforderlich, um darzutun, daß heute weder der alte traditionelle Vereinsname noch die Wiederbelebung und das Bestehen des Vereins, noch seine Aktivitäten — Anachronismen sind!

Traditionsgemäß liegt auch heute noch das Schwergewicht der Vereinsarbeit in der Herausgabe anspruchsvoller, qualifizierter Heimatliteratur. So sind die beiden Vereinszeitschriften „Badische Heimat“ — jährlich 3 Hefte mit durchschnittlich 120—150 Seiten Text und Abbildungen — und „Ekkhart“, ein Kalenderheft, mit ca. 230—250 Seiten Text und Abbildungen, die Gegengabe, die den rund 5000 Mitgliedern vierteljährlich für ihren Vereinsbetrag per Postversand kostenlos zugestellt wird. Da die Mitgliederbeiträge die Herstellungs- und Versandkosten nur zum Bruchteil abdecken und der Differenzbetrag alljährlich durch Zuschüsse von Landes-, Kreis- und Kommunalbehörden erbeten werden muß, so ergibt sich allein aus diesem Sachverhalt wiederum für unseren Verein die Verpflichtung, sowohl den Mitgliedern als auch allen übrigen Lesern und Beziehern unserer Zeitschriften durch vielseitige und breitgestreute Information zu dienen. Darum bemühen sich der 1. Landesvorsitzende als verantwortlicher Herausgeber, der Schriftleiter, ein „fester Stamm“ von freien Mitarbeitern, in der Regel alles Mitglieder unseres Vereins, denen sich immer auch noch andere Autoren beigesellen, die meistens Experten eines Spezialgebietes sind. Sie beliefern mit und ohne Auftrag die Schriftleitung mit ihren Manuskripten. Je nach zeitlichem Eingang und Inhalt der Ausführungen werden die Einzelbeiträge in den Heften „Badische Heimat“ thematisch geordnet oder auch landschaftlich gewichtet. So wird z. B. für die Mitglieder-Jahresversammlung das gerade erscheinende Heft „Badische Heimat“ monographisch dem jeweiligen Tagungsort und seiner Umgebung gewidmet. Es versteht sich von selbst, daß in den Heften auch Übersichten und Rezensionen aktueller Fach- und Heimatliteratur geboten werden. Sie sind jedoch keineswegs nur auf den badischen Raum beschränkt, sondern schließen auch die benachbarten Landschaften, das Elsaß und die Schweiz mit ein.

Das „Ekkhart-Jahrbuch“ (wegen postalischer Versandbestimmungen mußte die Bezeichnung „Jahrbuch“ wegfallen) ist als Kalenderheft gestaltet. In das Kalendarium sind die Namen und Lebensdaten, Geburts-, Wohn- bzw. Sterbeort von über 800 um Baden, seine Landschaften, Geschichte, Kultur, Kunst und Wissenschaft erwähnenswerte Persönlichkeiten eingearbeitet, die in einem alphabetischen Register nochmals verzeichnet sind. Kalendarium und Register werden alljährlich ergänzt, berichtigt und so auf den neuesten Stand gebracht. Neben typischen Kalendergeschichten und anekdotischen Erzählungen werden vor allem die im badischen Kulturraum tätigen oder mit seinem Kulturbereich in Beziehung stehenden Künstler aus der Vergangenheit und vor allem aus der Gegenwart vorgestellt: Maler, Dichter, Schriftsteller, Wissenschaftler, Musiker, Bildhauer und -schnitzer, Kunsthandwerker, Techniker, Ingenieure, aber auch die „Tüftler“ (Erfinder), „Kruschtler“ (Sammler besonders origineller Dinge), Käuze und Originale verkörpern die Fülle, den Reichtum und die Ausstrahlung badischen Kulturbewußtseins. Ihren festen Platz im „Ekkhart“ haben die jährlich mit dem Hebel-Preis und dem alle zwei Jahre vom Land Baden-Württemberg vergebenen Hans-Thoma-Preis ausgezeichneten Preisträger. Desgleichen werden auch die Gewinner von Mundart- und sonstigen literarischen Wettbewerben durch Publikation ihrer mit Prädikaten ausgezeichneten Arbeiten — meist auch erstmals — einem breiteren Publikum bekanntgemacht und dadurch gefördert.

Doch nicht nur Information, Aufklärung und Unterhaltung sind charakteristische Merkmale unserer Vereinszeitschriften, sondern auch sorgfältige redaktionelle Arbeit, der stete Dialog mit dem kritisch engagierten Leserpublikum unserer Mitglieder und vor allem das Bemühen um Wahrung und wenn möglich Steigerung des Niveaus der Vereins-

hefte sind ein besonderes Anliegen des Vereins.

Denn auch eine beachtliche Zahl von Stadt- und Volksbüchereien in badischen Städten, die Universitätsbibliotheken in Freiburg, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Tübingen, Stuttgart, München, Saarbrücken, Frankfurt und Münster nebst ihren volkskundlichen, geographischen und deutschen Seminaren sind feste Bezieher unserer Publikationen. Die schweizerischen Staatsarchive von Basel und Schaffhausen, die Kantonsbibliothek Aarau, die Universitätsbibliotheken von Basel und Bern sowie die National- und Universitätsbibliothek in Straßburg bezeugen mit ihrem Abonnement die nachbarschaftliche Verbundenheit und ihr Interesse an der Arbeit unsers Landesvereins im Dreiländereck der „Regio“. Daneben besteht ein reger Zeitschriftenaustausch mit benachbarten oder befreundeten Heimat- und Geschichtsvereinen des In- und Auslandes.

Daß darüber hinaus auch die Universitätsbibliotheken der Staatsuniversitäten von Oklahoma, Ohio, Illinois und Missouri, das Harvard College in Cambridge/USA und die New York Public Library in New York zu den langjährigen und seit den Zwanziger-Jahren treugebliebenen Beziehern unserer Vereinszeitschriften gehören, ist ein sichtbarer Beweis für das weitgestreute Interesse an der Vereinsarbeit der Badischen Heimat, ist uns selbst Lob, Anerkennung und Verpflichtung zugleich. Dagegen können die in jüngster Zeit erfolgten Abbestellungen einiger badischer Volksschulen und Gymnasien allenfalls nur als zeitpyische und beschämende Erscheinungsformen gewertet werden, selbst dann, wenn sie vom Rotstift nicht minder kurzsichtiger, vermeintlich fortschrittlicher Etatsachbearbeiter herrühren sollten.

Einen zweiten Schwerpunkt bildet die aktive Öffentlichkeitsarbeit sowohl am Vereinssitz selbst als auch in den übrigen zehn Ortsgruppen des Vereins, die zwischen Waldshut und Mannheim in allen größeren Städten beste-

hen. Mit öffentlichen Vorträgen, Lehr- und Studienfahrten, Besichtigungen und Führungen, Dichterlesungen, Theater- und Konzertbesuchen wird die ganze Fülle, die Mannigfaltigkeit, der „Wert“, die Schönheit und – die Problematik all dessen, was „Heimat“ bedeutet, am Objekt „erfahren“ und in der Diskussion dem persönlichen Verständnis nähergebracht. Vor allem ist der Verein bemüht, daß seine geselligen Abende sich wohlthuend abheben vom üblichen Klischee der sogenannten „Heimatabende“, wie sie mit ihren konfektionierten Darbietungen vor aufgedonnerten Kulissen und kitschigen Schulzen von kommerziellen „Showmastern“ veranstaltet werden. So wird auch im Spätherbst dieses Jahres der Landesverein als Träger der „Grimmelshausenrunde“, der u. a. die „Grimmelshausenstädte“ Offenburg, Renchen, Oberkirch und Gelnhausen angehören, wieder einen Grimmelshausenabend darbieten. Mit zeitgenössischen Liedern und Musikstücken aus dem 17. Jahrhundert, mit einem volkskundlichen oder literarhistorischen Vortrag zur „Grimmelshausenzeit“ und mit Verleihung von Buchpreisen an Oberkircher Schüler soll eine geschichtsträchtige badische Kulturlandschaft, die Ortenau, in Vergangenheit und Gegenwart sinnfällig dargestellt und ihrer Bevölkerung nahegebracht werden.

Trotz des überreichen Angebots kultureller Veranstaltungen, wie es am Sitz des Vereins, der Universitätsstadt Freiburg, nun einmal gegeben ist, lädt der Landesverein und seine Freiburger Ortsgruppe zu einem differenzierten und abwechslungsreichen Jahresprogramm ein: Öffentliche Vorträge wechseln mit Studienfahrten auch ins benachbarte Elsaß, ins Franken- und Schwabenland, in die Schweiz und nach Österreich. Besuche von Mundart- und Freilichttheatern, Führungen durch Ausstellungen und Freilichtmuseen machen mit dem heimischen Kulturschaffen bekannt. Das weihnachtliche Orgelkonzert in einer sehenswerten badischen Dorf- oder

Stadtkirche beschließt das Jahresprogramm. Die bevorstehende Aufstellung einer Hinweistafel am „Dreifürstenstein“ auf der Hornisgrinde vollendet die schon seit Jahren in stiller und gemeinsamer Zusammenarbeit von Schwarzwaldverein und Badischer Heimat betriebene „tätige Heimatpflege“: Wenig abseits eines vielbegangenen Wanderweges liegt eine denkwürdige Sandsteinplatte. Sie fixiert im Schnittpunkt der eingemeißelten Grenzlinien ein historisches Dreiländereck des 18. Jahrhunderts, als sich noch die Territorien des Herzogtums Württemberg, der Markgrafschaft Baden und des Hochstifts Straßburg an dieser Stelle berührten. Der erläuternde Text der Hinweistafel zu der mit den drei Länderwappen und der Jahreszahl 1727 geschmückten Sandsteinplatte wurde vom Landesverein Badische Heimat erarbeitet. Die Säuberung und Präparierung des Steines sowie die Anfertigung der wetterfesten Hinweistafel hat der Schwarzwaldverein übernommen. Zur „Einweihung“ der Hinweistafel werden außer den badischen und württembergischen Heimatfreunden auch Vertreter des Bistums Straßburg erwartet, ebenso der Straßburger Münsterbaumeister und der Direktor der „Académie d'Alsace“, beide Mitglieder der Grimmshausenrunde.

Zu den vielerlei Repräsentationspflichten, die der 1. Landesvorsitzende der „Badischen Heimat“ wahrzunehmen hat, gehört auch die persönliche Kontaktpflege zu den befreundeten und benachbarten Geschichts- und Heimatvereinen, die in ihrer Vielzahl anzuführen hier nicht der Ort ist.

Hervorzuheben ist, daß die „Badische Heimat“ durch ihren 1. Landesvorsitzenden im Kulturausschuß der Stadt Freiburg vertreten ist. Desgleichen nimmt der Landesvorsitzende oder ein Mitglied des Landesvorstandes regelmäßig an den vom Regierungspräsidium Freiburg getragenen Arbeitssitzungen des „Alemannischen Gesprächskreises“ teil. Ferner ist der Landesvorsitzende vom Minister

für Kultus und Sport berufenes Mitglied in der Jury für den „Wettbewerb für Volkstheaterstücke“, der alle zwei Jahre vom baden-württembergischen Ministerium für Kultus und Sport ausgeschrieben wird.

Mit der Wahrnehmung des von der Pädagogischen Hochschule Freiburg erteilten Lehrauftrages (Einführung in die geschichtliche Landeskunde) hat der 1. Landesvorsitzende nunmehr auch die Möglichkeit, den Lehrstudenten aufzuzeigen, daß die Beschäftigung mit der heimatlichen Landschaft, der Erforschung ihrer Natur und Geschichte, Grundkenntnisse ihrer industriellen und wirtschaftlichen Struktur und vor allem des Daseins ihrer Bewohner nichts mit heimatümelnder Schrebergärtnerei zu tun hat, sondern den Blick, das Wissen und die Erfahrung weitet. Er wird dabei sein Bemühen auch darauf verwenden, daß qualifizierte und engagierte Lehrer für die Erteilung des Unterrichtsfaches „Heimatkunde“ herangebildet werden und daß sie als künftige Jugendzieher auch außerhalb der Schule — etwa in Jugendgruppen — zur Mitarbeit im Landesverein Badische Heimat sich bereithalten. Dann könnten wir wieder mit weniger Sorge in die Zukunft blicken, denn der Nachwuchs und das Interesse aus der jungen Generation wären dann zumindest ein wirkungsvolles Mittel, um der von Jahr zu Jahr zunehmenden Vergreisung und dem Mitgliederschwind unseres Landesvereins zu begegnen. Abschließend sei festgehalten: Die beiden Zeitschriften unseres Vereins sind die anziehende und verbindende Klammer einmal unter den Mitgliedern selbst, zum anderen sind sie das gleichermaßen breite und tragende Band, das nicht nur die „Vereine der Badener in Berlin“ und „in Hamburg“ als korporative Mitglieder mit uns verknüpft, sondern sogar im Ausland, in Übersee, im weiten Amerika interessierte Personenkreise und wissenschaftliche Institute erreicht. Hauptanliegen unseres Landesvereins „Badische Heimat“ ist und bleibt daher: mit unseren Ver-

einszeitschriften auf eine möglichst breite Bevölkerungsschicht in der denkbar weitesten Interpretation des Begriffes „Heimat“ anregend, informierend, beratend und wenn nötig auch aufklärend einzuwirken, um so jeden Menschen zu persönlichem Engagement — wo auch immer — bis in seinen privaten Bereich hinein anzuregen und verantwortlich tätig werden zu lassen. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß Heimatpflege

— so verstanden — letztlich nicht Selbstzweck ist, sondern ein universalhumanitärer Bildungsauftrag, ein wirkliches, echtes Bildungsangebot für jedermann. Wir freuen uns über jeden, der als Einzelmitglied oder in der praktischen Arbeit unserer Ortsgruppen davon Gebrauch macht oder machen will.

Dr. Franz Laubenberger

Der alte Winzer

*Das Land trägt schon des Herbstes Tracht.
Im Sonnenbrüten mit Bedacht
der alte Winzer, still und gut,
versucht der roten Traube Blut.*

*Und liebevoll verläßt er dann,
der vielerfahrene, weise Mann,
den Wingert und kehrt heim ins Tal,
als wäre es zum letzten Mal.*

*Er weiß wohl, wer gedeihen läßt,
was er gepflegt und daß zum Fest
der Lese kommt der junge Schwarm.*

*Er wartet ohne Hast und Harm
die letzte, süße Reife ab,
auf seinem Knie den Enkelknab'.
Vielleicht dann schließt das Haus er zu
und legt sich hin zur langen Ruh.*

Friedrich Roth

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Peter Assion

Schwaighofstr. 13, 7800 Freiburg

Heinz Bischof

Rechts der Alb 22a, 7500 Karlsruhe 51

Dr. Lili Fehrle-Burger

Werrgasse 7, 6900 Heidelberg

Karl Heinz Frauenfeld

Lindenweg 5, 6900 Heidelberg

Karl Frei

Robert Koch-Str. 4, 6836 Oftersheim

Dr. Joachim Göricke

Kurzer Buckel 3a, 6900 Heidelberg

Otto Jaeger,

Schröderstr. 11, 6900 Heidelberg

Dr. Manfred Kleiss

Ltd. Bibliotheksdirektor,
Universitätsbibliothek, 6800 Mannheim

Dr. Franz Laubenberger

Kirchenhölzle 2, 7800 Freiburg

Gaston Mayer

Erbprinzenstr. 13, 7500 Karlsruhe

Ludwig Merz

Quinckestr. 18, 6900 Heidelberg

Dr. Hermann Schmid

Obertor 3, 7770 Überlingen

Gernot Umminger

Wiesenstr. 106, 7830 Emmendingen

Gustav A. Ungerer

Karpfengasse 5, 6900 Heidelberg

Dr. Johannes Werner

Nebeniusstr. 36, 7500 Karlsruhe

Hans Leopold Zollner

Gerhart-Hauptmann-Str. 12, 7505 Ettlingen

Buchbesprechungen

Seelbach im Schuttertal, Marktflecken und Luftkurort im Geroldseckerland 1179—1979, hrsg. von G. Finkbeiner, K. Schillinger-Verlag, Freiburg 1979 (381, 35,— DM)

Dem Titel nach zu den Ortsjubiläumsschriften gehörend, wie sie zunehmend in Mode kommen, dem Inhalt und der Ausstattung nach aber eine echte literarische Besonderheit, die mehr als nur lokale Beachtung und Anerkennung verdient: der 380 Seiten starke Text-Bild-Band „Seelbach im Schuttertal 1179—1979“. Sein Entstehen verdankt dieses Werk dem Engagement und Wagemut des Bürgermeisters und Gemeinderats von Seelbach, sein Zustandekommen der fachkundigen Schriftleitung G. Finkbeiners und einer Reihe von kompetenten Beiträgern und Photographen. Das Buch, weit mehr als eine Ortsgeschichte, stellt sowohl den Geschichtskundigen wie auch den Laien und Entdeckungsfreudigen in Wort und Bild zufrieden. Die in ihrer Thematik breit gefächerten Beiträge, die erfreulicherweise durchweg mit sauberen Quellen- und Literaturangaben versehen sind, ermöglichen dem Leser einen mitunter geradezu kurzweiligen Gang durch die Geschichte des Schuttertals und speziell der Ortschaften Seelbach und Wittelbach.

Von den Hohengeroldseckern, deren Namen die Landschaft heute noch trägt, ist die Rede und von ihren Nachfolgern, den Cronbergern und den illustren von der Leyen, die als souveräne Herren über das Zwergfürstentum Hohengeroldseck während der Rheinbundzeit für ein staatspolitisches Kuriosum sorgten. Bedeutsamen Ereignissen des 19. Jahrhunderts, so der 48er Revolution und Auswanderung, wie auch Männern, die über den Ort hinaus Bedeutung erlangt haben, wird gebührende Aufmerksamkeit zuteil. Dabei kommen wichtige Teilbereiche der Geschichtswissenschaft, z.B. die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die Kultur- und Architektur- und die Kirchengeschichte keineswegs zu kurz. Seelbach und Umgebung bietet denn auch genügend Gegenstände zur Untersuchung und Betrachtung, wobei glücklicherweise umfangreiches Archivmaterial zur Verfügung stand: längst eingegangene Bergwerke, Manufakturen, Zünfte und Genossenschaften, ein vergessenes Heilbad, alter Kirchenbaubestand, ein interessantes, 1813 aufgehobenes Franziskaner-Reformaten-Klösterchen und anderes mehr. Auch Volks-

kundliches und Brauchtumhaftes ist in Wort und Bild berücksichtigt. Verhältnismäßig wenig Raum nimmt das rein Kommunale aus der heutigen Zeit ein — es hat nun einmal in Büchern dieser Art seine Existenzberechtigung.

Der Liebhaber seltener alter Karten und Ansichten, gestochener und gemalter, kommt auf Grund der exzellenten Abbildungen ebenso auf seine Kosten wie der Tourist und Wanderer, dem auf alten und neuen, schwarz-weißen und farbigen Photos Kulturelles, Bauliches, Szenen aus dem Leben und Wirken der Talbewohner und landschaftliche Kostbarkeiten dargeboten werden, die sich die Gegend gottlob bis heute erhalten konnte.

Kurzum: Der Erwerb dieser Schrift, die große Geschichte am kleinen Beispiel deutlich macht, die Neues aus Vergangenheit und Gegenwart dieses Raumes zwischen Rhein und Kinzig vermittelt, ist nicht nur für die Bewohner des Tals, sondern auch für den Kenner der oberrheinischen Geschichte und Kultur und überhaupt für den Freund des Schwarzwalds empfehlenswert.

Dr. Hermann Schmid

BADENIA oder DAS BADISCHE LAND UND VOLK, Bde. I—III

Was die Urgroßeltern eines Landmanns wissen konnten, der vor dem 1. Weltkrieg geboren ist, das findet sich wieder in einer lange erwarteten REPRINT-Ausgabe der ersten drei Bände von Josef Baders berühmter Zeitschrift aus den Jahren 1839/40/44. Man fand die alten Bände nicht mehr häufig und ihre Preise waren saftig. Nun hat der rührige Horst Bissinger Verlag im württembergischen Magstadt sich ihrer angenommen, rund 900 Seiten für weniger als einen Hunderter. Ein Glücksfall, und man kann nur hoffen, daß der Verlag sich mit der Herausgabe der weiteren Folgen aus der Zeit nach 1848 nicht so viel Zeit läßt wie bei dieser Ausgabe.

Schon diese drei ersten Bände des nachmaligen Archivrats zu Karlsruhe zeichnen sich durch eine Fülle von Themen aus, die zunächst nur wenig vermissen lassen. Um 1840 war das Land Baden gerade erst ein Menschenalter jung, es war Biedermeier- und weithin noch Postkutschenzeit, Handel und Gewerbe lagen entsprechend zurück gegenüber dem Gebiet um Mittel- und Unterrhein.

Baden brauchte ein neues Staatsgefühl, seine Bewohner mußten ihre eigenen Landsleute erst einmal kennenlernen. Die Verfassung des Großherzogtums wirkte trotz der von Metternich errichteten Bremsen zwar integrierend, aber nicht in dem Maße, wie dies einer zusammenfassenden Schilderung der Landesteile und ihrer Bewohner gelang, die bis zur vorangegangenen Jahrhundertwende (und noch bis 1810) Bürger zweier verbundener Markgrafschaften, zahlreicher geistlicher Gebiete, der habsburgischen Vorlande, von Hanau-Lichtenberg, der Fürsten von Fürstenberg und dreier Freien Reichsstädte mitsamt einem Reichstal gewesen waren.

So finden wir denn Berichte über Gründung und Schicksale von Heidelberg und Mannheim, von Bruchsal und Karlsruhe, von Offenburg mit einer breitangelegten Geschichte der Burg Ortenberg, von Pforzheim und von Bretten. Ganze Landschaften hat der Herr Archivrat für den Leser durchwandert: den Breisgau und die Herrschaft Triberg, die bischöflich-strassburgische Herrschaft Oberkirch, den Odenwald und die Grafschaft Hauenstein, das Markgräflerland. Wir hören von mittelalterlichen Burgen im allgemeinen, von der Stammburg der Zähringer, von der Küssaburg und von Stadt und Gebiet Konstanz. Es treten auf Rudolf von Habsburg, die Herren von Fürstenberg und Geroldseck, die Grafen von Eberstein, von Sulz, Frau Uta v. Schaumburg und die Herzogin Hedwig auf den Hohentwiel (Ekkehard v. St. Gallen durfte sie nur bei geöffneten Zimmertüren unterrichten!), wir hören vom heiligen Bernhard und vom Münsterbauer Erwin von Steinbach, von den Dalbergs — es ist nicht möglich alles und alle in einem kurzen Überblick hier aufzuzählen.

In späteren Bänden, z. B. 1862, wird Bader dann, z. T. unter Mithilfe anderer Autoren über die Geschichte der Juden in Konstanz berichten, über einen „neuen Bauernkrieg“ des Jahres 1613 auf dem Hochschwarzwald, über Durlach, Hüfingen, Waldkirch und Grünsfeld im Tauberggrund. Es wird sich also darum handeln, daß Mitglieder unserer „Badischen Heimat“, daß Schulen für ihre Schüler, Städte für ihre Stadtbibliotheken, Altenheime für ihre Insassen, mit einem Wort: daß möglichst viele Menschen, die in Baden zuhause sind oder nach dem Kriege zu uns kamen, diese wertvollen Bände erwerben, um damit dem Verlag genügend Anreiz für weitere Reprint-Ausgaben von Baders Büchern zu geben. Der niedrige Preis von DM 90.— für alle 3 Bde., (Einzelband DM 35.—) wird wohl kein Hindernis sein. Illustrierte Zeitschriften kosten heute je um 2 bis 3.— DM! An Illustrationen, u. a. reizenden farbigen Trachtenbildern, fehlt es dieser Ausgabe nicht, ich

habe rund 40 gezählt (zumeist am Ende des 3. Bandes) dazu ein halbes Dutzend Land- bzw. Ortskarten.

Bedauerlich, aber bei einer REPRINT-Ausgabe leider nicht zu vermeiden, daß anstelle der „europäischen“ Antiqua-Schrift noch die für die Schulpjugend und für Ausländer schwierigere Fraktur benutzt ist. Aber Josef Bader, dem wir diese Bücher verdanken, war nun eben Historiker und Archivar, kein Seher der Zukunft. Dr. Wolfgang Wipprecht

DIE PFARRER DES HANAUERLANDES

Vielfältig können die Gründe sein, sich mit dem ehem. hanau-lichtenbergischen Land verbunden zu fühlen: genealogische, konfessionelle, touristische oder auch nur rein historische.

Von welcher Seite man auch immer das Ländchen diesseits und jenseits des Rheines angehen mag, an einem straff organisierten, das Gesamte tragenden Gebilde wird kein Hanau-Interessierter vorbeikommen: an der evang. Kirche und ihrer Pfarrerschaft.

G. Schildberg hat in langen Jahren versucht, die verfügbaren biographischen Elemente jener 627 Pfarrer, die von 1618 bis 1793 in der ehem. Grafschaft wirkten, zusammenzutragen und auszuwerten. Auf dem Blatt, das jedem Geistlichen gewidmet ist, wurden so schematisch dargeboten: Angaben über die versch. Lebensstadien und -daten, über Eltern und Ahnen, Schulzeit und Studien, Examen und Ordination, Vikariat und Diakonat, und schließlich — oft auf den Tag genau — Ankunft in und Weggang von den verschiedenen Pfarrstellen, Daten über die Pfarrfrau und die Kinder, über Veröffentlichungen, bes. Vorkommnisse, mit zusätzlichem Register der Pfarrfrauen, einer reichhaltigen Bibliographie und der Aufzählung aller Orte, Mühlen und Höfe der ehem. Grafschaft.

Der Band, in franz. Sprache, aber durch viele genealog. Zeichen und Übersetzungen jedem verständlich, hat 682 S., broschiert. Teil einer Doktorthese, dürfte er, neben Genealogen und Geschichtlern, vor allem die Pfarreien und auch Zivilgemeinden interessieren, und leicht die Aufstellung einer Series pastorum für jedes einzelne Dorf ermöglichen.

Auflage auf 90 Ex. begrenzt. Man bestellt durch Überweisung von DM 48.— (plus DM 4.80 für Porto) auf Postscheck Saarbrücken 6382 von G. Schildberg in Strasbourg.

Der Band ist über den Buchhandel nicht erhältlich.

Im Bodensee mehr Leben als je zuvor. Neu bei Thorbecke: Kiefers Standardwerk „Naturkunde des Bodensees“

Friedrich Kiefer, Naturkunde des Bodensees. Band 1 der BODENSEE-BIBLIOTHEK. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage 1972. 236 Seiten, davon 212 Seiten Text mit 120 Zeichnungen, zahlreichen graphischen Darstellungen und Tabellen sowie 24 Kunstdrucktafeln mit 33 Abbildungen, 1 Ausschlagtafel. Format 17 × 23,5 cm. Leinen mit farbigem Schutzumschlag. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen. Subskriptionspreis für Bezieher der Bodensee-Bibliothek DM 32,—, sonst DM 36,—.

„Wasser, das zum Himmel stinkt“ oder „eine tote Kloake“ — so haben Presse, Funk und Fernsehen den Bodensee charakterisiert. Die Gewässerforscher, die Limnologen, — zu ihnen gehört auch der Autor der „Naturkunde“, Professor Dr. Friedrich Kiefer —, die seit Jahrzehnten den See beobachten und alle Veränderungen mit wissenschaftlichen Methoden messen, kommen jedoch zu einem anderen Schluß:

Der Bodensee ist kein totes, auch kein sterbendes Wasser, in ihm ist mehr Leben als je zuvor. Warum das so ist, dafür gibt es eine einfache wissenschaftliche Erklärung: War der Bodensee noch zu Beginn dieses Jahrhunderts ein nährstoffarmer Lebensraum, so wurde er im Lauf der Jahrzehnte zunehmend gedüngt. Die ungereinigten Abwässer führten ihm nämlich laufend Phosphat, Nitrat und andere Stoffe zu, die organisches Leben im Überfluß ernährten. Die Folge: Im Bodensee gibt es heute mehr Lebewesen als je in seiner langen Geschichte. Und eben dieser Überfluß an Pflanzen und Tieren ist die Ursache der vielen unangenehmen Erscheinungen, die man „Verschmutzung“ nennt.

Die „Verschmutzung“ und die Konsequenzen, mit denen diesem Problem zu begegnen ist, sind aber nur ein Thema des Buchs. In acht großen Kapiteln, in denen alle neuen wissenschaftlichen Daten der Forschung verarbeitet sind, stellt der Autor den Bodensee vor. Er schreibt zunächst die geologische Entwicklung und Beschaffenheit des Sees sowie das Wetter und Klima. Die Kapitel „Das Wasser“ und „Das Leben“ nehmen einen breiten Raum ein; sie sind zentrale Themen. Der Leser erfährt, daß der See sich im Lauf der Jahrhunderte nicht selten gewandelt hat und daß diese Veränderungen oft durch kleine Ursachen bewirkt wurden. Es wird deutlich, daß der See nicht nur eine Ansammlung großer Mengen Wassers ist, sondern ein Lebensraum, in dem kleinste, aber auch große

Tiere eine „Lebensgemeinschaft“ bilden. Schließlich ist der Bodensee Trinkwasserspeicher für Millionen Menschen und das Zentrum eines der bedeutendsten Erholungsgebiete Mitteleuropas.

Der Autor, Professor Dr. Friedrich Kiefer, Biologe und Pädagoge, befaßt sich seit fünf Jahrzehnten mit hydrobiologischen Studien, seit 25 Jahren speziell mit der Erforschung des Bodensees. Er gehört zu den führenden Köpfen der Bodenseeforschung. Sein Buch ist, bei aller weitgehenden Detaillierung, die keine Frage unbeantwortet läßt, in seiner klaren, knappen Sprache fließend lesbar und daher allen Naturfreunden zugänglich. Dem Fachmann und Wissenschaftler bietet Kiefers Werk, das in zweiter, auf den neuesten Forschungsstand gebrachter, erweiterter Auflage erscheint, ein willkommenes Kompendium zu rascher, zuverlässiger Orientierung.

Die „Naturkunde“, verglichen mit der 1955 erschienenen ersten Auflage ein neues Buch, ist mit ihren zahlreichen Abbildungen, informativen Schaubildern, graphischen Darstellungen und anschaulichen Tabellen, die Kiefers lebendig geschriebenen Text noch verdeutlichen, zum Standardwerk über den Bodensee geworden, ein Nachschlagewerk, das Vollständigkeit und wissenschaftliche Genauigkeit garantiert.

Albrecht Brugger, Baden-Württemberg. Eine Landeskunde im Luftbild mit Texten von Hermann Baumhauer und Erich Ruckgraber. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1979. 258 S. mit großteils farbigen Bildtafeln. Quartierformat, Leinen DM 89,—.

Es ist keinesfalls der erste Luftbildband, der unser ehemaliges Land Baden intensiv miteinbezieht (vgl. etwa den Bodensee-Luftbildband bei Stadler oder Gerd Gaiser „Flug über Schwarzwald und Schwabenland“), aber der stattlichste gewiß und mit einigem Abstand. „Das Bild des Landes aus der Vogelschau, in seiner Vielfältigkeit... in seinen Strukturen und ihren Wandlungen, wird... in eindrucksvollen Luftaufnahmen ausgebreitet“, heißt es im von Hans Schleuning abgefaßten kurzen Vorwort. Doch das Anliegen dieses Bandes, dem der Geschenkcharakter in bestem Wortsinn anhaftet, ist keineswegs allein die Reproduktion gut und geschickt ausgewählter Flugbilder, vielmehr möchte das Ganze — und vorweg der Text — eine Art Landesbeschreibung erbringen, was, insofern dies mit solchen Mitteln irgend geschehen kann, auch als gelungen bezeichnet werden darf. Das zeigt sich am besten in den einzelnen Abschnitten, wie u. a. „Siedlungslandschaft / Verkehrslandschaft / Industrielandschaft / Stadtland-

schaft“, aber auch „Land der Residenzen / Land der Burgen“ u. ä. Kritischer wollen zumindest aufs erste Kapitelüberschriften wie „Hochschullandschaft“ oder „Erholungslandschaft“ angegangen werden, obschon auch hier insgesamt Eindrucksvolles und Beeindruckendes zustandekam. Mutig ist da auch das Thema „Zivilisationslandschaft“ mit den dazugehörigen Tafeln „Autofriedhof und Müllhalde, Signaturen der Konsumgesellschaft“. Alles in allem: was dominiert? Es läßt sich schwer sagen, hält sich die Waage. Wer die Bilder anschaut, sollte an den Texten und vor allem an den dazugehörigen jeweiligen „Bilderläuterungen“ nicht vorbeisehen. Die Bilder aber gewinnen erst ihre volle Aussagekraft, wenn man sich der Texte versichert hat. Wertvoll dürften in diesem Zusammenhang auch das Register sowie die Auffindsskizzen auf den Vorsatzblättern erscheinen: damit erreicht der Band eine Art Nachschlagefunktion. Als Dreingabe ist sodann das beigefügte Falzblatt zu werten: hier finden sich die Bildlegenden in englischer und in französischer Sprache. Woraus auch zu ersehen, daß man seitens des Verlags und der Autoren bzw. Mitarbeiter nicht nur mit den baden-württembergischen Käufern und Benutzern, sondern auch mit den Gästen und Fremden gerechnet hat. Daß der Band sowohl herstellerisch als in Anordnung und Umbruch solid und sorgfältig gemacht wurde, versteht sich von selbst, dafür bürgen ja nicht zuletzt frühere einschlägige Publikationen des Verlags. Und wenn man hinsichtlich der Farbbilder viel Grün sieht, so hat das nichts mit Grüntichigkeit zu tun, vielmehr zeigt es sich, daß dieses Land Baden-Württemberg trotz vielseitiger Industrie und Zivilisationsauswirkungen noch über große Reservate von Natur und Landschaft verfügt. Das ist das Beruhigende, nicht nur das Schöne an diesem in mancher Hinsicht stattlichen Band.

Dr. Helmut Bender

Fischerbacher Heimatbriefe. Hrsg. von Bürgermeister Alfred Bächle und Helmut Steinbach. Fischerbach über Haslach/Kinzigtal. Erscheinungsweise: jährlich (1970 ff.) DIN A 4, kart. jeweils ca. 50 S.

„Die Fischerbacher Heimatbriefe erheben als bescheidene Publikation keinen Anspruch auf weite Beachtung, aber sie versuchen, den Kontakt zwischen Gemeindeverwaltung und Einwohnern zu stärken...“ vermerkt H. Steinbach betr. der alljährlichen Rück- und Ausblicke über das kommunale Geschehen, die von Vereinsberichten, Feuilletons und Lyrik sinnvoll heimatbezogen ergänzt werden. Daß auch Feriengäste gern zu diesen Publikationen greifen, und daß die außerhalb der Gemeinde angesiedelten Fischerbacher ebenfalls sol-

che Lektüre aufgreifen, versteht sich von selbst. Eine Welt im Kleinen, wenn man so will, aber deshalb keineswegs kleinkariert oder egozentrisch wichtigtuertisch — exemplarisch und symptomatisch vielmehr. Zitieren wir beispielshalber einige Themen aus den letzten Jahreshften, die heimat- und kulturgeschichtlich von Wert: „Als das Telefon nach Fischerbach kam / Als das 'Elektrizitätsfieber' kam / Heimat ist mehr als ein Wort / Wo sind sie geblieben (Fischerbacher Bürger als Auswanderer) / Befohlener 'Fremdenverkehr' oder: Einquartierung in Fischerbach vor 170 Jahren / Hochwassergefahren in alten Zeiten / Fischerbach und das 'Kometenjahr' 1910 / Von Brot, Brezeln und anderem Backwerk“. Woraus man ersieht, daß solche Hefte jedem, sogar dem Außenstehenden etwas zu geben haben. Das erfreut und regt zu ähnlichen Initiativen gewiß auch an, zumal das Besinnliche neben den kommunalen Bilanzen hier keineswegs zu kurz kommt.

Dr. Helmut Bender

Trauer — Zehn junge Karlsruher Schriftsteller: Zimmermann / Kress-Fricke / Landthaler / Wegner / Gensch / Lober Gnam / Hurst / Lang / Ney. Waldkirch (Waldkircher Verlagsgesellschaft) 1979. 150 S., umschlagkartoniert, DM 18.90.

Herausgeber ist die „Literarische Gesellschaft (Scheffelbund) Karlsruhe“; das rechtfertigende und aufschlußreiche Nachwort („Standhaft im Schiff aus Papier“) schrieb der u. a. durch das SWF-Literaturmagazin bekannt gewordene Jürgen Lodemann. Aufs erste besehen, eine topographisch verankerte Anthologie. Näher besehen, moderne Prosa und Lyrik, mitunter im Karlsruher Raum und auch in dortiger Umgangssprache dann und wann angesiedelt. Nicht nur Experimentelles (wie etwa Hans Gerhard Genschs „'mattstall' oder 'der faschismus der gourmets' — elsässische dorfskizzen“), auch Gekonnt-Naturalistisches (vor allem Roland Langs „Trauer“) mit viel Desillusionierung, und auch Sozial-Anklägerisches (etwa Regine Kress-Fricke „'Letzte Grüße vom Altersheim' oder 'Wer hat Josefa Schwarzweiß umgebracht'“). In der „Kleinen Vorgeschichte“ wird davon berichtet, wie man sich traf, wie gegenseitig vorgelesen wurde und daß die Stadt und ihr Oberbürgermeister den jungen und jüngsten Autoren eine Chance gaben, wofür man sich bedankt. Inwieweit diese Chance wahrgenommen und genutzt wurde, vermag allenfalls die Resonanz des herstellerisch gut gelungenen Bandes aufzuzeigen; ob das Gros der Leser davon angetan, scheint vor allem eine Generationsfrage — in jedem Fall aber ist es verdienstvoll, solchen Schreibenden die Möglichkeit innerhalb einer Anthologie zu geben,

sich auszudrücken und ihre Anliegen und Sehweisen einmal zu realisieren Dr. Helmut Bender

Herbert Brunner u. Alexander von Reitzenstein, Baden-Württemberg — Kunstdenkmäler und Museen. Reclams Kunstführer — Deutschland Band II. 925 S., mit 176 Abb. u. Plänen sowie 2 Übersichtskarten. 7. Neubearb. u. erw. Aufl. Geb. DM 39.80.

6 Auflagen rangierten unter dem Titel „Baden-Württemberg, Pfalz, Saarland“, die hier vorgelegte 7. Aufl. ist nach dem Tod von Brunner „an vielen Stellen . . . ergänzend, ändernd und korrigierend“ bearbeitet worden. Um mehr Raum zu gewinnen, hat man Pfalz und Saar separiert. Auch der Untertitel signalisiert manches Neue und Zusätzliche. Vorangestellt wurde eine vierspaltige „Hauptsehenswürdigkeiten“-Liste. Die Orte stellen sich nach wie vor in streng alphabetischer Folge vor; bei Ortszusammenlegungen bzw. Namensneubildungen hilft ein hintenangestelltes „Ortsverzeichnis“, dem (innerhalb des Anhangs) „Fachwort-Erläuterungen“ sowie ein „Künstlerregister“ vorangehen. Die Informationen sind sachlich und faktenreich, auch übersichtlich gegliedert, was an Betracht des Kleinformates des Bandes und des kompressen Satzes auch nötig. Ein Marginalienzeichen weist jeweils „auf künstlerisch-kunsthistorisch herausragende Bauten oder Details“. Das Bildmaterial ist instruktiv und relativ qualitativ. Auch Modernes wurde reichlich miteinbezogen (wer erwartet schon die „Wohn- und Geschäftsanlage ‚Zähringer Tor‘“), Wesentliches wird kaum vermisst (Heuweiler hätte man beispielweise seiner Kirche bzw. seiner Altäre wegen gerne erwähnt gefunden). Auch die historischen und deskriptiven Vorspanne haben ihren eigenen Stellenwert. So sehr das handliche Format anspricht, so mäßig gibt sich der Kunststoffeinband in seiner nilgrünen Farbe, da gefielen einem die flexiblen Leinenbände der früheren Auflagen doch besser, vielleicht sollte man den Schutzumschlag mit dem graphisch hübsch gestalteten Freiburger Münster schonend behandeln! Dr. Helmut Bender

Bruno Eppe, reit ritterle reit — Gedichte in der Mundart vom Bodensee mit Fotos von Toni Schneiders. Konstanz: Stadler 1979. 68 S., Leinen mit Schutzumschlag, DM 14.80.

„reit ritterle reit / hinterm eck / kunnt de bees dracheäggs . . .“ beginnt das Gedicht „Ritter und Drache zu Welschlingen am Turm von St. Jacob [um] 1200“, das sich symbolisch mit dem romanischen Relief am dortigen Kirchturm beschäftigt.

Der 1931 im hegaischen Rielsingen geborene Autor hat sich bereits in den 50er Jahren mit Mundartgedichten ausgewiesen, aufschlußreich auch der Band „Der naive Maler Bruno Eppe“ (1977), der den Parallelen des Dichters im malerischen Gestalten nachgeht. Wer Mundart schätzt und mit dem Bodenseedialekt einigermaßen vertraut, sollte an dem hübsch aufgemachten Bändchen nicht vorbeigehen. Durchweg Originelles, das sich hier anbietet. Kulturgeschichtliches wurde thematisch wie selbstverständlich mithineingenommen. Ein poetischer Bodenseebilderführer, wenn man so will, auch was die reizvoll eingestreuten Fotos des bewährten Toni Schneiders angeht. Regionales, das durchaus auch überregional bewertet werden darf: die Mundart ist hier eher Anreiz als Barriere.

Dr. Helmut Bender

Rudolf Hagelstange, Mein Bodensee-Brevier. Mit Zeichnungen von Hans Sauerbruch. Konstanz: Stadler 1979. 72 S., Leinen mit Schutzumschlag, DM 14.80.

Der 1912 im Harz geborene Lyriker und Erzähler verbrachte einen Teil seiner Lebensjahre in der Bodenseelandschaft. Seine hier vorgelegten Huldigungen kommen daher nicht von ungefähr. Als „Heimat der Kontraste“ weiß Hagelstange diese von ihm so geliebte Landschaft zu feiern. Da gibt es reine Lyrik, gibt es Kurzerzählungen (etwa „Die Männerwallfahrt“ oder „Teenager-Geburts-tag“), gibt es auch mehr Essayistisches und Besinnliches, ja, es gibt sogar Ornithologisches („Seltene Vögel am Bodensee“)! Mit Vergnügen liest sich so das Bändchen, gewichtig und doch nicht mit allzuviel belastenden Gewichten versehen. Die „Meersburger Elegie“ dürfte alles in allem als ein Mittelpunkt des Vorgelegten angesprochen werden. Als Ganzes aber darf man das Bändchen als eine gelungene Schaffensauswahl des nun bald siebzigjährigen vielbeachteten Dichters werten. Sauerbruchs muntere Federzeichnungen machen sich in ihrer Textauflockerung und -kommentierung bereichernd gut. Dr. Helmut Bender

Franz Hilger, Die Badische Weinstraße. Freiburg: Rombach 1979, Taschenbuch, 93 S., mit 24 Fotografien auf Tafeln.

„Von Baden-Baden bis Basel“ heißt es im Untertitel, und in der „Einleitung“: „Zu Ehren des badischen Weines wurde im Jahre 1955 eine Straße benannt: die Badische Weinstraße . . .“ Aufschlußreich geben sich die allgemeinen historischen Kurzbetrachtungen ebenda. Daran schließen die einzelnen Gebiete bzw. Landschaften an: „Die Or-

Bz 769

tenau (eigentlich müßt's mit dem Ufgau einsetzen?) / Der Breisgau / Kaiserstuhl — Tuniberg / Freiburg (zwar auch im Breisgau!) / Das Markgräflerland / Basel“ (freilich nicht nur auf den Wein bezogen — und da gilt ganz allgemein, daß wir es hier eher mit einem Kunst- und Reiseführer als mit einem eigentlich vinokologischen Bändchen zu tun haben!). Das Ganze gibt sich schlicht und einführend, was ja auch vom zur Verfügung stehenden Umfang nicht anders erwartet werden kann. Daß sich die gewohnt qualitativen Pragerischen Aufnahmen in der Hauptsache mit dem Rebland beschäftigen, dürfte indes auch alle jene versöhnen, die über den Wein noch mehr und noch Detaillierteres erwartet haben. Ein Ortsregister sowie eine übersichtliche Kartenskizze vervollständigen die „Auskünfte“ und Beschreibungen. Ein Stück „Kulturlandschaft“ wurde so zumindest holzschnitthaft repräsentiert.

Dr. Helmut Bender

Christian Ludwig Fecht, Der Fußwanderer oder: wie man reisen soll in einer Fußwanderung aus dem Breisgau bis Zug veranschaulicht... Freiburg: Rombach 1979, Taschenbuch, 147 S., mit 17 zeitgenössischen Stichreproduktionen und Verfasserporträt.

Auf der Einbandrückseite ist die 7-Tageroute übersichtlich aufgeführt: das geht von Waldkirch über Freiburg, durchs Höllental nach dem Titisee und Lenzkirch, dann von Grafenhausen über Tiengen ins Schweizerische, erst am 6. Tag erreicht der Wanderer bei Säckingern wieder deutsches bzw. großherzoglich-badisches Gebiet, am letzten Tag wird schließlich von Wehr das Wiesental erreicht. Der eigentliche Reprint (Original Heidelberg 1824) gibt sich splendid und mit hübschen Bildreproduktionen versehen, inhaltlich gefällt es sich biedermeierlich-spätaufklärerisch usw., es liest sich behaglich und à la Campe, das Umständliche gehört nun mal mit dazu. Besonders wertvoll ist das Nachwort des Freiburger Universitätsbibliothekars Dr. Robert Feger: zunächst wird die Vita exakt und lebhaft skizziert, danach seine literarischen Werke gewürdigt. Daß auf Fechts „Naturherrlichkeit von Lahr und Umgebung“ (Lahr 1846) nicht näher eingegangen werden konnte, ist verständlich (obschon dies wohl die artverwandteste Schöpfung, mitunter allerdings geradezu hymnisch-patriarchalisch anmutend), aufschlußreich in diesem Nachwort dann auch der letzte Absatz kritischer Wertung. Zurecht kommt F. zum Schluß, daß ein solches „landeskundlich-

geographisches Werkchen“ alles in allem auch heute noch — und heute wieder erst recht — gelesen zu werden verdient. Ortsregister und Reisewegskizze runden die verdienstvolle Edition.

Dr. Helmut Bender

Eugen Falk-Breitenbach. Gott, Natur und Menschenherz. Alemannische Gedichte mit Illustrationen des Verfassers; 14,80 DM, Schauenburg Verlag Lahr

Eine erfreuliche Nachricht für Freunde der alemannischen Mundartdichtung im allgemeinen und des Kinzigtäler Malerpoeten Eugen Falk-Breitenbach im besonderen: aus Anlaß der Vollendung des 75. Lebensjahres des Künstlers brachte der Lahrer Schauenburg Verlag die beiden seit längerem vergriffenen Gedichtbändchen „Goldiges Land“ und „Aus der Stille“ unter dem Titel „Gott, Natur und Menschenherz“ neu heraus. Gott — Natur — Menschenherz: damit klingen die Leitmotive der Falkschen Dichtung an. In vielen seiner Gedichte erweist er sich als Grübler und Gottsucher: „Härrgott, de Wääg zue diir isch schtainig, schwäär un wit.“ Aber im Glauben und in der Natur der Schwarzwaldheimat deutet sich ihm der Sinn: „Mr guggt si aa un wurd ganz schtill/Un bäddet, uhni daß mr will.“ In anderen Gedichten hält er Zwiesprache mit geliebten Menschen, der Mutter, den Freunden, dem Vorbild Hansjakob; mahnt er zur Besinnung und Umkehr, kündigt er von Leid und Glück des Menschenlebens. „D'Schtärn am Himmel solle bringe/Eich „Vergeltsgott“ liewe Lit,/Un i meecht no moole singe/Für Haimet, Volk un alli Zit.“ Es gelingt Eugen Falk-Breitenbach, das Mittellalemannische in seinen Gedichten zum Klingen zu bringen. In seinen besten Schöpfungen stimmen Form und Inhalt meisterhaft überein; so im Gedicht „Herbstliches Stimmungsbild“. Man sieht das „Krieselaub“ „firzindrood“ (feuerrot) aufleuchten; man hört, wie der Karren „haimeszue boldert“; man spürt, wie die „Nääwel dicki Tropfe“ spinnen. Im Anhang des Buches findet der Leser eine Worterklärung für die alemannischen Ausdrücke. Der Gedichtsband ist mit Kohlezeichnungen des Verfassers ausgestattet. Neben dem schalkhaften Büble mit einem Blumenstrauß erblickt man die erste Schwarzwaldlandschaft im Winter, die symbolträchtige Ähre und den Rebstock. So bietet das Büchlein dem Ohr und dem Auge, dem Herzen und dem Verstand Genuß und Gewinn.

F. Armbruster

